

Der Aufstieg  
des Hauses  
Rotkschild



Markha Geisinger 1928

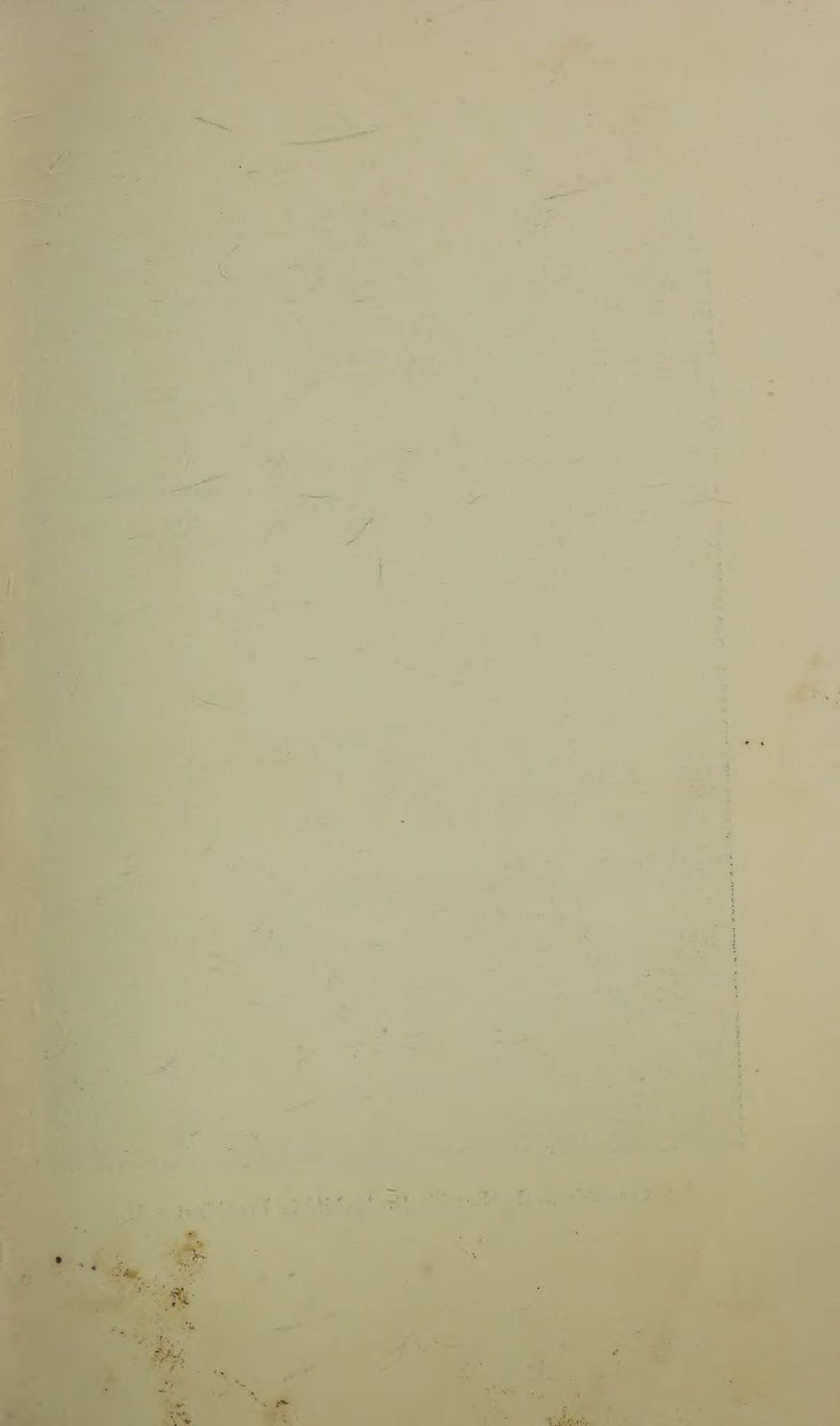
















1. Stammhaus der Familie Rothschild in Frankfurt a. M.

EGON CAESAR CONTE CORTI

---

DER AUFSTIEG

DES HAUSES ROTHSCHILD

1770-1830

065989

MIT 24 BILDTAFELN UND EINEM FAKSIMILE

---

IM INSEL-VERLAG ZU LEIPZIG

1927

CONCORDIA COLLEGE LIBRARY  
BRONXVILLE, N. Y. 10708

HG  
1552  
.E8  
C51

2-92





---

## VORWORT

Die Geschichte des 19. Jahrhunderts ist von den Historikern mit verschiedener Eindringlichkeit behandelt und beleuchtet. Einzelne Zeitabschnitte, Episoden und Einzelpersönlichkeiten sind in Hunderten und Tausenden von Büchern auf das eingehendste behandelt worden. Andere wieder blieben aus verschiedenen Gründen ganz vernachlässigt. Dazu gehört auch die Rolle, die die Familie Rothschild in der Geschichte des 19. Jahrhunderts gespielt hat. Es klingt fast unglaublich, daß diese Familie, die, wie die nachfolgende Arbeit zeigen soll, in dem vergangenen Säkulum an der großen Politik Europas, ja der Welt, einen so hervorragenden Anteil genommen hat, in umfangreichen, verdienstvollen Geschichtswerken entweder gar nicht oder nur ganz flüchtig erwähnt wird. Die spezielle Literatur über das Haus Rothschild endlich teilt sich in bezahlte, im Interesse des Hauses geschriebene Hymnen oder in haßerfüllte Pamphlete, deren Tendenz schon nach dem Lesen der ersten Zeilen gleicherweise abstößt.

Nur zwei Arbeiten kleineren Umfanges, die sich teilweise auf Akten stützen, die Christian Wilhelm Berghoeffers, eines Rothschildschen Beamten, und die unparteiische Schrift des Professors Dr. Richard Ehrenberg müssen als ernst und verdienstlich gewertet werden, doch behandeln sie nur beschränkte Abschnitte der Geschichte des Hauses und geben keinen Überblick über dessen gesamteuropäische Bedeutung. Die vorliegende Arbeit, die die Zeit von 1770–1830 umfaßt, versucht den Aufstieg des Hauses aus kleinen Anfängen zu großer Höhe bis in ein Jahr schwerer Krise zu zeigen, eine

folgende wird die Entwicklung des Hauses bis in die neueste Zeit schildern und darzulegen suchen, wie es auch da in die Geschicke Europas eingegriffen hat und wie sich die Großen der Zeit, Cavour und Napoleon III., Disraeli und Bismarck, Kaiser Franz Josef und Wilhelm II., zu der reichen, aus dem Frankfurter Ghetto hervorgegangenen, aber zu internationalen Torys emporgestiegenen Familie verhalten haben.

Im Verlauf meiner vorangegangenen historischen Studien und Arbeiten bin ich in Akten und Memoirenbüchern ebenso oft auf den Namen Rothschild gestoßen, wie ich ihn sonst in ernsten historischen Arbeiten vermißte. Ich begann die mir erlangbaren Daten zu sammeln, und schließlich häuften sich die Rothschild-Briefe, Akten und Dokumente aus allen Dezennien des 19. Jahrhunderts zu Tausenden in meinen Fächern. Dann ging ich daran, in jenen Hauptstädten Europas, die den Schauplatz der Tätigkeit der Familie bildeten, das Material unter Zuhilfenahme der gesamten einschlägigen Literatur zu ergänzen.

Das Thema freilich ist unerschöpflich, aber das Zusammengetragene ermutigte mich, den Versuch eines Gesamtbildes zu wagen. Für jede Mitteilung weiterer wichtiger Dokumente und Tatsachen wäre der Verfasser dankbar; er wird sie in neuen Auflagen seines Werkes sorgfältig verwerten.

Heikel war die Art und Weise der Behandlung des Themas. Aber als ich den Entschluß zur Arbeit faßte, war mir klar, daß sie entweder völlig unparteiisch oder überhaupt nicht zu unternehmen war, denn die Wertlosigkeit einer parteiischen Arbeit pro oder kontra leuchtete mir ein. Das Haus Rothschild öffnet seine Archive begreiflicherweise nicht, da sie wie keine anderen Geschäftsgeheimnisse ersten Ranges bergen. Es hat dies aber auch sein Gutes, denn ich wollte frei und unabhängig von jedermann so unparteiisch als möglich, unbekümmert um rechts und links, unberührt von Haß und Liebe rassenmäßiger, nationaler oder konfessioneller Natur

die historische Rolle dieses Hauses im 19. Jahrhundert erforschen, die, wie ich wußte, größer war, als man gemeinhin ahnt. So sollen hier lediglich Tatsachen rein sachlich zu einem Gesamtbilde gefügt werden und ein Urteil über die Einzelpersonen und ihre Wirkung auf die Geschehnisse der Welt gestatten. In dreieinhalbjähriger Arbeit wurde das Material zusammengetragen, dessen ersten Teil ich heute verarbeitet der Öffentlichkeit unterbreite.

Ich danke an dieser Stelle allen, die mir bei der Arbeit mit Rat und Tat behilflich waren, auf das herzlichste. So vor allem dem Direktor des Staatsarchivs in Wien, Prof. Dr. Bittner, und seinen lebenswürdigen, von mir so sehr beanspruchten Herren Prof. Dr. Groß, Dr. Antonius, Dr. Reinoehl, Dr. Schmidt, Dr. Wolkan und Kanzleidirektor Marek, dann Herrn Oberstleutnant und Kammerherrn von Carlshausen, Urenkel jenes Mannes, der den Rothschild die erste Höhe erklimmen half, endlich auch dem Herrn Direktor des Preussischen geheimen Staatsarchivs in Berlin, Geheimrat Klinkenborg. Weiter danke ich Herrn Prof. Dr. Losch der Preussischen Staatsbibliothek in Berlin, Herrn Prof. Dr. A. Richel in Frankfurt und der Direktion des dortigen städtischen Museums, die mir in gütiger Weise gleichwie der Direktor der Porträtsammlung der Wiener Nationalbibliothek, Hofrat Dr. Röttinger, und Dr. Wilhelm Beetz, bei der Illustrierung des Werkes halfen.

Ich übergebe meine Arbeit der Öffentlichkeit in der Hoffnung, daß sie so beurteilt werde, wie sie gemeint ist: als ein leidenschaftsloser, unabhängiger, von aufrichtiger Liebe zur Wahrheit beseelter Beitrag zur Geschichte einer noch sehr im Dunkel liegenden und doch unendlich wichtigen Triebkraft in den Geschehnissen des 19. Jahrhunderts.

Wien, im Juli 1927.

Der Verfasser





## INHALTSÜBERSICHT

### ERSTES KAPITEL

#### DER URSPRUNG DER FAMILIE ROTHSCHILD IN FRANKFURT UND IHRE ERSTE TÄTIGKEIT

Frankfurt als Handelszentrum. Drückende Lage der Juden. Das Haus zum roten Schild. Meyer Amschels Jugendzeit. Handel mit alten Münzen. General Estorff, der Münzensammler, führt Rothschild als Münzenlieferanten bei Wilhelm von Hessen ein. Rothschild wird Hoffaktor. Noch nicht reich, aber wohlhabend. Meyer Amschels Heirat. Charakter Wilhelms von Hessen. Truppenverkauf an England. Des Hauses Hessen Schätze und Reichtümer. Antritt der Regierung und großes Erbe. Meyer Amschel bringt sich in Erinnerung. Das Rothschildische Haus in der Judengasse. Jahreseinkommen der Rothschild um 1790. Beginnende Mitarbeit der Söhne. Die Revolution in Frankreich und die folgenden Kriegswirren. Die Judengasse wird in Brand geschossen. Das Rothschildische Vermögen steigt. Des dritten Sohnes Nathan Sendung nach England.

### ZWEITES KAPITEL

#### DIE FAMILIE ROTHSCHILD IN DER ZEIT NAPOLEONISCHER MACHTFÜLLE

Rothschild der zehntreichste Jude in Frankfurt. Verbindung mit dem Hause Thurn und Taxis. Meyer Amschel wird kaiserlicher Hoffaktor. Konkurrenzkampf mit anderen Firmen. Vermittlung dänischer Anleihen. Der Kasseler Schutzbrief. Für oder gegen Napoleon. Die Franzosen besetzen Kassel. Flucht des Kurfürsten. Rothschild als Protektor des Kurfürsten. „Herr von Goldstein“ im Exil. Die Reisen der Rothschild. Bethmann wird aus dem Felde geschlagen. Die doppelten Bücher der Rothschild. Geheime Polizeiberichte. Hausdurchsuchung und Verhör in Frankfurt. Ein zu fein gesponnener Anleiheplan. Der Gesellschaftsvertrag der Rothschild. Meyer Amschel als Diplomat. Die Rothschild und die französische Polizei. Dalberg verkauft den Frankfurter Juden das Bürgerrecht. Krankheit und Tod Meyer Amschels.

## DRITTES KAPITEL

DIE GROSSE NAPOLEONISCHE KRISE UND DEREN NUTZUNG  
DURCH DAS HAUS ROTHSCHILD

Nathans Emporkommen in England. Offizieller Schmuggel zwischen London und Paris. James setzt sich an der Seine fest. Einverständnis mit Napoleons Finanzminister. Geldnot Wellingtons. Ein glücklicher Goldankauf. Neuerliche polizeiliche Verdächtigung in Frankreich. Belieferung der Armee der Alliierten. Österreichische Geldsorgen. Bemühungen der Rothschild um Geschäfte mit Österreich. Widerstand in Wien. Große Geschäfte mit mächtigen Staaten. Die „Uneigennützigkeit“ der Rothschild. Der Pariser Friede. Ludwig XVIII. kommt mit Rothschildischem Geld nach Frankreich. Panik bei Napoleons Rückkehr. Mißtrauen in Österreich. Die britischen Kommissare für die Rothschild. Die Wahrheit über Waterloo. Nathans Tätigkeit hinter den Kulissen. Die Judenfrage in Frankfurt. Die Adelsverleihung. Erhöhung der sozialen Stellung. Streben nach einer diplomatischen Würde. Bitten, unermüdlich Bitten.

## VIERTES KAPITEL

DIE BRÜDER ROTHSCHILD IM ZEITALTER DER KONGRESSE  
1818—1822

Geldverlegenheit des preußischen Hofes. Abschluß der preußischen Anleihe von 1818. Die Gebrüder Humboldt und die Rothschild. Des Kurprinzen von Hessen Geldverlegenheit. Metternich und Gentz in Frankfurt. Der beiden Verbindung mit den Rothschild. „Die ersten Puissancen der kaufmännischen Welt.“ Judenfeindlicher Aufruhr in Deutschland. Sturm gegen das Haus Rothschild in Frankfurt. James rät, Frankfurt zu verlassen. Österreich bewirbt sich um die Familie Rothschild. Aufgefangene Briefe. Eigene Kuriere und Nachrichtendienst der fünf Brüder. Österreichische Lotterieranleihen. Salomon läßt sich in Wien nieder. Revolution in Neapel. Metternichs Intervention ohne Geld. Die Rothschild sollen es machen. Neapel wird alles zahlen. Carl Rothschild wird zur Verfügung gestellt. Aufstand in Piemont. Carl Rothschild geht nach Neapel. Dieses muß mit ihm abschließen. Niederlage der Revolution in Neapel und Piemont. Nathan macht Reklame. James Generalkonsul in Paris. Das soziale Ansehen steigt. Mißglückte österreichische Anleiheprojekte. Privatanleihen Metternichs bei Rothschild. Die errungene Freiherrnkrone.

## FÜNFTES KAPITEL

## ROTHSCHILDSCHE GESCHÄFTE IN ALLER WELT 1820—1825

Revolution in Spanien. Ausnutzung politischer Nachrichten an der Börse. Nathan Generalkonsul. James und die französische Regierung. Politische Seitensprünge. Rothschildisches Geld rettet den König in Spanien. Spani-



sche Anleihesorgen. Erledigung der Frankfurter Judensache. Das Riesengeschäft mit der österreichischen Schuld an England. Geschäfte auch in Brasilien. Carls Festsetzung in Neapel. Sein doppeltes Gesicht. Das irische Freikorps des Königs. Thronbesteigung Karls X. Nathan und die Handelskrise in England. Schwankende Haltung der Rothschild. Mißlingen, begrenzte Verluste. Witze und Karikaturen. Marschall Marmonts Geldverlegenheit. Intervention Salomons für die Mutter Napoleons I. Ein höchst nachteiliges Geschäft Österreichs. Sorge um das Leben Kaiser Franzens. Zusammenbruch von Konkurrenten. Reklame in der Presse.

## SECHSTES KAPITEL

## DER GROSSEN KRISE ENTGEGEN

Abschluß der Neapler Expedition. Handeln und Feilschen. Marie Louise, Neipperg und ihre Kinder. Die unversorgten „Montenuovos“. Frage der Schaffung eines Privatvermögens. Metternich zieht Salomon zu Rate. Eine Anleihe deckt alles. Kein Orden für Rothschild. Salomon in Audienz bei Marie Louise. Goethe und die Familie Rothschild. Nathans Freiherrntitel bleibt ungenutzt. Herries wird Schatzkanzler. Sturm wegen seiner Verbindung mit Rothschild. Soll Rothschild Rußland eine Anleihe geben? Der russisch-türkische Krieg. Nathans Ansichten über die europäische Lage. Die fünf Brüder Europas. Große preußische Anleihe beim Hause Rothschild. Uneigennützigkeit und Ehrensache. Die Konkurrenz Rothschild-Bethmann. Sturmzeichen an der Pariser Börse. Salomon in Paris. Die Ordonnanzen. James ist ahnungslos. Revolution in Paris. Katastrophaler Sturz der Papiere. James schwenkt zu Louis Philippe. Dieser vertraut sich Rothschild an. Krisenhafte finanzielle Lage. Angst der Rothschild vor einem europäischen Kriege. Gedeihen oder Verderben des Hauses Rothschild?

---



## ERSTES KAPITEL

### DER URSPRUNG DER FAMILIE ROTHSCHILD IN FRANKFURT UND IHRE ERSTE TÄTIGKEIT

Das freie Frankfurt am Main, seit der Goldenen Bulle 1356 Wahlstadt der Deutschen Könige, nahm in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine überragende Stellung unter Deutschlands großen Städten ein. Die einstige Kapitale des Ostfränkischen Reiches, schon 1245 reichsunmittelbar geworden, hatte sich ihren Vorrang trotz mannigfacher Wechselfälle die Jahrhunderte hindurch erhalten. In den letzten Jahrzehnten vor der Französischen Revolution mächtig aufgeblüht, zählte sie nun etwa 35 000 Einwohner, worunter ein Zehntel Juden waren. Die Lage der Stadt, so nahe der großen Wasserstraße des Rheins und den Grenzen Frankreichs und Hollands, hatte sie zum Durchgangstor für den Handel Deutschlands mit den westlichen Staaten gemacht. Aber auch der Wirtschaftsverkehr mit England bildete eine der Hauptbeschäftigungen ihrer Bewohner.

Es war nur natürlich, daß Angehörige des von Natur aus für Handel und Geldgeschäfte besonders begabten jüdischen Stammes gerade diese Stadt mit Vorliebe zu ihrem Wohnsitz wählten. Gegen Ende des Mittelalters genossen die Juden in Frankfurt überdies große Freiheiten, und man wehrte sich zunächst nicht gegen ihre Einwanderung. Erst als die andersgläubigen Geschäftsleute merkten, daß sie wirtschaftlich unter der Konkurrenz dieses in Handelsgeschäften höchst unternehmenden Volksstammes litten, tat sich die zahlenmäßig weit überlegene christliche Bürgerschaft zusammen und erkaufte sich 1349 in aller Form das Eigentumsrecht über

die Juden. Von da ab begann eine Zeit harten Druckes für die jüdischen Einwohner. Um die Juden aus der Nähe des vornehmsten Gotteshauses zu entfernen, erließ man im Jahre 1462 das Gebot, sie hätten alle ihre bisherigen Wohnungen zu verlassen und sich in einem eigens hierzu bestimmten Viertel, der sog. Judenstadt, anzusiedeln.<sup>1</sup> Diese bestand jedoch eigentlich nur aus einer einzigen finsternen, etwa zwölf Fuß breiten Gasse und lag, wie Goethe sie schildert, zwischen Stadtmauer und Graben, „gleichsam in einem Zwinger eingeklemmt“. Durch mehr als dreihundert Jahre blieb dies der alleinige Wohnort der Frankfurter Juden, deren Aufenthalt in der Stadt der Bürgerschaft immer mißliebiger wurde. Schon im zweiten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts war eines der Ziele des in Frankfurt unter Anführung Fettmilchs ausgebrochenen Aufstandes die Vertreibung der Juden, die unter Mord und Plünderung auch tatsächlich gelang. Sie kehrten allerdings bald in die Stadt zurück, mußten sich jedoch zahlreichen, in einer eigenen Verordnung, der sog. „Judenstätigkeit“, verzeichneten Einschränkungen und Vorschriften, wie z. B. dem Leibzoll, unterwerfen und als fremde Elemente den „Schutz“ ihrer Person und ihres Eigentums erkaufen. Sie hießen demzufolge „Schutzjuden“. Die Anzahl der Familien war auf höchstens fünfhundert beschränkt, jährlich waren nur zwölf Ehen zugelassen, weitere nur dann möglich, wenn eine andere Familie weggestorben war. Grund und Boden durfte von Juden nicht erworben werden, Handwerk und Landwirtschaft war ihnen verschlossen, und auch der Handel mit vielen Waren, wie z. B. Frucht, Waffen und Seide, war ihnen untersagt. Dazu war ihnen überhaupt verboten, außer zur Messezeit Handelsartikel irgendwo anders als in der Judengasse feilzubieten. Der durch die Ghattomauer abgegrenzte Raum durfte weder bei Nacht, noch an Sonn- und Feiertagen verlassen werden. Betraten die Juden eine Brücke, so mußten sie für das Über-



schreiten zahlen. Vom Besuch öffentlicher Wirtsstätten waren sie ausgeschlossen und durften auch die schönen Promenaden in der Stadt nicht betreten. Das Ansehen der Juden war demnach höchst gering. Es kam häufig vor, daß sie, wenn sie sich öffentlich zeigten, mit höhnischen Zurufen, Schlägen oder Steinwürfen empfangen wurden. Boerne behauptete, daß jeder Gassenbube dem vorübergehenden Hebräer das Wort „Jud, mach mores!“ zurufen konnte, und daß dieser dann beiseite treten und den Hut abnehmen mußte. Wie dem auch gewesen sei, die drückende Lage der Juden, der Hang mancher von ihnen zu Wucher und Ausbeutung, die angeborene Antipathie der Christen sowie deren Gefühl, geschäftlich weniger pfiffig zu sein, schuf eine Atmosphäre gegenseitigen Hasses, die kaum irgendwo anders unleidlicher war als in Frankfurt.

In dem Ghetto dieser Stadt und unter den eben geschilderten drückenden Verhältnissen lebten auch die Vorfahren des Rothschildschen Hauses. Die ersten Ahnen Meyer Amschel Rothschilds, der den Grundstein zur späteren Größe des Hauses legte — man kennt ihre Namen, und ihre Grabsteine sind auf dem alten jüdischen Friedhof Frankfurts erhalten —, lebten in der Mitte des 16. Jahrhunderts. Ursprünglich waren die Häuser in der Judengasse nicht numeriert und unterschieden sich nur dadurch voneinander, daß jedes Haus über dem Tore ein Schild in bestimmter Farbe oder mit besonderem Wahrzeichen aufwies. So zeigte das von den Mitgliedern der Familie Rothschild bewohnte Gebäude ein kleines rotes Schild. Von diesem leitet sich ohne Zweifel der Name der Familie her; zum ersten Male erscheint er 1585 bei Isaak Elchanan<sup>2</sup> zum rothen Schild, während dessen Vater auf seinem Grabstein nur kurzweg Elchanan benannt ist. Etwa ein Jahrhundert später verließ Naftali Hirz zum rothen Schild das baufällig gewordene Haus, das der Familie seinen Namen gegeben, und bezog das sogenannte Haus zur Hinterpfann,

in dem die Rothschild fortan als ortsansässige Schutzjuden lebten.

In der Zeit bis zum Mannbarwerden des fünf Jahre vor Goethe 1744 geborenen Meyer Amschel Rothschild beschäftigte sich die Familie zunächst mit Kleinwarenhandel aller Art und zu Beginn des 18. Jahrhunderts auch schon in mäßigem Umfange mit Geldwechsel. Nach ihren Steuerleistungen, die man da und dort noch in den Akten verzeichnet findet, gehörte die Familie nicht zu den armen Juden, ihr Vermögen erhob sich aber auch nicht über ein gutes Mittelmaß.

Immerhin stand Meyer Amschel, der schon 1755, also im zwölften Lebensjahre, als ältester Sohn Vater und Mutter verlor, ein kleines Vermögen zu Gebote, das ihn bei Fleiß und Eifer, die ihm in frühester Jugend im Elternhaus eingepflanzt wurden, befähigte, den Lebenskampf aufzunehmen. Freilich war dieser Kampf für einen jungen Juden damaliger Zeit unter den herrschenden Verhältnissen ungleich schwerer als für einen glücklicheren Christensprossen.

Schon als zehnjähriger Knabe war Meyer Amschel von seinem Vater dazu verwendet worden, Münzen aller Art umzuwechseln, d. h. je nach Bedarf Gold und Silber gegen die entsprechende Menge Kupfer, sogenanntes grobes Geld, einzutauschen. Bei der damaligen Zerrissenheit Deutschlands, das in zahllose kleine Fürstentümer, Städte und geistliche Territorien, alle mit eigenem Münzregal, zerfiel, bot das Wechselgeschäft vortreffliche Gewinnmöglichkeiten, denn jedermann war selbst vor der kleinsten Reise gezwungen, die Hilfe der Wechsler in Anspruch zu nehmen. Diese Beschäftigung des Knaben wurde später für den gereiften Mann eine ernste Anregung, denn er tauschte dabei mitunter seltene und geschichtlich wertvolle Münzen ein, die sein Interesse an der Münzkunde wachriefen.

Von der Schule in Fürth, wo er jüdische Religionskenntnisse

erwarb, kam Meyer Amschel nach Hannover ins Oppenheim-sche Handlungshaus. Dort trat er durch Zufall mit dem hannoverschen General von Estorff in Verbindung, der ein eifriger Münzensammler war und sich durch den jungen Meyer Amschel manch wertvolles Stück für seine Sammlung vermitteln ließ. Da der General dem hessischen Fürstenhause nahestand, sollte diese Bekanntschaft noch von weittragender Bedeutung werden. Meyer Amschel beschäftigte sich nun neben seinen täglichen Pflichten immer eifriger mit der Numismatik, beschaffte sich alle erreichbaren einschlägigen Schriften und wurde mit der Zeit ein ausgezeichnete Fachmann auf diesem Gebiete, obwohl seine übrige Bildung so ziemlich alles zu wünschen übrig ließ. Verhältnismäßig früh kehrte er als noch ganz junger Mensch in seine Heimatstadt Frankfurt zurück, denn dort erwartete ihn sein Erbe und damit die Grundlage für die Führung eines selbständigen Geschäftes, für das er schon in frühester Jugend zu Hause, später dann in Hannover, praktisch vorgeschult worden war.

Ungefähr um die gleiche Zeit verließ auch der General von Estorff Hannover und begab sich an den Hof des Prinzen Wilhelm von Hessen, des Enkels des in Kassel residierenden alten Landgrafen Wilhelm VIII., nach dem unweit Frankfurt gelegenen Städtchen Hanau. Des Prinzen Vater, Friedrich II. von Hessen, hatte eine Tochter des Königs Georg III. von England aus dem Hause Hannover geheiratet, und die beiden Fürsten nützten ihre verwandtschaftlichen Beziehungen, um sich wechselseitig in ihrer Familien- und Machtpolitik zu unterstützen. Dabei spielte der damals von zahlreichen deutschen Fürsten betriebene Verkauf von Soldaten für fremden Kriegsdienst eine große Rolle. Insbesondere England, das von jeher gewohnt war, seine Kriege mit Söldnern fremder Nationalität zu führen, war ein gut zahlender Abnehmer. Es bedurfte eben damals im Jahre 1755, als die

amerikanischen Kolonien sich gegen das Mutterland erhoben, wieder zahlreicher Mannschaften, was dem hessischen Schatz ein beträchtliches Stück Geld einbrachte. Friedrich II. überwarf sich aber später mit seiner Frau, seinem Vater und seinem Schwiegervater, weil er vom protestantischen zum katholischen Glauben übergetreten war. Um nun den ältesten Enkel dem Einfluß seines Vaters zu entziehen und ihn von Kassel fernzuhalten, bestimmte der alte Landgraf für Wilhelm die Grafschaft Hanau. Bis er aber dort die Herrschaft antreten konnte, sandte man ihn nach Dänemark zu König Friedrich V., der die zweite Tochter des englischen Königs geheiratet hatte, und dessen Tochter für den jungen Wilhelm bestimmt war.

Die Beziehungen des hessischen Herrscherhauses zu England und Dänemark wurden in der Folge von größter Bedeutung für das Emporkommen des Hauses Rothschild, denn es gelang diesem, zum hessischen Herrscherhause in nahe geschäftliche Verbindung zu treten und dadurch in weiterer Folge auch Fühlung mit den Höfen und führenden Männern Dänemarks und Englands zu gewinnen.

Im Jahre 1760 starb der alte Landgraf Wilhelm VIII., Friedrich trat in Kassel die Regierung an, Wilhelm wurde Erbprinz und übernahm im Alter von zwanzig Jahren und als Bräutigam der dänischen Prinzessin nach dem Willen seines Großvaters die selbständige Regierung der kleinen Grafschaft Hanau mit ihren 50000 Einwohnern, der er sich mit höchstem Eifer widmete. Wilhelm war eine durch und durch aktive Persönlichkeit, er blieb keinen Augenblick untätig, las sehr viel, schrieb selbst kleine lokal-historische Abhandlungen, versuchte sich mit allerdings geringem Erfolge im Kupferstechen, Modellieren und Drechseln und hatte einen ausgesprochenen Sammelsinn. General Estorff scheint nun bei seinem Herrn die Neigung wachgerufen zu haben, Münzen zu sammeln, eine Beschäftigung, die Wilhelm seit dem Jahre

1763 mit Eifer betrieb und die ihm Freude und Vergnügen machte. Dabei empfahl ihm Estorff, gelegentlich einmal Meyer Amschel Rothschild, seinen alten Münzenlieferanten von Hannover, zunächst nur als einen höchst sachkundigen Mann.<sup>3</sup> So eingeführt, wählte dieser eines Tages einige seiner schönsten Medaillen und seltensten Münzen aus und begab sich nach Hanau, um sie dem jugendlichen Prinzen anzubieten. Er drang zwar nicht bis zu diesem persönlich vor, es gelang ihm aber doch, sie der Umgebung des jungen Fürsten zur Vorlage einzuhändigen. Dieses Kaufangebot war der Ausgangspunkt für eine ständige, zunächst freilich nur ganz lose und unpersönliche Geschäftsverbindung.

Frankfurt wurde damals alljährlich im Frühjahr von vielen Fremden besucht. Die Messen dieser Stadt waren weit berühmt. Man konnte dort die neuesten Erzeugnisse der ganzen Welt in Augenschein nehmen, und auch der junge Wilhelm von Hanau, von Haus aus ein berechnender und in kommerzieller Beziehung begabter Kopf, nahm ein besonderes Interesse an diesen Messen und war deren ständiger Besucher. Diese Fahrten des Prinzen, die Meyer Amschel durch Vertraute unter der Dienerschaft stets rechtzeitig erfuhr, benutzte er klug, um Wilhelm in Frankfurt, meist noch durch Vermittlung der Umgebung, zuweilen aber auch schon persönlich, nicht nur seltene Münzen, sondern auch schöne Steine und Antiquitäten anzupreisen und so in regelmäßige Geschäftsverbindung mit ihm zu gelangen. Dabei kam ihm zugute, daß der Prinz die sonst allgemeine Abneigung gegen Juden nicht teilte und Leute zu schätzen wußte, die ihm klug und geschäftstüchtig erschienen und die er für sein Interesse nützen zu können glaubte. In der damaligen Zeit spielten Titel und Würden eine noch ungleich größere Rolle als heutzutage. Eine Person, die auf nichts dergleichen hinweisen konnte, fand fast überall verschlossene Türen; wem nicht der glückliche Zufall der Geburt einen Adelstitel in den



Schoß gelegt hatte, der mühte sich, ein Amt oder wenigstens einen Amtstitel von irgendeinem der zahllosen Grafen, Herren oder kleinen Fürstlichkeiten, die damals noch souverän waren, zu erlangen.

Der klug rechnende Meyer Amschel Rothschild, der für seine nun schon fünfundzwanzig Jahre eine bemerkenswerte Menschenkenntnis besaß, strebte vor allem danach, seine Verbindung mit dem Prinzen von Hanau zur Erwerbung eines Hoftitels auszunutzen. Er erhoffte davon nicht nur eine allgemeine Hebung seines Ansehens, sondern insbesondere auch eine Förderung seiner Beziehungen zu anderen Fürstlichkeiten, die sich für Münzen interessierten.

In einem untertänigsten Schreiben aus dem Jahre 1769<sup>4</sup> bat er unter Hinweis auf verschiedene Lieferungen an den Prinzen von Hanau, die zu Höchstdessen gnädigstem Wohlgefallen gereicht hätten, „um den Vorzug, ihn zum hochfürstlichen Hoffaktoren zu begnadigen“. Meyer Amschel versprach, all seine Kräfte und sein Vermögen anzustrengen, um stets zu Diensten sein zu können, und schloß den Brief mit der richtigen Erklärung, er hoffe durch diesen Charakter in Ansehung seines Handels sowohl als auch anderer Umstände wegen in der Stadt Frankfurt sein Glück zu machen.

Dieser im unterwürfigsten Tone verfaßte Brief leitet eine fast endlose Reihe von Bittgesuchen ein, die die verschiedenen Mitglieder des Hauses Rothschild im kommenden 19. Jahrhundert an die Mächtigen der Welt gerichtet haben und die, häufig erhört, nicht wenig zur Größe und Machtstellung des Hauses beitrugen. Auch diese erste Bitte wurde gewährt und die erbetene Ernennung am 21. September 1769 vollzogen. Nun prangte hinter dem Namen Rothschild der schmückende Titel „Fürstlich Hessen-Hanauscher Hoffaktor“.

Das war ungefähr dasselbe, was in unserer Zeit der Hoflieferantentitel bedeutet. Es war ein Name ohne weitere Verpflichtungen; er brachte zwar nähere Beziehungen zwischen



2. Frankfurt a. M. am Ende des 18. Jahrhunderts

Radierung nach einer Zeichnung von F. J. Ehmant

Historisches Museum der Stadt Frankfurt



Geschäftsmann und hochstehenden Kunden zum Ausdruck, bedeutete aber keineswegs eine amtliche Stellung. Nichtsdestoweniger bereitete Meyer Amschel dieser erste Erfolg große Freude, denn er heimste nicht nur bei seinen Münzgeschäften klingenden Gewinn ein, sein Handlungshaus war nun vor aller Welt im Ansehen erhöht, da auch die kleinste Fürstenkrone allen, die sich ihr nahten, etwas von ihrem Glanze verlieh. Dazu war ja der Prinz von Hanau der Enkel des Königs von England, Gemahl der dänischen Königstochter und einst zur Regierung in Hessen-Kassel berufen.

Meyer Amschel war mit fünfundzwanzig Jahren ein großer, stattlicher Mann, von ausgesprochen hebräischem Typus, mit einem ein wenig schlaun, doch gutmütigen Ausdruck im Gesicht. Er trug nach damaliger Sitte eine Perücke, die er als Jude freilich ungepudert lassen mußte, und nach Art seiner Väter ein kleines schwarzes Spitzbärtchen. Wenn er sein Geschäft und sein kleines Vermögen übersah, so konnte er sich sagen, daß er das ererbte Gut nicht nur verständig verwaltet, sondern auch beträchtlich vermehrt hatte. Zwar konnte man ihn noch längst nicht zu den reichen Männern Frankfurts, ja nicht einmal zu den reichen Juden dieser Stadt zählen, aber er war immerhin bereits wohlhabend zu nennen und konnte daran denken, eine Familie zu gründen. Schon seit langem gefiel ihm die blutjunge Tochter eines nicht weit entfernt vom Rothschildschen Wohnhause in der Judengasse angesiedelten Handelsmannes namens Wolf Salomon Schnapper. Sie war siebzehn Jahre alt, als Meyer Amschel um sie warb, außerordentlich häuslich erzogen, einfach und bescheiden, dabei sehr fleißig und brachte überdies ein wenn auch kleines Heiratsgut in klingender Münze in die Ehe mit. Am 29. August 1770 fand die Vermählung Meyer Amschels statt. Der junge Ehemann wäre sehr gerne aus dem Hause „zur Hinterpfann“, wo er zur Miete wohnte, in ein anderes, eigenes übergesiedelt, doch so weit reichte damals sein Ver-

mögen noch nicht. 1771 schon wurde dem jungen Paar das erste Kind, eine Tochter, geboren, dann folgten in den Jahren 1773, 1774 und 1775 Knaben, die die Namen Amschel, Salomon und Nathan erhielten. Während die Hausfrau mit der Erziehung der Kinderschar und mit dem Haushalt vollauf beschäftigt war, baute der Gatte sein Geschäft, an dem sein kränklicher Bruder Kalman bis zu seinem 1782 erfolgten Tode beteiligt war, weiter aus. Er kaufte, ohne das normale Wechslergeschäft zu vernachlässigen, von geldbedürftigen aristokratischen Sammlern der Umgebung ganze Münzensammlungen auf und ließ bereits einen eigenen Münzen- und Antikenkatalog drucken, den er überallhin, meist aber an die Kabinette von Fürstlichkeiten, die sich für Numismatik interessierten, versandte. Solche Kataloge gingen unter anderen an Goethes Mäzen, den Herzog Karl August von Weimar, den Herzog Karl Theodor von der Pfalz und natürlich stets auch an seinen Gönner in Hanau<sup>5</sup>, Prinz Wilhelm, der durch seine Mutter trotz verschiedener Annäherungsversuche seines Vaters, des in Kassel regierenden Landgrafen Friedrich, von diesem ferngehalten blieb und schon sechs Jahre vor Meyer Amschels Ehe die Prinzessin Karoline von Dänemark geheiratet hatte. Vom ersten Augenblick ihrer jungen Ehe an waren die beiden zur Erkenntnis gekommen, daß sie zueinander nicht paßten. Ja, diese Ehe konnte geradezu eine Strafe<sup>6</sup> für die beiden physisch und geistig nicht harmonisierenden Ehegatten genannt werden. Dies führte endlich dazu, daß Wilhelm seine Gemahlin gänzlich vernachlässigte, mit zahlreichen Favoritinnen lebte und mit ihnen Kinder zeugte. Die Geschlechter Haynau, Heimrod und Hessenstein stammen aus solchen Verbindungen und erhielten ihren Adel daher, daß Wilhelm meist als Entgelt für dem Kaiser von Österreich gewährte Darlehen Adelstitel für seine unehelichen Kinder eintauschte. Die vielfach genannten phantastischen Ziffern<sup>7</sup> über die Gesamtzahl



seiner unehelichen Kinder sind schwer nachzuprüfen; daß deren Zahl indessen sehr groß war, darüber besteht kein Zweifel. Als Wilhelm von Hanau die Zügel der Regierung seines kleinen Ländchens ergriff, konnte er sich dort als unumschränkter Herrscher aufspielen, und sofort zeigte sich sein stark ausgeprägtes Selbstgefühl. Er war selbst Edelleuten gegenüber hochfahrend und bemerkte häufig, er besorge, daß sie die Vertraulichkeiten mißbrauchten, zu denen er sich ihnen gegenüber „herabließe“.<sup>8</sup> Dagegen zeigte er sich Leuten gegenüber, von denen er sich persönlich Nutzen erwartete, keineswegs so stolz. Höchst mißtrauisch, von guter und schneller Auffassung, konnte er leicht in Zorn geraten, insbesondere dann, wenn man sein Gottesgnadentum antastete. Im übrigen war er ein Freigeist, der es mit den Freimaurern hielt und auf religiösem Gebiete volle Toleranz übte. Die Juden genossen unter seiner Regierung allerlei Freiheiten, sie brauchten z. B. auf dem Markt die Unterscheidungszeichen gegenüber den christlichen Handelsleuten nicht aufzurichten; Wilhelm hatte im Gegenteil Gefallen an deren ausgeprägtem Geschäftssinn, weil er in diesem Punkte ähnlich geartet war wie sie. Geschäftliche Rücksichten leiteten ihn sogar, wenn er seinen Soldaten besondere Fürsorge zuwandte. Er kümmerte sich um das kleinste Detail ihrer Ausrüstung, stellte neue Truppen auf, gab genaue Vorschriften, wie und wie lang sie den Zopf zu tragen hätten, liebte Paraden über alles und quälte seine Leute mit Drill und mit bis zum Äußersten getriebenem sogenannten Gamaschendienst. Er strebte danach, daß seine Truppen sich äußerlich besonders schmuck zeigten, denn Wilhelm konnte dann einen hohen Gewinn erzielen, wenn er das Beispiel seines Vaters und seines Großvaters nachahmte und seine Mannschaften gegen gutes Geld nach England zu verkaufen suchte. Sein Vater, Landgraf Friedrich, hatte auf diese Weise nach und nach England 12000 Mann hessischer Truppen überlassen und damit sein Ver-

mögen ganz ungeheuer vermehrt. Wilhelm verkaufte 1776 sein eben aufgestelltes kleines Hanauer Regiment gleichfalls nach England. Die Bedingungen dieses „Subsidienvertrages“ waren für den Käufer sogar noch drückender, da für jeden Toten und Verwundeten ein beträchtliches Ersatzgeld gezahlt werden mußte. Auch der Erbprinz vermehrte sein Vermögen auf diesem Wege beträchtlich. Nach Abzug aller Spesen blieben ihm rund 3500 000 Mark Reingewinn aus diesem Geschäft, den er, da es keinen Unterschied zwischen der Staatskasse und der fürstlichen Privatkasse gab, nach vollkommen freiem Ermessen verwenden konnte. Dieser finanzielle Erfolg reizte den kaufmännisch trotz fürstlicher Herkunft sehr begabten Prinzen nur um so mehr zum Erraffen von Reichtümern. Wäre Wilhelm nicht berufen gewesen, einst den Thron Hessens zu besteigen — er wäre ein ausgezeichnete Geschäftsmann geworden. So aber betätigte er seinen kaufmännischen Geist im Rahmen der Fürstenwürde, so gut er konnte. Die Kapitalien häuften sich bei Vater und Sohn, und beide ließen bedeutende Teile der englischen Subsidien Gelder gar nicht erst aufs Festland kommen, sondern legten sie in England selbst an. Die Verwaltung dieser Gelder war dem Amsterdamer Handelshaus Van der Notten übertragen. England zahlte aber nicht immer bar, sondern häufig in Wechseln, die erst zu Geld gemacht werden mußten. Dazu bedurften der Fürst und seine Beamten an großen Handelsplätzen wie Frankfurt geeigneter Mittelspersonen, die zwar selbst wieder Gewinn daraus zogen, aber unter den damaligen beschränkten Verkehrs- und Umsatzverhältnissen unentbehrlich waren. Kauf und Verkauf mußten dabei geschickt verteilt werden, sollte nicht durch gleichzeitiges großes Wechselangebot bei der Bareinlösung der Kurs gedrückt werden. Dazu dienten die verschiedenen Hoffaktoren und Hofagenten, unter denen beim Landgrafen in Kassel der Jude Veidel David die erste Stelle einnahm,

während Rothschild nur beim Erbprinzen in Hanau und auch da nur in Wechselgeschäften, vorerst neben vielen anderen, in bescheidenem Maße verwendet wurde. Die persönlichen Beziehungen waren zunächst nur sehr lose; ein Prinz und gar ein regierender gab sich bei aller Aufgeklärtheit doch nicht so leicht mit einem Juden ab, und erst langjährige nutzbringende Erfahrungen und nur eine Gesinnung wie die Wilhelms konnten diese Hemmungen überwinden. Die Handelsleute hatten in erster Linie mit den Beamten des Erbprinzen zu tun; sich mit diesen gut zu stellen, war eines der wesentlichsten Erfordernisse für jeden, der mit einem Fürsten Geschäfte zu machen wünschte. Zu den maßgebendsten unter den Beamten des Erbprinzen gehörte ein Angestellter bei der Landkasse in Hanau namens Karl Friedrich Buderus<sup>9</sup>, von einfacher Herkunft, Sohn eines Schullehrers in Hanau, der eine besondere Hinneigung zum Berufe eines genauest rechnenden Finanzbeamten zeigte. Sein Vater war Schreib- und Musiklehrer bei den Kindern der Mätresse des Erbprinzen, der Frau von Ritter-Lindenthal, der Stammutter der Haynaus, gewesen und hatte dabei Gelegenheit gefunden, dem Erbprinzen einen Plan seines Sohnes zur Steigerung des Milchpreises auf einer fürstlichen Meierei zur Kenntnis zu bringen, worin dieser nachwies, daß sich der jährliche Gewinn um 120 Taler steigern ließe, wenn die fürstliche Rentkammer von der Gepflogenheit abginge, die Hellerbrüche zu vernachlässigen. Das leuchtete dem geizigen, mit jedem Taler rechnenden Erbprinzen ein und gefiel ihm so, daß er Buderus neben dessen normalem Dienst die Vermögensverwaltung und die Agenden der Privatschatulle übertrug. Buderus nahm sich fortan der finanziellen Interessen des Erbprinzen mit dem größten Eifer an. Als die Versorgung der unzähligen natürlichen Kinder des Fürsten zu einem drängenden Problem wurde, soll er es gewesen sein, der als Geldquelle für den Unterhalt dieser Nebenkinder die Ein-

führung des Salzkreuzers anregte, der freilich durch Verteuerung dieses lebenswichtigen Genußmittels jeden, auch den ärmsten Einwohner von Hessen-Kassel belastete. Bei der Identität der Staatskasse mit der Privatschatulle kann man sich von der Größe des Einflusses dieses Mannes leicht eine Vorstellung machen. Die Beamten jener Zeit waren überdies bei den Geldgeschäften, die sie in ihrer amtlichen Eigenschaft durchführten, stets persönlich prozentual beteiligt, und bei entsprechendem Entgegenkommen der Hof-faktoren und -agenten, mit denen sie zu tun hatten, konnten sie es, ohne den Anschein einer Bestechung zu erwecken und ohne den höchsten Auftraggeber zu schädigen, unschwer so einrichten, daß ihre persönlichen Interessen bei einem geschickteren Agenten besser gewahrt erschienen als bei einem weniger taktvollen. Meyer Amschel Rothschild arbeitete mit einer gewissen natürlichen Psychologie und dem Bestreben, sich überall möglichst viele persönliche Beziehungen und Verbindungen zu verschaffen. Er ließ es sich daher besonders angelegen sein, mit den Hanauer Kassenbeamten, besonders mit Buderus, möglichst gut zu stehen. Noch aber hatten diese zur finanziellen Kraft des Frankfurter Juden Rothschild nicht das genügende Vertrauen, um ihm andere als kleine Geschäfte und Kredite bescheidener Höhe zu übertragen. Da brachte der Tod des Landgrafen Friedrich den Erbprinzen mit einem Schlage in den Besitz der Krone Hessen-Kassels und damit des zu jener Zeit größten deutschen Fürstenvermögens. Am 31. Oktober 1785 war der Vater Friedrich II. auf seinem Schlosse zu Kassel während der Mittagstafel plötzlich vom Schlage gerührt vom Sessel gesunken und binnen weniger Augenblicke verschieden. Die Todesnachricht kam dem Erbprinzen durchaus überraschend, da sein Vater in der letzten Zeit kaum jemals krank gewesen war. Nun bestieg Wilhelm von Hanau als Landgraf Wilhelm IX. den Thron von Hessen-Kassel. Als er das Testament seines Vaters öff-

nete, fand er zu seiner Freude, daß das Land schuldenfrei war und ihm ein ungeheures Vermögen zufiel. Die Subsidien für Truppenverkäufe waren höchst gewinnbringend angelegt worden. Die Angaben über die Höhe des Erbes schwankten zwischen 20<sup>10</sup> und 60<sup>11</sup> Millionen Taler, für jene Zeit ganz unerhörte Summen. Der neue Landgraf vereinigte sein Hanauer Privatvermögen mit dem ererbten Gut und sah sich nun im Besitz einer Geldmenge, die ihm noch weit mehr Macht verlieh als seine neue Würde. Die Residenz wurde aus dem Frankfurt benachbarten Hanau in das viel weiter nördlich gelegene Kassel verlegt, und die natürliche Folge davon war, daß die Beziehungen des Frankfurter Hoffaktors Meyer Amschel Rothschild zum hessischen Hofe zunächst unter der räumlichen Entfernung litten. Aber der jüdische Handelsmann war fest entschlossen, diese schon so nutzbringende hohe Verbindung nicht so leichten Kaufes zu verlieren. Um sich wieder in Erinnerung zu bringen, begab er sich 1787 wieder mit einer besonders schönen Kollektion von Münzen, Medaillen und edelsteinbesetzten Goldketten nach Kassel und bot die Dinge dem Landgrafen zu besonders billigen Preisen an. Der Fürst erkannte sofort den höheren tatsächlichen Wert der Gegenstände und beeilte sich, das Geschäft abzuschließen. Meyer Amschel aber benutzte die Gelegenheit, die ergebenste Bitte anzubringen, ihn bei etwaigen künftigen Realisierungen von Wechseln und englischen Münzsorten nicht zu vergessen. Er nahm das mindere Geschäft in den Kauf, um damit einen viel wertvolleren Wechsel für die Zukunft einzuhandeln. Man kaufte Rothschild gern die wohlfeilen kostbaren Dinge ab und kargte nicht mit Versprechungen, aber doch vergingen zwei Jahre, ohne daß man seine Dienste in Anspruch nahm. Er mußte mit Neid zusehen, wie andere Agenten Wechsel zur Realisierung zugeteilt erhielten und überdies gegen Zinszahlung erst nach sechs bis acht Monaten oder ratenweise zur Zahlung angehalten wurden,



was einer hohen Kreditgewährung an die betreffenden Firmen gleichkam. Rothschild hatte die Geschäfte dieser anderen sehr genau verfolgt und sich ein besonders günstiges System zurechtgelegt, wie er sie besorgen wollte, wenn man sie ihm nur anvertraute.

Er beschloß, sich von neuem in Kassel zu melden. Im Sommer des Jahres 1789 wandte er sich schriftlich<sup>12</sup> an den Landgrafen, pochte auf seine langjährigen, als hessen-hanauscher Hoffaktor geleisteten Dienste und erbat Berücksichtigung bei den Wechselgeschäften mit gleichzeitiger Kreditgewährung. Um seinen Mitbewerbern gleichzustehen, versicherte er, zum mindesten immer den höchsten Preis zu halten, den irgendein Kasseler Bankier böte. Das Gesuch — es zeigt, daß Rothschild schon über beträchtliche Kapitalien verfügte — wurde dem Landgrafen durch Buderus vorgelegt, doch fand es Wilhelm für nötig, die Einziehung näherer Auskünfte über das Handelshaus Rothschild anzuordnen. Diese fielen im allgemeinen günstig aus. Man bezeichnete Meyer Amschel als einen pünktlichen Zahler, einen eifrigen und rechtschaffenen Mann, der daher durchaus kreditwürdig sei, wenn man auch die Höhe seines Vermögens nicht ziffernmäßig feststellen könne. Nichtsdestoweniger erhielt Rothschild daraufhin nur einen verhältnismäßig sehr geringen Kreditbetrag, während Veidel David im Wege der Wechselrealisierung gleichzeitig ein dreißigmal höherer Betrag anvertraut wurde. Immerhin war es ein bescheidener Anfang. Buderus, der inzwischen zu immer höheren Würden aufgerückt war, mußte in Geldgeschäften häufig von Kassel nach Frankfurt reisen. Er stand nachweisbar schon 1790 in geschäftlicher Beziehung mit Rothschilds Schwiegervater, Wolf Salomon Schnapper, und dieser war es, der ihn jeweils mit seinem Schwiegersohn, Meyer Amschel, zusammenbrachte. Der letztere pflegte die Reisen des Buderus nach Frankfurt auszukundschaften, um ihn dann regelmäßig aufsuchen zu können. Der hessische Hof-



3. Die Judengasse in Frankfurt  
Nach einem Gemälde von Wilhelm von Hanno  
Historisches Museum der Stadt Frankfurt



beamte hörte auch anderweitig in Frankfurt von dem wachsenden Ansehen des geschickten Juden, und wie er seine eingegangenen Verpflichtungen stets auf das genaueste und pünktlichste eingehalten habe. Auch ließ er sich allmählich von dessen Überredungskünsten beeinflussen. In den Buderusschen Rechnungen findet sich schon im November 1790 eine „Assignment auf die Ordre des Hoffaktors Meyer Amschel Rothschild über 2000 Laubtaler“.<sup>13</sup>

Nun drang Rothschild in Buderus, ermöge ihn vorkommendenfalls auch für große Geschäfte dem Landgrafen empfehlen. 1794 ergab sich eine Gelegenheit dazu. Die in England angelegten hessischen Kapitalien waren zu großer Höhe angewachsen, und der Landgraf befahl, einen Teil nach Kassel heranzuziehen. Buderus nannte zur Durchführung dieser Transaktion neben dem hochangesehenen, seit Jahrhunderten in Frankfurt ansässigen christlichen Bankhause Simon Moritz von Bethmann und vier anderen Firmen auch den Hoffaktor Rothschild zur Besorgung dieses Geschäftes. Der Landgraf aber hielt noch viel zu sehr auf die schon seit langem bestehende Verbindung mit Bethmann, dem damals hervorragendsten Bankhause Deutschlands, und den anderen altbewährten Firmen, und Rothschild fiel auch diesmal wieder durch. Es war aber das letztemal. Der Verwendung des Buderus gelang es schließlich, den Widerwillen des Landgrafen zu besiegen, und so wurde von nun an auch Rothschild zu Wechselrealisierungen und sonstigen Geschäften in steigendem Maße herangezogen. Die Beziehungen zum Kasseler Hof wurden bald sehr rege, und da Amschel Meyer Rothschild die ihm übertragenen Angelegenheiten vorsichtig, aber klug und überlegt, berechnend und geschickt behandelte, so stieg auch sein persönlicher Gewinn in bedeutendem Maße.

Der junge Haushalt brauchte auch einen guten Gang des Geschäftes, denn 1788 war wieder ein Sohn, Karl Meyer, und

1792 ein fünfter, Jakob, genannt James, zur Welt gekommen, und außerdem war die Ehe Meyer Amschels noch mit fünf Töchtern gesegnet. Man mußte also schon eine stattliche Familie von zwölf Köpfen ernähren. Meyer Amschels aufblühendes Geschäft leistete aber nicht nur leicht die Erfordernisse für deren Unterhalt, sondern warf so viel ab, daß von dem steigenden Einkommen stets wachsende Rücklagen zur Vermehrung des Geschäftskapitals gemacht werden konnten. Nach außen hin trat die Steigerung des Rothschildschen Vermögens dadurch in Erscheinung, daß er im Jahre 1785 ein stattliches Wohngebäude, das sogenannte Haus „zum grünen Schild“, erwarb, während er das Haus „zur Hinterpfann“, in dem er bisher gewohnt und das er seit seiner Ernennung zum hessischen Hoffaktor teilweise in seinen Besitz gebracht hatte, an einen Verwandten abtrat.

Das nunmehrige Rothschildsche Wohnhaus, das noch heute, nur wenig verändert, dasteht, ist die rechte Hälfte eines Gebäudes, das zwei ganz schmale, für die beschränkten Verhältnisse der Judengasse typische Familienhäuser umfaßt. Bloß die drei linken Fenster der Front gehörten dem Rothschildschen Hause, und die erste Türe trug oben ganz klein, kaum bemerkbar, ein fünfeckiges gebauchtes, einst grünes Schildchen.<sup>14</sup> Die rechte Hälfte des Gebäudes, „das Haus zur Arche“ genannt, trug über dem Tore ein kleines gemeißeltes Schiff, nach Art der Karavelle des Kolumbus, und gehörte der jüdischen Familie Schiff, die dort eine Trödlerei unterhielt.<sup>15</sup>

Trat man in das Rothschildsche Haus ein, so wurde durch das Türöffnen eine uralte, warnend weit durch das Haus hallende Klingel in Tätigkeit gesetzt. Auf Schritt und Tritt zeigte sich die drangvolle Enge, in welcher die Juden der damaligen Zeit zusammengepfercht leben mußten. War ihnen doch die kleine schmale Judengasse einzig und allein als Wohnung zugewiesen. Alles im Hause war äußerst eng und der Raum bis zum letzten ausgenützt. Eine knarrende Holzterasse, in der unten



Schränke eingebaut waren, führte in das obere Stockwerk, in der Hausfrau Gudula kleines „grünes Zimmer“, das nach den darin befindlichen grün überzogenen bescheidenen Möbelstücken so benannt war. Auf dem Tisch stand unter einem Glassturz das abgewelkte Brautbukett der Ehefrau Meyer Amschels. Links in der Wand befand sich ein schmales Geheimkästchen, das durch einen davorhängenden Spiegel verdeckt war. Zweckmäßigste Raumausnutzung auch hier; überall eingebaute Wandkästen, wie sie in unseren Tagen wieder aufkommen. Zu ebener Erde lag das schmale Schlafzimmer des Ehepaars; für die vielen Kinder mußte gleichfalls ein enges Zimmer genügen. Ein schmaler, kleiner Gang führte zu einer Art Dachterrasse, einem winzig kleinen Dachgarten mit etwas Grün. Da den Juden das Betreten der öffentlichen Gärten verwehrt war, bildete der Dachgarten bescheidenen Ersatz dafür und war die Erholungsstätte des Hauses. Weil das Laubhüttenfest nach der Vorschrift im Freien gefeiert werden muß und ein anderer Platz nicht zur Verfügung stand, wurde das kleine Dachgärtlein dazu benutzt. Rückwärts über dem engen Hof lag ein etwa drei Meter im Quadrat messender Raum — das eigentliche erste Bankhaus Rothschild. Darin stand als wichtigstes Einrichtungsstück eine größere eisenbeschlagene schwarze Truhe mit einem mächtigen Vorhängeschloß. Versuchte man jedoch die Truhe dort zu öffnen, wo das Schloß hing, so gelang das nicht, denn es war ein Vexierschloß, und die Truhe ging nur auf, wenn man den Deckel in verkehrter Richtung öffnete. Auch in diesem Raum befanden sich, auf das geschickteste in der Mauer verborgen, Geheimfächer. Sehr bescheiden war die Küche des Hauses: ein etwa vier Meter langer, nur anderthalb Meter breiter Raum; ein winziger Herd, an dem bloß ein einziger Kochtopf ins Feuer herabgelassen werden konnte, ein Kasten und eine Bank — das war so ziemlich alles. Eine Einrichtung indessen gab es, die in damaliger Zeit großen Luxus bedeutete, nämlich ein

primitives Pumpwerk, das das Brunnenwasser unmittelbar in die Küche hinaufhob. Das war der Schauplatz, wo Meyer Amschel und seine Söhne durch ihre eifrige Tätigkeit den Grund zu der gewaltigen Entwicklung ihres Hauses legten.

Das damalige jährliche Einkommen des Hauses Rothschild kann nach Berghoeffers Untersuchungen vor der Kriegszeit der neunziger Jahre des 18. Jahrhunderts auf die Summe von 2–3000 Gulden<sup>16</sup> geschätzt werden, ein Betrag, der mehr Farbe gewinnt, wenn man hört, daß die angesehene Goethesche Familie gleichzeitig für den gesamten Haushalt ungefähr 2400 Gulden im Jahre verbrauchte. Mit solchem Einkommen ließ sich in Frankfurt damals schon ganz gut leben, obwohl sich auch hier die nun anhebenden politischen Stürme bald empfindlich fühlbar machten. Denn inzwischen hatten sich gewaltige, welterschütternde Ereignisse abgespielt.

Die Französische Revolution war über Europa hinweggebraust und hatte jeden einzelnen, ob Fürst oder gemeinen Mann, wo immer er wohnte, unmittelbar oder mittelbar in Mitleidenschaft gezogen. Der Grundsatz der Gleichheit, den die Bewegung verkündete, erregte in den Bewohnern des ganzen Erdteiles je nach ihrer Klassenzugehörigkeit entweder Besorgnisse oder freudige Hoffnung. Der Wille allseitiger Ausdehnung und Verbreitung ihrer Errungenschaften, den die Revolution auf ihre Fahnen geschrieben, führte die neuen Machthaber bald auf die Bahn des Strebens nach Weltherrschaft. Das bedeutete vor allem für die deutschen Fürsten, deren Gebiete an Frankreich grenzten, eine gefährliche Bedrohung. Die flüchtenden französischen Adeligen überfluteten die deutschen Lande und fanden sich auch zahlreich am Hofe von Kassel ein. Landgraf Wilhelm hatte Gelegenheit, schauernd den grauenvollen Erzählungen der Emigranten zu lauschen, die ihre nächsten Verwandten unter der Guillotine verloren hatten und als heimatlose, bettelarme Flüchtlinge in die Fremde zogen. Die Eindrücke, die auf ihn einstürmten,

die Kunde von der drohenden Aburteilung des Königspaares und von den Grausamkeiten gegen alle, die fürstliche oder adelige Vorrechte besaßen, ließen ihn, wie alle anderen Fürsten Europas, um die Krone zittern. Er fürchtete aber auch um seinen ungeheuren Reichtum, der unter solchen Umständen eine besondere Gefahr bedeutete. So brauchte er nicht erst lange umworben zu werden, um an der großen Fürstenkoalition gegen das revolutionäre Frankreich teilzunehmen. An deren Spitze stand Franz von Österreich, dessen Wahl zum Kaiser bevorstand und der sich zu allererst mit Preußen gegen Frankreich verbündet hatte. Landgraf Wilhelm legte ein besonderes Gewicht auf ein gutes Verhältnis zu dem Manne, der in Kürze Kaiser sein sollte, und beeilte sich, in einem Schreiben<sup>17</sup> an den „Durchlauchtigst Großmächtigsten König und Hochgeehrtesten Herrn Vetter“ als Beweis seiner „ausgezeichneten Ergebenheit für Höchsteroselben Wünsche“ seine militärische Hilfe zuzusagen. Franz von Österreich dankte dafür und bemerkte, dies solle zum Beispiel für andere dienen, um so mehr, „je überzeugender nicht nur jeder Landesfürst und jede Regierung, von welcher Beschaffenheit sie sey, sondern auch jeder Privatmann, der irgend mit einem Vermögen, mit ererbten oder mit erworbenen Besitzungen und Gerechtsamen von Gott gesegnet ist, einsehen muß . . . daß der Krieg ein allen Staaten, allen Regierungsformen, selbst allen Privatbesitzern und jeder ordentlichen Menschengesellschaft angekündigter allgemeiner Krieg ist, wie solches der Gräuel der innerlichen Verwüstung Frankreichs und die rasende Wut . . . diesen überall zu verbreiten, sonnenklar beweisen“.<sup>18</sup> Aber die vereinigten Fürsten hatten sich den Vormarsch gegen das revolutionäre Frankreich allzu leicht vorgestellt. Die schlecht geführten und uneinigen Verbündeten wurden der fanatisch freiheitsbegeisterten und national fühlenden Revolutionsheere nicht Herr. Preußen und Hessen mußten den Rückzug

antreten. Ja, der französische General De Custine drang 1793 sogar über den Rhein bis Frankfurt vor, was den panisch erschrockenen Wilhelm zu schleuniger Rückkehr nach Kassel und Vorsorge für seinen Kronschatz veranlaßte. Wutentbrannt mußte er das Manifest der Franzosen an die hessischen Soldaten lesen, das die Aufforderung enthielt, sie sollten den „Tyranen und Tiger“, der „ihr Blut verkaufe, um seine Schatzkammern zu füllen“, im Stiche lassen. Es gelang dem Kurfürsten, das schwache französische Truppenkorps schließlich wieder aus Frankfurt zu vertreiben. Das kostete zwar sehr viel Geld, aber ein neuer Subsidienvvertrag mit dem der Koalition gegen Frankreich beigetretenen England und die Lieferung von 8000 hessischen Soldaten glichen den Verlust wieder aus. Meyer Amschel Rothschild und seine Konkurrenten hatten mit der Realisierung der von England hierfür ausgelieferten Wechsel alle Hände voll zu tun.

Als Preußen sich 1795 vom Krieg gegen die Französische Republik zurückzog, schloß sich der Landgraf von Hessen diesem Verfahren an. Nun verfolgte er den Plan, seinen ihm zu gering scheinenden Titel Landgraf zu ändern und die Kurfürstenwürde anzustreben. Er war inzwischen preußischer Generalfeldmarschall geworden, und die Beziehungen zwischen diesen beiden Ländern waren 1796, zur Zeit als der Stern Napoleons im Aufgehen war, besonders eng und herzlich. Der Koalitionskrieg ging aber, der Enthaltung Preußens und Hessens ungeachtet, weiter; England und Österreich setzten den Krieg mit wechselndem Erfolg fort. Während Bonaparte in Italien siegte, errang Erzherzog Karl im Süden Deutschlands Erfolg auf Erfolg. Wieder hatte Frankfurt unter den Kriegswirren zu leiden. Es war am 13. Juli 1796 sogar von den Franzosen bombardiert worden, und dabei wurde ein Teil der aus meist schlechten kleinen Holzhäusern bestehenden Judengasse in Brand geschossen. 156 Häuser, darunter die Synagoge, brannten vollständig nieder. Das

Rothschild'sche Haus, das eines der bestgebauten dieser Gasse war, erlitt nur geringen Schaden. Da man nicht imstande war, die Häuser so schnell wieder aufzubauen, mußte wohl oder übel von dem Grundsatz des Ghettos abgegangen werden und den Juden das Wohnen und Handeltreiben auch außerhalb der strengen Absperrung gestattet werden. Die Rothschild nützten mit anderen diese günstige Gelegenheit und verlegten ihren Warenhandel, der sich in steigendem Maße auf Kriegsbedürfnisse, wie Tuch, Lebensmittel und Wein, erstreckte, weiter hinein in die Stadt in die Schnurgasse, wo sie ihr Geschäft bei einem Lederhändler einmieteten.

Die kriegerischen Ereignisse des ersten Koalitionskrieges, in die der fürstliche Auftraggeber Meyer Amschels in Kassel aktiv und mit wechselndem Glück verstrickt war, bedeuteten eine gewaltige Steigerung der Tätigkeit der verschiedenen Hoffaktoren, die in des Landgrafen Dienste standen. Denn hatte der Krieg Frankfurt erheblichen Schaden gebracht<sup>19</sup>, indirekt war er der Stadt wieder zugute gekommen. Der Frankfurter Börsenplatz zog Nutzen aus dem Niedergang der bisher vorherrschenden Amsterdamer Börse, die 1795 mit der Eroberung Hollands durch die Franzosen fast völlig zusammenbrach. Dadurch wurden die Frankfurter Bankiers allerseits mehr in Anspruch genommen, und Meyer Amschel Rothschilds mit den kriegerischen Ereignissen zusammenhängende Geld- und Lieferungsgeschäfte nahmen lawinenartig zu. In den damaligen Kriegsgewinnen liegt der eigentliche Keim des späteren ungeheuren Vermögens des Hauses Rothschild. Freilich konnte man so große Gewinne nicht mehr völlig verbergen. Bis 1794 war steueramtlich das Vermögen der Familie zwanzig Jahre hindurch unverändert auf nur 2000 Gulden geschätzt worden, und sie hatten nach dieser „Schatzung“ auch Steuer, zuletzt sage dreizehn Gulden, gezahlt. Plötzlich, im Jahre 1795, wurde dieser Betrag verdop-



pelt, während schon das Jahr darauf Rothschild unter jene eingereiht wurde, die nach der höchsten „Schätzung“ von mehr als 15000 Gulden Vermögen Steuer zahlen mußten.

Indes waren die drei ältesten Söhne herangewachsen, hatten die Zwanziger überschritten und waren von ihrem Vater in steigendem Maße im Geschäft verwendet worden. Sie wurden gleich ihren beiden ältesten Schwestern auf Vertrauensposten gestellt und traten dem Vater tätig helfend zur Seite. Die große Kinderzahl, anderen eine Quelle von Sorgen aller Art, war hier, wo es Beschäftigung und Arbeit in Hülle und Fülle gab, geradezu ein Segen. Sie ersparte es Meyer Amschel, allzuviel Fremde in sein Geschäft aufzunehmen und ihnen unerwünschten Einblick in die Art und Weise der Führung desselben zu gewähren und mit mancherlei geheimen Schachzügen vertraut zu machen. Da mit zunehmendem Umfang des Geschäftes vorteilhafterweise auch die Zahl der verwendbaren Kinder stieg, so konnten die Vertrauensposten sozusagen ganz in der Familie bleiben. Der enge Zusammenhalt, der althergebrachte Familiensinn und die Verfolgung von außen, die die Juden zwang, sich zur Abwehr innerhalb ihrer Gemeinde eng zusammenzuschließen, taten Wunder. Insbesondere die zwei ältesten Söhne arbeiteten schon seit ihren Knabenjahren aufs eifrigste in der Firma, und der Vater förderte dies in kluger Weise, indem er sie schon sehr früh über das allgemeine Interesse der Familie hinaus an dem Gedeihen der Unternehmung materiell teilnehmen ließ.

Als die älteste Tochter 1795 heiratete, wurde der Schwiegersohn Moses Worms in der Handlung nicht mit beschäftigt, wohl aber die Schwiegertochter Eva Hanau, die der älteste Sohn Amschel Meyer 1796 geheiratet hatte.

Trotz der wachsenden Zahl von verwendbaren Familienmitgliedern mußte Meyer Amschel noch Buchhalter anstellen, die Sprachkenntnisse besaßen, denn alle Mitglieder der Familie Rothschild waren damals in jeder Beziehung höchst

Costen von diesen schönen Münzen, welche um billige Preise zu haben sind, und daraus verlangt werden, so beliebe man sich an den Eigenthümer zu adressiren, welcher noch mehr seltene Cabinets-Münzen, wie auch Antique-Geltenheiten und Alterthümer zu verkaufen hat.

*Adresse*

Mayer Amichel Rothschild  
Hochfürstl. Hessen-Darmstädtischer Hof-Sector, wohnhaft  
in Frankfurt am Mayn.



ungebildet, sprachen und schrieben außer Hebräisch nur ein schlechtes Frankfurter Jüdisch-Deutsch und mußten bei ihren wachsenden Beziehungen zu hohen Herrschaften besonders auf die äußere Form ihrer Briefe sehen. Da sich hierzu nur eine geeignete christliche Kraft fand, stellte sie Rothschild ohne Bedenken in sein Geschäft ein.

In diese Zeit fällt ein förmlicher Gesellschaftsvertrag, den Meyer Amschel mit seinen beiden ältesten Söhnen abschloß und nach welchem Gewinn und Verlust nach einem bestimmten Schlüssel unter den drei Gesellschaftern verrechnet wurden.

Die Beziehungen zum Landgrafen von Hessen waren durch die Kriegsläufe und die dadurch erwachsenen großen Anforderungen an die landgräfliche Kasse gefördert worden. Wilhelm von Hessen sah nach dem Sonderfrieden von Basel den Kriegsstürmen in Europa unbeteiligt zu und beschäftigte sich vornehmlich mit möglichst fruchtbringender Verwaltung seines großen Vermögens. Ihm war die echte Freude des Geizes nicht fremd geblieben. So viel er auch besaß, beherrschte ihn doch der Hunger nach mehr. Er sparte und knauserte, wo und wie er konnte, an allem und jedem und sann dabei auf Schliche und Wege, wie er die in seinen Kellergewölben sich anhäufenden Bargeldsummen nutzbringend anlegen konnte. So begann er Gelder auf Zinsen auszuleihen. Der regierende Landgraf wurde allmählich ein Allerweltsbankier, der Fürsten und Adeligen ebenso wie kleinen Kaufleuten und Juden, ja selbst Handwerkern, zu guten Zinsen lieh. Die Summen bewegten sich je nach dem Vermögen und der persönlichen Einschätzung der Gläubiger in der Höhe von Hunderttausenden bis herab zu einigen wenigen Talern. Schuster oder Schneider hatten für ihre kleinen Anleihen gleichen Zins zu zahlen wie die Fürsten für ihre großen. All diese Schulden wurden genau in Rechnungsbüchern, die zahlreiche Bände umfaßten, verzeichnet. Bankiers, denen

Gelder vorgestreckt wurden, mußten dafür Staatspapiere als Deckung beim Landgrafen hinterlegen. So setzte sich dessen Riesenvermögen schließlich aus Bargeld, Juwelen, Kunstgegenständen und Münzen wie aus Schuldscheinen für entliehene Summen und Verzeichnissen von als Deckung hinterlegten Wertpapieren zusammen.

Die 1795 erfolgte Aufgabe des Kampfes gegen Frankreich durch Preußen und Hessen hatte eine vorübergehende Verstimmung zwischen dem Landgrafen und dem Deutschen Kaiser Franz hervorgerufen. Aber sie fanden sich bald wieder. Denn jeder von beiden brauchte den andern. Wilhelm wollte Unterstützung bei Landerwerb und für die Erlangung der Kurfürstenwürde, und der Kaiser war durch die steten Kriege mit Frankreich in schwerer Geldnot. Darum wandte sich der Landgraf mit der Bitte, seine Bestrebungen zu unterstützen, an den Kaiser. Dieser antwortete<sup>20</sup> seinem Herrn Vetter am 8. September 1797, er erkenne die dargelegten Bemühungen an und danke ihm dafür, daß er für sein Anleihebedürfnis Interesse habe. „Ich glaube gleicherweise,“ schrieb er ihm, „wie es Meine Pflicht ist, an Ihre loyale Gesinnung für Mich und Mein Haus, wovon Ich besonders in der Anleiheangelegenheit, die durch den Herrn Kornrumpf verhandelt wird, Beweise gefunden habe. Ich schmeichle Mir, daß Euer Durchlaucht sie zu Meiner vollen Genugtuung beenden wird. Euer Durchlaucht können überzeugt sein, daß Ich aufrichtig wünsche, Ihnen auch Meinerseits nützlich zu sein.“

Die Einzelheiten solcher Anlehensgeschäfte vermittelten meist jüdische Agenten. Diesmal war es noch ein anderer, bald aber sollte Meyer Amschel als finanzieller Mittelsmann zwischen Landgrafen und Kaiser dienen.

Dies wurde dadurch möglich, daß das Rothschildsche Vermögen in den letzten Kriegsjahren sprunghaft gewachsen war. Gegen das Ende des 18. Jahrhunderts wird es von der Million Gulden nicht mehr weit entfernt gewesen sein. Die



Wechselremittierungen, Geldzahlungen, die Warenbezüge aus England, dem Hauptlieferanten für den Frankfurter Platz, der wiederum ganz Deutschland versorgte, führten zum Bedürfnis, jenseits des Kanals einen Vertreter zu etablieren. Da dies ein unbedingter Vertrauensmann sein mußte, so lag nichts näher, als einen der fünf Söhne dazu zu bestimmen. Die beiden ältesten, Amschel<sup>21</sup> und Salomon, der eine 1798 im 25., der andere im 24. Lebensjahre stehend, waren in das Frankfurter Geschäft vollauf eingearbeitet. Der dritte, Nathan, damals 21 Jahre alt, höchst begabt, von unbändigem Selbständigkeitsdrang und von Arbeitslust beseelt, fühlte sich im väterlichen Geschäft von den älteren Brüdern zu sehr zurückgesetzt. Auch er verfügte trotz seiner Jugend schon nach der klugen Maßnahme des Vaters über einen ihm persönlich gehörenden Vermögensbetrag und Geschäftsanteil. Da die festländischen Staaten infolge von Krieg und Revolution viel weniger produzierten, gleichwohl aber viel mehr als in normalen Zeiten verbrauchten, überschwemmten englische Musterreisende das europäische Festland, und so war im Jahre 1798 ein solcher auch zum Handlungshause Rothschild gekommen, wo er von Nathan empfangen wurde. Die damaligen englischen Geschäftsreisenden waren sich der handelspolitischen Vormachtstellung ihrer Heimat sehr wohl bewußt und traten um so hochfahrender auf, als sie sich sagten, daß das Festland auf sie angewiesen sei. Das Auftreten des Engländers empörte Nathan Rothschild. Er stellte dessen Hochmut auch seinerseits Schroffheit entgegen, worauf der fremde Handelsmann weitere Beziehungen ablehnte. Dies war der äußere Anstoß zum Entschluß, seinem Vater vorzuschlagen, daß er, Nathan, selbst nach England gehe, um dort sowohl auf eigene Faust Kaufmann zu werden, wie auch die Vertretung der gemeinsamen Firma Rothschild zu übernehmen. Vater und Brüder setzten dem unternehmungslustigen jungen Mann keinen Widerstand entgegen und unterstützten

seinen Entschluß in jeder Weise. Nathan nahm so viel flüssiges Geld mit sich, als möglich war, anderes erhielt er nachgesandt; alles in allem machte das von ihm nach England mitgebrachte Kapital etwa eine Summe von 20000 Pfund gleich einer Viertelmillion Gulden aus. Beiläufig ein Fünftel davon war sein eigenes Geld, das andere gehörte zum Geschäftsvermögen. Es war ein großes Vertrauen, das Vater und Brüder in diesen jungen Mann setzten, der nicht einmal die Sprache des Landes kannte, in das er sich als Wildfremder begab. Sie sollten nicht enttäuscht werden, denn Nathan war dazu bestimmt, zur ragendsten Säule des Rothschildschen Welthauses zu werden.

Ohne vorausgefaßten Plan und ohne auch nur im entferntesten die Bedeutung zu ahnen, die dieser Schritt in späterer Zeit gewinnen sollte, war diese erste Abzweigung des Rothschildschen Hauses folgerichtig aus den Familienverhältnissen und den Erfordernissen des Warenhandels mit England erwachsen.

Die der Französischen Revolution nun folgende Napoleonische Epoche sollte die Gründung eines weiteren, des Pariser Zweiges, und damit die erste Zusammenarbeit zwischen den Brüdern Rothschild in Frankfurt, London und Paris mit sich bringen.

---

## ZWEITES KAPITEL

### DIE FAMILIE ROTHSCHILD IN DER ZEIT NAPOLEONISCHER MACHTFÜLLE

Die Jahrhundertwende fiel mit einem wichtigen Abschnitt in den Kriegen gegen die aus der Revolution hervorgegangene Französische Republik zusammen. Der im Jahre 1801 geschlossene Friede von Luneville besiegelte des genialen Bonaparte Landsiege, schuf damit die Vormachtstellung Frankreichs zu Lande, bestätigte aber auch die Englands zur See. Während Bonaparte sonst aller Gegner Herr geworden, mußte er sich sagen, daß das vom Meer umgürtete England aufrecht geblieben war. Der auf den Lunéviller folgende Friede von Amiens war nur ein Übergangsstadium und mußte notwendig zur Wiederaufnahme des Kampfes führen, bis einer der beiden großen Gegner blutend am Boden lag. Die nächsten fünfzehn Jahre blieben im Zeichen dieses Kampfes, und die Verhältnisse, die in der Folge fast das ganze festländische Europa in einen Kriegsschauplatz verwandelten, brachten wohl zahllose wohlbegründete und reiche Firmen, Bankhäuser und Privatleute um ihr Vermögen, boten aber gleichzeitig energisch zupackenden, die Konjunktur klug und berechnend ausnutzenden, dabei fleißigen und aktiven Leuten Gelegenheit, zu Reichtum und Macht zu gelangen.

Die Familie Rothschild war zumindest innerhalb ihrer Kaste zu jener Zeit schon so hoch gekommen, daß die nun folgenden Weltereignisse tief in ihr Schicksal eingreifen mußten. Der Vater Meyer Amschel war um 1800 ungefähr schon der zehntreichste Jude in Frankfurt, und es handelte sich nur darum, wie der Chef des Handlungshauses und seine Söhne sich in

den stürmischen Kriegszeiten verhalten würden. Zahlreiche Konkurrenten waren reicher oder ebenso reich wie sie, hatten von früher her noch bessere Verbindungen und waren zum Teil christlich und unbeschwert von dem den Juden anhaftenden Makel; andererseits kam den Rothschild die solide, mit gutem Menschenverstand, dabei emsig und energisch arbeitende Person des Firmenchefs zugute, den vier tüchtige, unter der Zucht und Leitung dieses Vaters zu vorzüglichen Kaufleuten erwachsende Söhne unterstützten. Einer von ihnen, Salomon, hatte eben Karoline Stern, die gleichfalls recht wohlhabende Tochter eines Frankfurter Handelsmannes, geheiratet und sich so seinen eigenen Herd gegründet. Der fünfte, Nathan, weilte im Lager des großen Feindes Napoleons, in England. Dort im Lande des Welthandels und der Weltmacht über See waren seine Unternehmungen auch weit besser gegen Napoleonischen Zugriff geschützt als die des Vaters und der Brüder auf dem Festlande. Er konnte die Weltereignisse, die sich in jenen Jahren überstürzten, viel ruhiger verfolgen, beurteilen und ausnutzen. Dazu kam, daß Nathan von allen fünf Söhnen der unternehmendste war, eine Naturanlage, die sich schon in seinem aus eigener Initiative gefaßten Entschluß, nach England zu gehen, äußerte.

Das heimatliche Geschäft des Hauses Rothschild in Frankfurt beschränkte sich nicht auf einen Zweig allein. Wo es etwas zu gewinnen gab, bei Kommission und Spedition, bei dem inzwischen zum Handel freigegebenen Tuch und Wein, bei Seide und Musseline, wie Münzen und Antiquitäten, zögerte es nicht, zuzugreifen. Besonders der Weinhandel nahm sehr große Ausdehnung an. Dabei vergaß Meyer Amschel nicht, seine Beziehungen zu Fürstlichkeiten und großen Herren auch außerhalb des Kreises des Landgrafen von Hessen zu erweitern.

Eine der wichtigsten in Frankfurt erworbenen Verbindungen war die mit dem fürstlichen Hause Thurn und Taxis, dessen

Chef, Fürst Karl Anselm, die wichtige Stelle eines Erb-Postmeisters im Heiligen Römischen Reiche einnahm. Diese ursprünglich aus dem Mailändischen stammende Familie, in Italien della Torre, in Frankreich de la Tour genannt, war es, die als erste zu Ende des 15. Jahrhunderts in Tirol eine Post einführte und dann von Kaiser Maximilian I. aufgefordert wurde, 1516 eine reitende Botenpost von Wien nach Brüssel zu legen. Schon damals erhielt eines ihrer Mitglieder die Würde eines Generalpostmeisters. Das war der Ausgangspunkt für die spätere großartige Entwicklung der Thurn und Taxisschen Post, die ganz Mitteleuropa umspannte. Hauptsitz und Zentrale waren in Frankfurt. Das Haus ließ sich aber an der weiten Ausdehnung des Unternehmens nicht genügen. Es benutzte auch die ihm anvertrauten Briefe und Nachrichten zu gewinnbringender eigener Orientierung. Zu Ende des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts blühte das Unwesen, anvertraute Briefe zu erbrechen, vom Inhalt Kenntnis zu nehmen und dann weiterzusenden. Um sich das Postmonopol zu erhalten, bot das Haus den Deutschen Kaisern die Mitteilungen, die die sogenannte geheime Briefmanipulation ergab, zur Kenntnis an. Wenn man sich also mit diesem Hause gut stellte, so konnte man sich leicht und schnell Nachrichten verschaffen und solche ebenso auch versenden. Meyer Amschel Rothschild war sich im Laufe der Zeit darüber klar geworden, daß richtiges und rasches Orientiertsein, insbesondere das Früherwissen von Nachrichten in Kriegszeiten, von größter Wichtigkeit für den Bankier und Handelsmann sind. Da nun die Zentrale für diesen Post- und Nachrichtendienst in seiner Vaterstadt lag, so hatte er sich in kluger Voraussicht an das Haus Thurn und Taxis herangemacht und Geldgeschäfte aller Art zu dessen hoher Zufriedenheit besorgt. Darauf berief sich Meyer Amschel, als er sich an die höchste Instanz des kaiserlichen Reichsoberpostamtes in Frankfurt, an des Kaisers Majestät selbst, wandte. Gerade das, wovon



er am meisten Nutzen gezogen, nämlich die Geld- und Lieferungsgeschäfte im Kriege gegen Frankreich, dann die dem Hause Thurn und Taxis geleisteten Dienste, führte er in einem Majestätsgesuche um Verleihung eines Hoffaktortitels für sich und seine Söhne als Verdienste an. Redlich und pünktlich war er in seinen Geschäften gewesen und konnte sich Zeugnisse darüber verschaffen, mit denen er sein Ansuchen belegte. Tatsächlich ließ sich der Römisch-deutsche Kaiser, dessen ganze Macht sich zu jener Zeit mehr oder weniger auf Ernennungen und Verleihungen beschränkte, dazu herbei, mit Patent vom 29. Januar 1800 Meyer Amschel den Titel eines kaiserlichen Hoffaktors zu verleihen. Das hatte für diesen nicht nur den Wert eines freien Passierscheines durch das ganze Römische Reich Deutscher Nation, sondern gestattete ihm auch das persönliche Mitführen von Waffen und befreite ihn von mehreren, den Juden jener Zeit abverlangten Steuern und Leistungen. Patent und Titel waren von Franz II. lediglich als Römisch-deutschem Kaiser unterschrieben und verliehen und hatten mit Österreich und seinen Behörden nichts zu tun. Erst viel später traten die Gebrüder Rothschild in wirkliche Beziehungen zu Österreich und zu seinen Staatsmännern. Auch als 1795 der Landgraf von Hessen dem Kaiser Franz eine Million Gulden und 1798 noch eine halbe Million dazu lich, hatten andere Bankiers die Vermittlung übernommen, und Rothschild hatte damit nicht das geringste zu tun.

Die in dem erworbenen kaiserlichen Hoffaktorspatent erwähnten Erleichterungen standen freilich mehr oder weniger auf dem Papier, weil die meisten kleinen oder großen Territorialherren, an denen Deutschland um 1800 so reich war, doch ihre eigenen Gesetze und Vorschriften anwenden ließen. Darauf kam es aber Meyer Amschel weniger an; das Wesentliche war, daß der neue Titel „kaiserlicher Hoffaktor“ noch bedeutend besser klang als landgräfllich hessischer, und

**Verzeichniß von raren Thalern**  
nach des Herrn von Madai vollständigen Thaler  
Cabinet numeriret, wie auch einigen Goldgulden, nach  
Herrn Köhlers Ducaten-Cabinet verzeichnet, und  
um bengefetzte Preise zu haben,  
bey M. A. Rothschild.

No.	Röm. Bayserliche.	fl. fr.	No.		fl. s.
2434	von 1645 . . .	3 20	401	von 1627 . . .	5 -
40	von 1658 . . .	3 -	2825	von 1638 . . .	3 3
43	von 1683 . . .	3 30	2828	von 1642 . . .	1 -
	<b>Kuifich-Bayserl.</b>		404	$\frac{1}{2}$ von 1642 . . .	1 3
55	von 1725 . . .	2 45	2829	ohne Jahrzahl . . .	3 2
	<b>Rön. Spanische.</b>		407	Doppeltthl. von 1674 . . .	8 -
82	von 1622 . . .	3 -	409	Doppeltthl. von 1679 . . .	10 -
93	von 1689 . . .	3 -	410	ohne Jahrzahl . . .	1 3
99	von 1702 . . .	3 30	413	von 1696 . . .	3 -
	<b>Rön. Französische</b>		2832	von 1697 . . .	2 1
2554	von 1610 . . .	10 -		<b>Chur-Trierische.</b>	
	<b>Rön. Schwedische.</b>		424	von 1624 . . .	3 2
191	$\frac{1}{2}$ von 1559 . . .	1 30	425	Einfach von 1657 . . .	4 -
206	von 1603 . . .	3 30	426	von 1659 . . .	3 30
2629	von 1632 . . .	3 -	2843	ohne Jahrzahl . . .	3 3
217	von 1632 . . .	3 -	2845	von 1702 . . .	3 3
219	von 1633 . . .	3 -		<b>Chur-Eollnische.</b>	
225	von 1641 . . .	3 -	433	von 1549 . . .	3 9
227	von 1645 . . .	3 -	435	von 1558 . . .	3 45
232	von 1657 . . .	3 -	437	von 1568 . . .	3 3
251	von 1718 . . .	3 -	438	von 1572 . . .	3 3
	<b>Rön. Dänische.</b>		2855	ohne Jahrzahl . . .	4 3
277	von 1646 . . .	3 -		<b>Chur-Pfälzische.</b>	
2665	von 1624 . . .	2 40	467	von 1662 . . .	3 -
280	von 1650 . . .	3 -	5657	von 1679 . . .	3 3
2676	von 1666 . . .	3 -		<b>Chur-Bayrische.</b>	
2684	von 1685 . . .	3 -	2892	von 1626 . . .	3 -
307	von 1711 . . .	3 -	481	von 1740 . . .	3 3
	<b>Böhmische.</b>			<b>Chur-Sächfische.</b>	
342	$\frac{1}{2}$ von 1620 . . .	1 30	2926	Doppeltthl. von 1534 . . .	8 -
	<b>Rön. Preußische.</b>		502	Doppeltthl. von 1539 . . .	6 3
381	von 1704 . . .	4 30	504	von 1542 . . .	3 -
382	von 1707 . . .	3 -	537	von 1659 . . .	3 -
2805	$\frac{1}{2}$ von 1714 . . .	1 30	2988	Doppeltthl. von 1661 . . .	7 3
	<b>Chur-Maynzische.</b>		543	von 1671 . . .	3 -
2321	Doppeltthl. von 1593 . . .	6 30	544	von 1680 . . .	3 1
2823	von 1627 . . .	7 30	550	Klippe von 1693 . . .	3 1

M



manch anderen Titel nach sich zog. Der Fürst von Ysenburg, der deutsche Johanniterorden verliehen ihm beide im Zusammenhang mit von Meyer Amschel mit kurfürstlichem Gelde besorgten Anleihegeschäften ihre Hofstitel. 1804 bat Rothschild, mit Hinweis auf seinen kaiserlichen Faktortitel, den Fürsten Thurn und Taxis um die gleiche Begünstigung auch für einen seiner Söhne. Es ist sehr bezeichnend, daß er bei Erbitten des kaiserlichen Titels auf die dem Hause Taxis geleisteten Dienste hinwies und dann von diesem eine Gunst mit Hinweis auf die kaiserliche Anerkennung erbat. Alle diese Rangerhöhungen mußten ihm auch bei seinem alten Gönner, dem trotz allem noch sehr mißtrauischen Landgrafen von Hessen, nützen. Er war nach wie vor für Meyer Amschel die Hauptperson, denn Wilhelm von Hessen war ungeheuer reich, viel reicher als der Kaiser selbst und war räumlich nahe, was damals eine weit größere Rolle spielte als heute. Überdies hatte er verwandtschaftliche Verbindungen mit England, wo Nathan weilte, und mit dem stets geldbedürftigen Dänemark, an dem soeben das Haus Rüppell und Harnier sowie das Haus Bethmann durch Anleihen viel verdient hatten. Meyer Amschel riet dem Landgrafen, sich an diesen Anleihen durch Ankauf von Obligationen zu beteiligen. Das geschah auch in beschränktem Maße, und Rothschild war die geschäftliche Abwicklung übertragen worden. Er führte sie zur Zufriedenheit durch, brauchte aber damals, da sich günstige Gelegenheit zum Ankauf von Waren und Wechseln bot, größere Summen Bargeldes. Weil er wußte, daß der Landgraf, dessen in England sowie im Deutschen Reiche entliehene Kapitalien reiche Zinsen trugen, Geld zur Anlage frei hatte, so erbat und erhielt er zweimal im November 1801 und im Juli 1802 160 000 Taler und 200 000 Gulden in Form einer Lombardanleihe vorgestreckt, d. h. er gab seinem Herrn dänische und Frankfurter Obligationen dafür als Pfand. Obwohl für das Geld auf solche Weise große Sicherheit geboten war,

bedurfte es doch kräftigen Nachdrucks und besonderer Fürsprache des landgräflichen Vermögensverwalters Buderus, um Wilhelm von Hessen dazu zu bestimmen. Immerhin war es schon ein guter Schritt nach vorwärts in der von Rothschild angestrebten Vertrauensstellung beim Landgrafen. Die zweite Summe war nicht nur für Meyer Amschel, sondern auch schon für seine beiden ältesten Söhne, Amschel und Salomon, bestimmt gewesen, die ihrerseits nun anfangen, sich, wo sie konnten, Hofitel zu erwerben. So waren sie 1801 bereits zu hessischen Kriegszahlagenten ernannt worden. Meyer Amschel hatte bisher mit Neid die dänischen Geldgeschäfte der Rüppell und Harnier betrachtet. Sein Ehrgeiz ging dahin, gleiche Geschäfte mit Dänemark, freilich mit landgräflichem Gelde, aber von allen Firmen unabhängig und selbständig abzuschließen. Ihm persönlich fehlte noch das große Kapital, das den anderen zu Gebote stand. Aber Rothschild war über die Höhe des Anlage heischenden Bargeldbesitzes des Hessenfürsten durch Buderus genau unterrichtet. Er war entschlossen, die Konkurrenz aus dem Felde zu schlagen, indem er dem Fürsten bessere Bedingungen bot. Die Frankfurter Firmen warteten, bis man mit Aufträgen zu ihnen kam; er aber wollte persönlich auftreten und handeln; schon die Lombardanleihen hatte er in Kassel persönlich betrieben und durchgesetzt. Und nun hieß es wieder, dahin zu fahren, um die Räte Wilhelms, Buderus an der Spitze, zu bearbeiten, damit sie ihren Herrn dem Gedanken, direkt an Dänemark Anleihen zu geben, willfährig machten. Zunächst galt es, Dänemark gegenüber zu verschweigen, woher das Geld stammte, denn Wilhelm wollte im Kreise seiner Verwandten nicht als so reich gelten, und er besorgte, sie könnten ihn um besondere Vergünstigungen bitten. Darum sollte ein mit Buderus und dadurch auch mit Rothschild in Verbindung stehender Mittelsmann, ein in dem von Hessen unverdächtig weit entfernten, aber Dänemark nahen Hamburg wohnender,



wohlhabender jüdischer Bankier namens Lawaetz diesem Lande den ersten Antrag machen. Außerdem sollte, um Dänemark einen besonderen Anreiz zu bieten, die Anleihe entgegen der Gepflogenheit nach Rothschilds eigener Idee über einen großen Zeitraum verteilt werden. Sie sollte ein Jahrzehnt oder länger unkündbar sein und erst in zwei oder drei Jahrzehnten langsam amortisiert werden. Wirklich gelang es, Wilhelms von Hessen Einwilligung zur Gewährung einer solchen Anleihe zu erlangen. Kaum waren die Bedingungen festgelegt, so lüftete Lawaetz insofern die Maske, als er die Anleihezinsen bei Meyer Amschel Rothschild in Frankfurt zahlbar machte.

„Dieser Darleiher“, schrieb der Hamburger Bankier nach Dänemark, „ist ein äußerst reicher Kapitalist und dem dänischen Hofe ungemein geneigt; wahrscheinlich sind noch größere Summen und noch bessere Bedingungen zu erlangen.“<sup>1</sup> Persönlich kannte Lawaetz Rothschild freilich damals noch nicht.

Der günstige Verlauf dieser ersten, im September 1803 selbstständig vermittelten großen Anleihe trug Meyer Amschel nicht nur Geldgewinn, sondern auch den Titel eines hessischen Oberhofagenten ein. Die Konkurrenten hatten diese Anleihe mit höchstem Mißvergnügen angesehen und machten Eingaben über Eingaben an den Landgrafen, um Rothschild zu schaden. Insbesondere verfolgten ihn die Rüppell und Harnier mit Haß. Sie wandten sich dagegen, daß die letzten dänischen Anleihen in auf Rothschilds Namen lautenden Obligationen ausgegeben wurden. Um Dänemarks Eitelkeit wachzurufen, betonten sie, daß man daraus schließen könnte, „daß nicht der eigene dänische Staatskredit, sondern bloß der jüdische Name Rothschild denen dänischen Staatspapieren in Hessen annoch Eingang gewähre“.<sup>2</sup>

Der Kampf Rothschilds mit seinen Konkurrenten zog seine Kreise bis unter die mit der Vermögensverwaltung des Land-

grafen betrauten Beamten. Buderus trat in steigendem Maße für Rothschild ein, während andererseits der geheime Kriegsrat Lennep sich für die Rüppell und Harniers einsetzte. Rothschild und Buderus behielten aber zunächst die Oberhand, und es kamen bis 1806 nicht weniger als sieben landgräfliche Anleihen zustande. Der dabei gemachte Gewinn mußte freilich mit erhöhtem Haß und Feindschaft seitens der Konkurrenzfirmen sowie Lenneps bezahlt werden und sollte noch zu peinlichen Weiterungen führen. Rothschild hatte bei diesen Unternehmungen größte Aktivität gezeigt. Er scheute selbst die damals so beschwerliche Reise nach Hamburg nicht, um endlich mit dem Bankier Lawaetz in persönliche Verbindung zu treten und die dänischen Geschäfte mit Nachdruck zu betreiben. Der Hamburger Bankier berichtete<sup>3</sup> darüber in einem Briefe an Buderus: „Der Oberhofagent Rothschild wird morgen zu mir kommen und den Rest unserer Geschäfte balancieren, worauf er übermorgen die Rückreise anzutreten gedenkt. Ich habe die Bekanntschaft dieses Mannes mit Vergnügen gemacht, und es wird mir nicht minder lieb sein, ihm ferner reelle Dienste erzeigen zu können.“

Die Intrigen der Konkurrenten verfehlten aber doch nicht ganz ihre Wirkung auf Wilhelm von Hessen. Er blieb mißtrauisch, verweigerte mehrfach die Beteiligung an weiteren von Rothschild vorgeschlagenen Geschäften und ließ sich zu solchen erst nach wiederholtem Bitten und Drängen bewegen. Neben diesen dänischen Anleihen gingen solche für Hessen-Darmstadt und den Johanniterorden einher, die gleichfalls durch die Vermittlung Rothschilds aus landgräflichem Gelde gewährt wurden. Es handelte sich durchweg schon um bedeutende, in die Hunderttausende gehende Summen. Je größer sie waren, desto lieber war es Meyer Amschel, denn um so bedeutender waren die Vermittlerprozente, und das Risiko trug nicht er, sondern der Landgraf, dessen Lieblings-

beschäftigung nach wie vor die Mehrung und Verwaltung seines großen Vermögens blieb. Insbesondere die englischen Kapitalien machten ihm viel Arbeit. Seit dem Basler Frieden waren die Beziehungen Hessens zu England gespannter, wenn sie auch nicht kritisch werden konnten, da der Landgraf die maßgebenden Personen in geschickter Weise in sein Interesse zu ziehen verstanden hatte. Er hatte nämlich dem Prinzen von Wales, dem späteren König Georg IV., in zwei Raten gegen 200 000 Pfund geliehen. Die Herzoge von York und Clarence dienten als Bürgen, entliehen aber auch selbst vom Landgrafen Geld. Außerdem hatte Wilhelm von Hessen in der Zeit bis 1800 anderweitig ungefähr 640 000 Pfund in London zinstragend angelegt, was ihm noch sehr zugute kommen sollte. Das Haus Rothschild lernte an diesem Beispiel seines Mäzens und folgte ihm bald in der klugen Gewohnheit, Gelder mit Vorliebe an Persönlichkeiten in höchster Stellung zu verleihen. War Wilhelm von Hessen im zweiten Koalitionskrieg auch neutral geblieben, so wünschte er wohl insgeheim den Gegnern Frankreichs Erfolg, denn er erhoffte für sich sehnlichst die Wiederaufnahme der einträglichen Subsidienverträge mit England.

Der Friede von Lunéville, der Frankreichs Grenzen bis an den Rhein vorschob, brachte Wilhelm von Hessen zwar in weiterer Folge die 1803 proklamierte langersehnte Kurwürde, aber das meteorartige Emporkommen Bonapartes und die Stellung des revolutionären Frankreichs in der Welt schienen ihm höchst unheimlich und gefahrdrohend. Die Freundschaft mit Preußen wurde einigermaßen erschüttert, weil dieses sich großen Landgewinn zu verschaffen gewußt hatte, ohne dabei des Hessenfürsten zu gedenken. Frankreichs Friede mit England dauerte nicht lange. Schon im Mai 1803 erklärte das Inselreich dem Usurpator in Paris neuerdings den Krieg. Die Stellungnahme zu dieser Weltlage blieb Wilhelm von Hessen nicht lange erspart. Schon im Oktober 1803 versuch-

ten die im englischen Hannover eingedrungenen Franzosen vom Kurfürsten Geld im Tausch für hannoversches Gebiet zu erlangen. Die Gefahr, England zu verletzen, ließ ihn diesen Antrag ablehnen, und der Kurfürst beleidigte so zum erstenmal den Korsen, von dessen Gefährlichkeit er sich damals noch kein richtiges Bild machte. Von nun an war es mit den ruhigen Zeiten für Frankfurt und Hessen vorbei. Das durch Napoleons geniale, gewaltige Persönlichkeit aufgerührte Europa geriet aus einer Krise in die andere, und es war unter solchen Verhältnissen für Wilhelm von Hessen besonders schwierig, sein riesiges Vermögen mit Vorsicht und Klugheit zu verwalten. Immer häufiger benötigte er Meyer Amschel Rothschilds Rat, dessen Reisen nach Kassel stets zahlreicher wurden. Sein ältester Sohn weilte schon Monate hindurch ständig in dieser Stadt. Die Bevorzugung des Frankfurter Hauses erregte bereits innerhalb der in Kassel selbst ansässigen Judenschaft Neid und Mißgunst gegen den Fremdling. Sie schalten, er nehme ihnen nicht nur die besten Geschäfte in Kassel fort, sondern entrichte nicht einmal das für die Juden sonst vorgeschriebene Nachtgeld und den Leibzoll. Durch verschiedene Gesuche bemühte sich Meyer Amschel, diese Zahlungen möglichst herabzudrücken, mußte aber schließlich doch einige dieser Steuern entrichten. Endlich sah er sich genötigt, im August 1803 beim Kurfürsten um einen Kasseler Schutzbrief für sich und seine Söhne einzukommen, wodurch er, obwohl in Frankfurt ansässig, dieselben Rechte erhalten sollte wie die Kasseler Schutzjuden. Das brachte freilich auch Pflichten mit sich. Die Bitte wurde gegen Zahlung von 400 Reichstalern bewilligt, der Schutzbrief jedoch nicht ausgefertigt, woran vielleicht Meyer Amschel selbst nicht ganz unschuldig war, denn er hätte in diesem Falle auch in Kassel Steuer zahlen müssen. Die Kasseler Judenschaft kam dieser Umgehung aber bald auf die Spur. Meyer Amschel wurde schließlich aufgefordert, endlich an-

zugeben, auf wessen Namen der Schutzbrief ausgestellt werden solle, worauf er an den Kurfürsten folgenden Brief richtete<sup>4</sup>:

Durchlauchtigster Kurfürst, gnädigster Kurfürst und Herr!  
Ew. kurfürstliche Durchlaucht haben aller gnädigst geruhet, mir gegen Erlegen von 100 fl die Befreiung vom Nachtgelde und gegen Bezahlung von 400 fl die Aufnahme eines meiner Söhne oder ich selbst in den Schutz zu bewilligen.

Ich soll nun erklären, auf wehm der Schutzbrief ausgefertigt werden soll, dieses setzt mich in große Verlegenheit, da mein Sohn, welchen ich den schutz zu gedacht haben, sich mit einem von meine Söhne lengst in London wohnhafft ist in Companie mit demselben in London geschafften zu machen willens ist.

Ich bin daher entschlossen für mich den Schutz zu nehmen, wenn mir allergnädigst verstattet wird soviel dafür jährlich zu erlegen als anderen auswärts wohnende Juden...daich hier nur Geschäfte mache, welche ich Haupt sächlich von einem auswertigen Orte eben so gut machen Kann da ich nun schon über 40 Jahr den Caracteur alss Hof Factor gehabt und Ew. kurfürstliche Durchlaucht schon in meiner jugend deren Huldreiche Gnade mir Angelegen gelaßt so Hoffe auch jetzo gnädigste Bewilligung ich ver Harre in tiefste Respect

Ew Kur fürstliche Durchlaucht  
Meinem Gnädigsten Kur Fürsten und Herrn  
unterthänigster Knecht

Cassel, den 21. April 1805.

Meyer Amschel Rothschild.

Dieses in nicht sehr schönem Deutsch von Meyer Amschel persönlich abgefaßte Gesuch erregte einige Heiterkeit am kurfürstlichen Hof. Man erwiderte aber darauf, die Bitte könne nur gewährt werden, wenn Meyer Amschel mit seinem ganzen Vermögen nach Kassel ziehe, was dieser natürlich



nicht wollte. Schließlich wurde der Schutzbrief doch auf Amschel Meyer Rothschild, den ältesten Sohn, ausgestellt. Hatte Meyer Amschel in Kassel um seine Position zu kämpfen, so stieg dagegen in Frankfurt sein Ansehen ob seiner Verbindung mit dem hessischen Herrscher, die nun jedermann offenbar wurde. Dies äußerte sich bei verschiedenen Gelegenheiten. Als auf dem kurtrierschen Hofplatze Mietgewölbe versteigert wurden, zu denen überhaupt keine Juden, auch die ortsansässigen nicht, zugelassen wurden, machte man mit Meyer Amschel eine Ausnahme. Eines der Gewölbe wurde aus der Versteigerungsmasse ausgeschieden und vorher schon Rothschild zugewiesen. Freilich mag dabei nicht nur Rothschilds Ansehen, sondern auch klingende Münze mitgespielt haben.

Zu jener Zeit waren gerade die zwei letzten und weitaus größten dänischen Anleihen von 700 und 600 000 Talern im Abschluß begriffen. Dabei hatte wieder Lawaetz viel zu tun. Bei aller Geschäftsfreundschaft war er damals der Familie Rothschild gegenüber denn doch noch etwas zurückhaltend. Freunden gegenüber betonte er, er habe den<sup>5</sup> „Herrn Rothschild zwar immer ungemein reell, prompt und des vollen Zutrauens völlig würdig gefunden“, meinte aber doch, man müsse, da so bedeutende Summen auf dem Spiele stünden, auch Rothschild gegenüber sehr vorsichtig sein. Also Mißtrauen allüberall und das um so mehr, als das politische Barometer in Europa zu jener Zeit auf Sturm stand und die Kapitalisten um das Schicksal ihrer Habe ängstlich besorgt machte. Schon hatte Bonaparte die Maske abgestreift und griff kühn nach dem Purpurmantel des Kaisers, ganz Frankreich wiederhallte gegen Ende des Sommers 1804 von dem Rufe „Vive l'Empereur!“ Daneben verblaßte das Ansehen des deutschen Kaisertums, was sich äußerlich darin kundgab, daß sich am 10. August 1804 Franz II. zum Kaiser von Österreich proklamierte.

Im September 1804 erschien auch schon Napoleon auf seiner Rundreise durch die neugewonnenen Rheinlande in Aachen und Mainz und trat mit „Glanz und Prunk gleichsam als Nachfolger Karls des Großen auf. Damals legte er mit Hilfe des Mainzer Kurzerzkanzlers Dalberg die Grundlage zu jener Vereinigung deutscher Fürsten, die den Namen Rheinbund führen sollte. Schon spielte Napoleon sich als deren Schutzherr auf und lud auch Wilhelm von Hessen nach Mainz, eine Einladung, die einer zwangsweisen Aufforderung zur Huldigung sehr ähnlich sah. Der Kurfürst entschuldigte sich mit einem plötzlichen Gichtanfall. Napoleon antwortete sehr kühl auf das kurfürstliche Entschuldigungsschreiben. Diesmal war er noch höflich geblieben, aber er schwor sich, Wilhelm entgelten zu lassen, daß er sich nicht gleich dem unter Napoleons Protektorat in Bildung begriffenen Bunde anschloß. Drohend hatte der französische Gesandte in Kassel mit dem Hinweise auf das Fernbleiben des Fürsten von Mainz ausgerufen: „On n’oublie pas, on n’oublie rien!“<sup>6</sup> Dem Kurfürsten von Hessen war nachträglich doch unheimlich zumute, und er suchte vorsichtig und geheim Verbindung mit England und Österreich, das auch schon sehr zu den Gegnern des Franzosenkaisers neigte. Nun benutzte er die Gelegenheit, daß Kaiser Franz den Kaisertitel seiner österreichischen Erblande annahm, dazu, um dem „Allerdurchlauchtigsten, Großmächtigst- und Unüberwindlichsten Römischen Kaiser und Allergnädigsten Herrn“<sup>7</sup> die teilnehmenden Gesinnungen und die aufrichtigen Wünsche „für das unverrückte Wohlergehen Seiner Kaiserlichen Majestät Geheiligten Person und den immer wachsenden Glanz und Flor des Allerhöchsten Kaiserhauses“ auszudrücken. Das Bedürfnis nach mächtiger Stütze hatte da die Feder geführt. Nebenbei sollte das Schreiben auch den Zweck verfolgen, den Kaiser stillschweigend an ein Gesuch zu erinnern, das am 22. November 1804 eingereicht und vorerst ohne Erledigung geblie-

ben war. Die erste Favoritin des Kurfürsten, die Apothekers-tochter Ritter, vom Kaiser zur Frau von Lindenthal erhoben und Stammutter der Haynaus, war inzwischen in Ungnade gefallen, da sie dem alternden Landgrafen einen jungen Gardefähnrich vorgezogen hatte. Ihren Platz nahm nun schon seit Jahr und Tag Karoline von Schlotheim, die schöne Tochter eines russischen Offiziers, ein, um deren Erhebung zur Gräfin von Hessenstein der Kurfürst nach-gesucht hatte.

Im Mai 1805 trat Österreich der Koalition gegen Napoleon endgültig bei. Napoleon ließ von seiner geplanten Landung auf den britischen Inseln ab und wandte sich gegen Österreich. Die Folge war großer Geldbedarf. Der österreichische Staatsschatz war von früheren Kriegen her sehr belastet, gemünztes Geld selten und Papier stark entwertet. Daher bestimmte man, daß die Zinsen der Anleihen nicht wie bisher an den großen Börsenplätzen in klingender Münze, sondern nur in Wien und in Papier geleistet werden sollten. Davon war auch der Kurfürst mit seinen anderthalb Millionen dem Kaiser Franz vorgestreckten Gulden betroffen, und er bat sofort, für ihn eine Ausnahme zu machen, weil „übel Gesinnte ihm in den Kopf gesetzt hätten, daß der österreichische Staat in Hinsicht aller auswärtigen Schulden bankrott machen wolle“.<sup>8</sup> Der kaiserliche Gesandte, Freiherr von Wessenberg, wollte diese Sachlage in geschickter Weise ausgenutzt wissen und begleitete das Gesuch mit einer geheimen Mitteilung. „Da Geldgeiz“, schrieb er, „die Hauptschwachheit des Kurfürsten ist, so wäre es vielleicht möglich, im Falle es dem allerhöchsten Hofe dienlich sein könnte, noch ein größeres Anlehen von Ihm zu erhalten, wenn ein solches als Bedingung der Fortsetzung der Zinszahlung in klingender Münze gesetzt würde. Vielleicht würde er zu gewinnen sein, wenn Seine Kaiserliche Majestät der Frau von Schlotheim den Titel einer Gräfin von Hessenstein taxfrei verleihen

wollte. Dieses liegt dem Kurfürsten sehr am Herzen, und die Erfüllung würde ihn ungemein freuen.“<sup>9</sup>

Der letztere Wunsch wurde erfüllt, aber mit der Zinszahlung konnte man keine Ausnahme machen. Trotzdem begann man von Wien sowohl, als auch von London aus um die Bundesgenossenschaft des Kurfürsten zu werben, was dieser sofort mit dem Verlangen nach Subsidien beantwortete. Dabei wußte er gar nicht mehr, wo er all seine verfügbaren Gelder anlegen sollte, und hatte noch am 2. Dezember 1805 an Preußen selbst zehn Millionen Taler geliehen. Er hatte einen siegreichen Ausgang des österreichisch-russisch-englischen Kampfes gegen Napoleon erhofft. Austerlitz machte dem allen ein rasches Ende. Während des Krieges waren die englischen Hilfgelder für Österreich in der Höhe von monatlich 333333<sup>1</sup>/<sub>4</sub> Pfund in bar auf den schwierigsten Umwegen nach Österreich geschafft worden; noch kannte und benutzte man nicht die Rothschildsche Methode der Überweisung großer Geldsummen und benutzte den so gefährlichen Wagentransport in natura. Eben als Austerlitz geschlagen wurde, war ein solcher Geldtransport im Zuge, und unter dem Eindruck der Niederlage erging Hals über Kopf ein Allerhöchster Befehl, wonach die Hilfgelder im großen Bogen über Galizien und die Karpathen instradiert werden sollten.

Die Kriegswirren, die Europa heimsuchten, zwangen fast alle Staaten, ob sie wollten oder nicht, Partei zu nehmen. Der Kurfürst von Hessen wollte sich seinem Charakter entsprechend einfach jener Partei zuwenden, bei der am meisten Profit zu machen war. Da nun auch Preußen mit Napoleon in Konflikt kam, versuchte es gleichfalls, den Kurfürsten zu sich herüberzuziehen. Demgegenüber gab der französische Hof ihm zu verstehen, er wolle Kurhessen beträchtliche Zugeständnisse machen, falls er sich ganz von preußischem Einflusse löse. Dieser Aufforderung gaben in der Nähe Kurhessens zusammengezogene Truppen einen bedenklichen Nach-

druck. Der Kurfürst verhandelte mit allen, machte auch in Paris Wünsche nach Landerwerb, unter anderen die Einverleibung der Stadt Frankfurt in sein Gebiet, geltend. Peinlich war nur, daß Napoleon die Entfernung des britischen Gesandten aus Kassel verlangte, der gerade die englischen Subsidienverhandlungen führte. Als der Kurfürst zögerte, gab ihm Napoleon seinen Unwillen darüber in sehr harten Ausdrücken zu erkennen, bis der Kurfürst nachgab und den Gesandten entließ. Durch die drohende französische Haltung verstimmt, suchte der Hesse wieder Anlehnung an Preußen. Da wurde am 12. Juli 1806 die Rheinbundakte veröffentlicht, durch die Napoleon sechzehn deutsche Reichsstände mit Hilfe des Kurfürsten Erzkanzlers Theodor von Dalberg durch Versprechungen zur Abtrennung vom Deutschen Reiche bewog. Als Gegengewicht versuchte Preußen eine Einigung der Fürsten des nördlichen Deutschland zustande zu bringen, für die man auch den Kurfürsten von Hessen durch Aussicht auf Landerwerb und die erträumte Königswürde gewinnen wollte. Darauf folgten wieder Drohungen und Versprechungen von französischer Seite. Des Kurfürsten Haltung blieb unklar. Er hielt es nun für das beste, den Schein der Neutralität bis zum wirklichen Ausbruch des Krieges beizubehalten und sich dann einfach auf die Seite dessen zu schlagen, der im Kriege das Übergewicht erlangt hätte, obwohl schon ein unterschriebener, wenn auch nicht ratifizierter Bündnisvertrag mit Preußen vorlag. Er hatte aber dabei nicht genügend mit der gewaltigen Persönlichkeit Napoleons gerechnet. Mit einem solchen Manne war eine unklare Politik nicht zu treiben. Er war schon längst des hessischen Hin und Her müde geworden. Seit Anfang Oktober 1806 war der Kriegszustand eingetreten. Am 14. dieses Monats wurde Preußen durch blitzschnelles Vorrücken Napoleons bei Jena und Auerstädt entscheidend geschlagen. Nun lachte Napoleon der hessischen „Neutralität“. Er gab Be-



fehl, Kassel und Hessen zu besetzen und, im Falle der Kurfürst und der Erbprinz bleiben sollten, sie als preußische Feldmarschälle kriegsgefangen zu setzen. „Sie werden“, befahl Napoleon, „Kassen und Magazine versiegeln, den General Lagrange zum Gouverneur des Landes ernennen, Sie werden in meinem Namen Steuern einheben und Recht sprechen. Geheimnis und Schnelligkeit seien Ihre mächtigen Mittel für volles Gelingen. Meine Absicht geht dahin, das Haus Hessen-Kassel von der Herrschaft zu beseitigen und aus der Reihe der Mächte zu streichen.“<sup>10</sup>

Mit Schrecken hatte Meyer Amschel Rothschild in Frankfurt die sich überstürzende Entwicklung der Dinge mit angesehen, und sein Sohn Amschel in Kassel sowie er in Frankfurt trafen alle möglichen Maßregeln, um in ihren und des Kurfürsten Geldgeschäften nicht allzu schweren Schaden zu erleiden. Gerade jetzt waren die Geschäfte so gut im Gang gewesen. Das Haus Bethmann, das sich zurückgesetzt gefühlt und nun neuerdings mit aller Anstrengung versucht hatte, wieder in die dänischen Anleihegeschäfte des Kurfürsten hineinzukommen, mußte sich infolge der kritischen Verhältnisse und der in ihrem Gefolge auftretenden Geldnot zurückziehen und gab dadurch dem zur Zeit noch leistungsfähigen Rothschild die Bahn frei. Lawaetz in Hamburg hatte sich indessen ganz auf die Seite Rothschilds geschlagen. Er schrieb selbst am 2. Juli 1806 an Buderus<sup>11</sup>, er werde dem guten Rothschild beistehen, soviel er vermöchte. „Ich hoffe, man soll am Ende überzeugt werden, daß er ein braver Mann ist, der Achtung verdient; der Neid mag sprechen wider ihn, was er wolle.“

Trotz allem, was Rothschild bisher im Dienste des Kurfürsten getan, hatte er sich doch noch nicht dessen Vertrauen in solchem Maße gewonnen, daß man seine Hilfe bei einer Aktion in Anspruch nahm, die durch die Kriegsläufe notwendig geworden war. Denn obwohl der Kurfürst immer noch hoffte, daß die in naiver Weise auf den nach Hessen führenden

Straßen angebrachten Tafeln mit der Inschrift „Pays neutre“ beachtet werden würden, so hielt er es in Angst und Sorge um seine Schätze für sicherer, seine wertvollsten Besitztümer wegzuschaffen und zu verbergen. Obwohl man schon seit Monaten daran arbeitete, so war dies doch bei der ungeheuren Menge von Kostbarkeiten und vielsagenden Bankauszügen des kurfürstlichen Geldverleihers keine so leichte Sache. Bei der Identität der Staatskasse mit der Privatkasse des Fürsten mußte man nicht nur seine Wertsachen, sondern auch die „Kabinetts-, Kriegs- und Kammerkassen-etats“, wie die Bücher der Finanzverwaltung hießen, auf Jahrzehnte zurück verschwinden lassen, wollte man einen Einblick in seine Vermögensverhältnisse verhindern. Diese Belege bildeten umfangreiche Bände und dicke Faszikel, schwindelnd hohe Summen waren darin verzeichnet. Die Kriegskasse allein enthielt im September 1806 über 21 Millionen Taler, wovon 16 Millionen nach allen Seiten ausgeliehen waren und viele Tausende Taler Zinsen trugen. Das alles mußte, so gut es ging, versteckt werden und dabei wurden vertraute Beamte, an ihrer Spitze Buderus, verwendet. Es besteht kein Hinweis darauf, daß einer der Rothschild bei den langdauernden Transporten und Bergungsarbeiten verwendet worden wäre. Die Zeit drängte. Teilweise gingen Dinge nach Dänemark, aber alles außer Land zu schaffen, war unmöglich und fiel auch zu stark auf. So bestimmte der Kurfürst, der den Plan zur Rettung seines Vermögens höchst eigenhändig entworfen hatte, daß in dreien seiner Schlösser die Hauptkostbarkeiten vergraben und vermauert werden sollten. Nun wurden unter einer Treppe des Schlosses Wilhelmshöhe 24 Kisten mit Silber und als Pfand erlegte Papiere im Werte von  $1\frac{1}{2}$  Millionen Gulden, darunter auch Rothschildsche Pfandpapiere, verborgen, weitere 24 Kisten mit Kassenbelegen und Kostbarkeiten aus der Bibliothek unter dem Giebel des Schlosses eingemauert. Ebenso viele Kisten wurden im Keller der im

Park von Wilhelmshöhe malerisch erbauten Löwenburg versteckt, während weitere Schätze in 47 Kisten auf die einsam im Wald gelegene Sababurg verbracht wurden. Diese letzteren wollte der Kurfürst ursprünglich auf dem Schiffswege weseabwärts nach England bringen lassen, doch konnte er sich mit dem Schiffer über fünfzig Taler Frachtkosten auf oder ab nicht einigen, und so unterblieb der Transport. Diese Maßnahmen konnten unmöglich geheim bleiben. Es mußten zuviel Personen dabei ins Vertrauen gezogen werden, und in der ganzen Gegend sprach es sich lange vor dem Eindringen der Franzosen herum, es sei höchste Gefahr im Verzuge, der Kurfürst verberge alle seine Schätze.

Indessen waren Napoleons Befehle in Ausführung begriffen. Französische Truppen biwaktierten, von Frankfurt kommend, in der Nacht vom 31. Oktober auf den 1. November bereits auf den Anhöhen, die Kassel umgaben. Angstvoll blickte der Kurfürst aus den Fenstern seines Schlosses nach diesen leuchtenden Zeichen des Feindes und schickte Adjutanten auf Adjutanten zum französischen Marschall Mortier. Da erschien der französische Geschäftsträger und brachte Napoleons Ultimatum, das den vielsagenden Titel trug: „An den Kurfürsten von Hessen-Kassel, Feldmarschall in preussischen Diensten.“ In kurzen, harten Worten war darin das Doppelspiel Wilhelms gegeißelt und die völlige Entwaffnung und Besetzung des Landes angekündigt. Nun entschied sich der Kurfürst sehr schnell, Napoleons Partei zu ergreifen und dem Rheinbund beizutreten. Aber es war zu spät. Marschall Mortier hörte nicht mehr auf des Kurfürsten Sendlinge. Da sah der Kurfürst ein, daß ihm nur noch Flucht übrig blieb. In den wenigen Stunden vor Einmarsch der Franzosen mußte schnell noch möglichst viel beiseite geschafft und die dringenden Verfügungen über die ausstehenden Gelder erlassen werden. Wilhelm bevollmächtigte Buderus, die in Wien zahlbaren Zinsen der Kaiser Franz geliehenen Kapitalien beheben

zu dürfen, und dieser gab die Vollmacht an Rothschild weiter, der diese Zinsen in der Folge durch seinen Geschäftsfreund in Wien, den Bankier Frank, für den Kurfürsten behob. Überdies brachte Buderus noch in derselben Nacht zwei Kisten mit Wertpapieren und Kassenliteralien in die Wohnung des Gesandten Österreichs in Kassel, des Freiherrn von Wessenberg, und bat ihn inständig, sie in Gewahrsam zu nehmen. Zudem erschien gleichfalls mitten in der Nacht bei dem aus dem Schlafe geweckten bestürzten Gesandten<sup>12</sup> ein kurfürstlicher Leiblakai mit fünf großen Brieftaschen, die 1½ Millionen Taler in guten Wechseln und Coupons, dann die verfängliche kurfürstliche Korrespondenz mit Preußen und England enthielten, sowie einer Kassette mit Juwelen, und teilte im Auftrage seines Herrn mit, der Gesandte möge darüber so disponieren, wie er es für einen Freund tun würde. Freiherr von Wessenberg war darüber auf das peinlichste berührt. Seine Stellung als Gesandter einer neutralen Macht wurde dadurch schwer kompromittiert, aber er hatte Glück. Er konnte das Geld einem ihm bekannten Kammerherrn, der noch in derselben Nacht nach Hannover reiste, anvertrauen. Die Briefe aber verbrannte er in wahrer Todesangst, da sie höchst kompromittierend waren. Nur die Juwelen, die der Leiblakai gleichfalls mitgebracht hatte, waren noch zu versorgen, als in der Frühe schon die Trompeten und Marschlieder der einrückenden französischen Truppen ertönten. Wenige Minuten vorher hatte der Kurfürst mit seinem Sohn in sechsspännigem Reisewagen die Stadt verlassen, war bei einem Tor schon von französischen Truppen aufgehalten worden, dann aber durch ein anderes entkommen. In ununterbrochener Reise fuhr er über Hameln, Altona nach Rendsburg in Schleswig.

Der in Kassel einrückende Marschall Mortier befolgte sofort alle Weisungen Napoleons und beschlagnahmte auch alle kurfürstlichen Kassen und Besitztümer, selbst den Marstall und

die Hofmobilien. Er verlangte die kurfürstlichen Zimmer im Schlosse zu seiner Wohnung sowie die kurfürstlichen Lakaien zu seiner Bedienung. Die Kurfürstin ließ er unbehelligt, und Wessenberg konnte ihr die Juwelen zum Einnähen in ihre und ihrer Dienerin Kleider zustecken. Auch Buderus fühlte den Boden unter seinen Füßen brennen und verließ Kassel als Handwerksbursch verkleidet und mit einem kleinen Felleisen auf dem Rücken, um seinem Herrn ins Exil zu folgen.<sup>13</sup> Seine Familie blieb in Verzweiflung zurück.

Während dies alles vor sich ging, scheint weder Meyer Amschel Rothschild noch einer seiner Söhne in Kassel anwesend gewesen zu sein.<sup>14</sup> Sie hatten die Haltung der Franzosen gegenüber dem Kurfürsten schon längst als kritisch erkannt und witterten wegen ihrer Verbindung mit ihm Unheil. Denn auch Frankfurt war von den Franzosen besetzt, und der Sitz der Firma, das Haus und ihr ganzes Hab und Gut waren dem Zugriff des Feindes ausgesetzt. In seinem Innern blieb Meyer Amschel dem Kurfürsten treu und sah im Franzoseneinmarsch und der Flucht des Kurfürsten eine Lage, in der er diesem noch sehr nützlich werden konnte. Er erwog vermutlich ganz richtig, daß sein Fernbleiben in diesem kritischen Augenblick für den Kurfürsten, dessen Geschäfte er womöglich hinter dem Rücken der Franzosen weiterführen wollte, nur von Nutzen sein konnte. Er verband das Nützliche mit dem Angenehmen, indem er sich vor den Franzosen nicht compromittierte und diesen gefährlichen Gesellen möglichst aus dem Wege ging.

Aber selbst wenn Meyer Amschel oder einer seiner Söhne in Kassel gewesen wären, so hätte er diese Freiherrn von Wessenberg nächtlicherweise anvertrauten Gelder nicht zur Aufbewahrung bekommen. So weit ging damals das Vertrauen noch lange nicht. Der Gesandte meldete damals auch ausdrücklich nach Wien, der Kurfürst habe ihm die Sachen „aus Mangel an Zutrauen zu seinen Geschäftsleuten“ gesandt.



Sofort begannen die Franzosen dem Verbleib der kurfürstlichen Reichtümer nachzuforschen. Napoleon hatte die Nachricht von den Vorgängen in Kassel bereits in Berlin erhalten. Um vier Uhr früh des 5. November 1806 erließ er einen Befehl an Lagrange: „Lassen Sie die gesamte Artillerie, den Inhalt aller Magazine, alle Möbel, Statuen und Effekten aus den Palais des Hofes nach Mainz bringen. Verkünden Sie, daß dieser Fürst nicht mehr herrschen darf. Ich werde an meinen Grenzen keinen feindlichen Fürsten mehr dulden, der mehr als Preuße, geradezu schon ein Engländer ist und seine Untertanen verkauft . . . Entwaffnen Sie das Land völlig, beauftragen Sie einen Intendanten, die Einkünfte des Fürsten zu erfassen. Im übrigen können Sie das Land mit Milde behandeln, aber wenn sich irgendwo auch nur der kleinste Aufstand zeigt, statuieren Sie ein furchtbares Exempel . . . Ihr Leitsatz sei, daß ich das Haus Hessen, dessen Existenz am Rhein sich mit der Sicherheit Frankreichs nicht vereinen läßt, auf immer zu entthronen wünsche.“<sup>15</sup>

Das waren die Gefühle Napoleons für den Kurfürsten. Der schickte nach wie vor Bote auf Bote und Brief auf Brief zu Napoleon. Der Kaiser gab aber überhaupt keine Antwort. Wilhelm von Hessen war indes am 1. November 1806 an seinem Zufluchtsorte, dem Schlosse seines Bruders, der gleichfalls eine dänische Königstochter geheiratet hatte, in Gottorp bei Schleswig angelangt. Eine ganze Schar vertriebener Fürstlichkeiten deutscher Kleinstaaten war dort versammelt. Alle waren plötzlich aus ihrem behaglichen, sorglosen Fürstendasein herausgerissen worden und vor allem materiell in größter Not.

„Wir sind“, schrieb Buderus am 17. November 1806 nach London<sup>16</sup>, „hier im größten Elend. Helfen Sie doch, daß wir baldigst Geld bekommen, denn wir wissen nicht, was wir sonst anfangen sollen, weil von Kassel kein Kreuzer verabfolgt wird. O Gott! welche Änderung der Dinge.“

Indessen besetzten die Franzosen Hamburg und kamen dem Zufluchtsort des Kurfürsten bedenklich nahe. Das versetzte ihn in helle Angst und Aufregung. Schon fürchtete er, mit dem geretteten Hab und Gut doch noch den Franzosen in die Hände zu fallen, und die Sachen standen in Kisten verpackt zu sofortigem Weitertransport bereit. Einmal erfaßte ihn eine solche Panik, daß er Buderus mit möglichst viel Wertpapieren und Juwelen einfach ins Blaue fortsenden wollte. Mochte er dann selbst sehen, wie er die Dinge rettete. Das Ungewitter verzog sich aber. Die Franzosen kamen zunächst nicht nach Schleswig, und der Kurfürst beruhigte sich allmählich wieder.

Lagrange verfuhr indessen in Kassel rücksichtslos nach den scharfen Befehlen Napoleons. Auch Wessenberg wurde des Verbergens kurfürstlicher Schätze verdächtigt und vorübergehend sogar verhaftet. Nach und nach wurden alle in den Schlössern verborgenen Schätze, das Gold- und Silberschirr, die Antiquitäten, das gesamte Münzen- und Medaillenkabinett, für das Rothschild so wertvolle Beiträge geliefert hatte, aber auch die zahlreichen Kisten mit Obligationen und Schuldbelegen aufgefunden. Jetzt rächte es sich, daß der Kurfürst wegen fünfzig Talern das Silber nicht hatte verschiffen lassen. Nun ging die ganze reiche Silbermenge nach Mainz zum Einschmelzen. Geblendet von der Masse der aufgefundenen Reichtümer meinte Lagrange auch für seine eigene Tasche etwas tun zu können. Sein kaiserlicher Herr, der wohl wußte, daß der Kurfürst reich war, konnte trotzdem nicht auf ein so ungeheures Vermögen gefaßt sein, wie es sich tatsächlich vorfand. Lagrange meldete Napoleon bloß einen Vermögensstand von 11 Millionen Talern, was natürlich nicht entfernt an die tatsächlichen Verhältnisse heranreichte. Dafür stellte er den hessischen Beamten gegen ein Douceur von 260 000 baren Francs 42 der beschlagnahmten Kisten, und zwar vornehmlich solche zurück, die Papiere und Nachwei-

sungen enthielten. Unter mannigfachen Fährlichkeiten brachte ein braver kurfürstlicher Hauptmann die Kisten in Sicherheit und führte ihrer neunzehn nach Frankfurt, wo sie aber nicht bei Meyer Amschel Rothschild, sondern im Speditionshause Preye und Jordis hinterlegt wurden, in dessen ausgedehnten Magazinen sie unauffällig zu bergen waren. Gegen weitere 800 000 Livres\* für sich und den Intendanten versprach der unredliche Gouverneur, noch andere Akten zurückzugeben und keine Nachforschungen mehr zu pflegen. Dadurch wurden wieder zahlreiche Kisten frei, die an verschiedene Vertraute zur Aufbewahrung verteilt wurden. Von diesen kamen vier Kisten mit Papieren aus dem geheimen Kabinettsarchiv gelegentlich der Frühjahrmesse 1807 auch zu Meyer Amschel Rothschild in sein Haus zum grünen Schild in der Judengasse. Das war der ganze Anteil des Hauses Rothschild an dem unmittelbaren Rettungswerke der kurfürstlichen Schätze.

Meyer Amschel Rothschild verbarg diese Kisten, deren eine er eine Zeitlang bei seinem Schwiegersohne Moses Worms aufbewahrt hatte, im Hauskeller. Nötigenfalls stand noch hinter dem Hause und unter dem Hofe ein gesonderter Kellerraum zur Verfügung, dessen Zugang vom Hauskeller sehr leicht zu verbergen war. Dieser Hofkeller war überdies durch einen geheimen Gang mit dem Nachbarhause verbunden. Die Bedrückung der Frankfurter Juden in früheren Zeiten hatte es mit sich gebracht, daß in den Häusern der Judengasse häufig solche geheime Zufluchtsstätten angelegt wurden. In diesem Falle war anzunehmen, daß bei einer Hausdurchsuchung, noch dazu durch die ortsfremden Franzosen, der Hofkeller überhaupt nicht entdeckt wurde, aber selbst wenn diese Gefahr drohte, blieb immer noch die Hoffnung, Verborgenes noch rechtzeitig ins Nebenhause schaffen zu können.

---

\* 1 Livre == 1 Franc; 4 Francs waren einem Taler gleichwertig.

Indessen hatte sich in der Stadt Frankfurt ein politischer Wechsel vollzogen, der der Selbständigkeit der freien Reichsstadt zunächst ein Ende machte. Durch die Rheinbundakte vom 12. Juni 1806 war Karl von Dalberg, der mit Talleyrand an dem Zustandekommen des Rheinbundes gearbeitet hatte, zu dessen souveränem Fürstprimas ernannt worden und erhielt durch ein Machtwort Napoleons die Stadt Frankfurt und ihr Gebiet als Residenz zugewiesen. Dies war sowohl für den Kurfürsten wie für seine ergebenen Diener, die Familie Rothschild, von hoher Bedeutung, denn einerseits war Dalberg sowohl dem Kurfürsten wie dessen Vermögensverwalter Buderus wegen finanzieller Geschäfte aus früherer Zeit besonders gewogen, dann aber war er, obwohl Erzbischof und strenger Katholik, trotzdem als duldsam gegen Andersgläubige bekannt. Dazu hörte durch die Überweisung Frankfurts an den Rheinbund die reichstädtische Verfassung auf, und die Juden, die bisher unter dem Druck der ihnen feindlichen, von alters her im Senat die Macht ausübenden Patrizierfamilien standen, erhofften nun die Beseitigung all jener Beschränkungen, Verbote und Sondergesetze, denen sie seit Jahrhunderten preisgegeben waren.

Das Leben in der großen Handelsstadt bekam infolge dieser Neuordnung der Dinge ein ganz anderes Gesicht. Man mußte sich auf französische Wünsche oder besser Befehle einrichten. Vollends, als Napoleon von Berlin aus, um seinen Todfeind England ins Herz zu treffen, am 21. Nov. 1806 die Kontinentalsperre verhängte, durch die er allen Handelsverkehr und Briefwechsel mit England verbot. Da dieses Land fast der einzige Vermittler der unentbehrlichen Kolonialwaren, wie Kaffee, Zucker und Tabak, war, so stieg der Preis für diese Waren ins Ungeheure, und ein geschickter Handelsmann konnte durch Aufkauf sowie durch Schmuggel über Holland und die Häfen Norddeutschlands großen Gewinn ziehen. Trotz französischer Überwachung des Frankfurter Handels

gelang es Meyer Amschel und seinen Söhnen, unterstützt von dem in England weilenden Nathan, damit ein hübsches Stück Geld zu verdienen. Freilich war dieser Handel nicht gefahrlos, denn der Artikel V der Kontinentalsperre erklärte jede aus England stammende Ware als gute Prise. Mit der Zeit mußte man freilich diese Geschäfte einschränken, denn mit der zunehmenden Macht Napoleons wurde auch die Überwachung strenger.

Meyer Amschel wußte genau, daß der Kurfürst trotz der großen Vermögenseinbuße durch die französischen Maßnahmen und trotz seiner Flucht immer noch über sehr große Kapitalien verfügte. Zudem war ein plötzlicher Wechsel in Napoleons kaum faßbarer Laufbahn nicht ausgeschlossen, und ein solches Ereignis konnte das Bild mit einem Schlage ändern. Darum blieb er bei seiner Politik, sich zwar mit dem neuen Herrn von Frankfurt von Napoleons Gnaden möglichst gut zu stellen, aber doch weiter dem Kurfürsten insgeheim treu zu dienen. Dazu war es nötig, mit diesem in steter Verbindung zu bleiben. Am 15. Dezember 1806 sandte Meyer Amschel<sup>17</sup> eine Abrechnung über frühere Verkäufe Londoner Wechsel nach Schleswig und berichtete, daß die weiteren Wechsel für den Augenblick unverkäuflich seien. Obwohl das „fußfällige Schreiben“ unter den demütigsten Ergebenheitsbeteuerungen und in der schlechten Schreibweise und Orthographie des alten Meyer Amschel verfaßt war, so trat darin doch ein gewisser Stolz zutage, denn Vater Rothschild prahlte außerordentlich mit dem guten Einvernehmen, das zwischen ihm und Dalberg herrsche.

Rothschild meldete stolz, er habe sich bei Dalberg für den Kurfürsten verwendet und des neuen Herrn von Frankfurt Fürbitte bei Kaiser und Kaiserin der Franzosen erlangt. Nur sollte nach dem Rate Dalbergs der Kurfürst nicht so sehr auf sein Recht pochen, sondern „bei Napoleon demütig bitten“. Schließlich versicherte Meyer Amschel den Kurfürsten seiner



Treue bis zum letzten Blutstropfen und erklärte, er hoffe auch, die von Napoleon dem Kurfürsten für seine Person auferlegte Kriegskontribution von 1 300 000 Taler durch seinen Einfluß bei Dalberg wesentlich herabdrücken zu können. Er behauptete auch, Dalberg habe ihn überall bei den französischen Marschällen und Ministern gut empfohlen. Mag Meyer Amschel auch in diesem Briefe tüchtig geprahlt und seinen Einfluß überschätzt haben, da es ihm ja später tatsächlich nicht gelang, die Kontribution zu ermäßigen, die der Kurfürst übrigens auf die Stände Hessens abwälzte, so enthielt der Brief doch einen wahren Kern. Es war zumindest sehr auffällig, daß der Erzbischof und Herr des Rheinbundes, der über sechzehn deutsche Fürsten gebot und so sehr in der Gnade Napoleons stand, dem Juden Meyer Amschel Rothschild aus Frankfurt, der zwar schon reich war, aber noch in keiner Weise einen Platz in gesellschaftlich geachteten Kreisen beanspruchen konnte, ein solches Wohlwollen zuwandte. Das scheint finanzielle Gründe gehabt zu haben und hatte wohl in von Rothschild gegebenen Darlehen seine Wurzel.

Als sich der Kurfürst in seinem Zufluchtsort in Schleswig wieder halbwegs sicher fühlte, widmete er sich von neuem seiner Lieblingsbeschäftigung, der Sorge um seine nunmehr in größte Unordnung geratene Vermögensverwaltung. Nach wie vor war Buderus deren Chef. Er hatte längst Schleswig wieder verlassen, war nach Hanau zurückgekehrt und befaßte sich damit, fällige Schuldforderungen des Kurfürsten einzutreiben, ehe sie noch den Franzosen zuflossen. Da war z. B. eine solche Forderung an den Prinzen von Zeil-Wurzach, die sehr gefährdet war. Buderus gelang es jedoch, sie schließlich zu retten, und er hob in der Berichterstattung darüber die Mithilfe Rothschilds und dessen Namen, wo er konnte, hervor. „Den Bemühungen des Oberhofagenten Rothschild“, schrieb er am 8. März 1807 an seinen Herrn, „verdanke ich es

allein, daß ich noch einige Hoffnung habe, und er hat dermal übernommen, den Kanzler in Wurzach zu einer Unterredung mit mir an einem selbst zu wählenden Orte zu disponieren.“<sup>18</sup>

Bei dieser erschien der älteste Sohn des fürstlichen Schuldners selbst, und sie führte zur Rückzahlung der ausstehenden Summe an Buderus, was dieser dem Umstande zuschrieb, daß Rothschild die Ratgeber und Beamten des Prinzen so eindringlich bearbeitet habe. Um die Ehrlichkeit Rothschilds besonders hervorzuheben, fügte er hinzu, es seien von französischer Seite in Kassel dem Oberhofagenten Rothschild 20—25% der Summe geboten worden, wenn er dazu behilflich sein wolle, diese Schuld von 9000 Gulden nach dem Befehle Napoleons in die französischen Kassen zu leiten. „Euer Kurfürstliche Durchlaucht“, hieß es weiter, „geruhen gewiß gnädigst zu ermessen, wieviel Mühe die Rettung dieser Summe unter den angeführten Umständen gekostet hat.“ Außer Buderus beschäftigten sich noch Lennep in Kassel, Lawaetz in Hamburg und die Kriegskommissäre, Zahlmeister und Hofagenten, wie Meyer Amschel und seine Söhne, mit den Vermögensinteressen des Kurfürsten. „Frankfurt ist der Zentralpunkt aller meiner Geschäfte“, schrieb der das Ganze leitende Buderus an den Kurfürsten.<sup>19</sup> In steigendem Maße, ja fast schon ausschließlich, zog Buderus die Familie Rothschild zu den Geschäften des Kurfürsten heran. Sie besorgten die Korrespondenz mit Kassel, mit dem Kurfürsten und mit Lawaetz in Hamburg, wobei Decknamen für die wichtigsten Personen und Geschäfte verwendet wurden. So hieß z. B. der Kurfürst „Prinzipal“ oder „Herr von Goldstein“, die in England stehenden Kapitalien (stocks) „Stockfische“.<sup>20</sup> Und Rothschild hieß in diesen Briefen „Arnoldi“.

Meyer Amschel mußte im Auftrage des Buderus selbst häufig mit Aufträgen, Abrechnungen oder sonstigen Mitteilungen persönlich zum Kurfürsten. Diese wochenlangen Reisen in schlechten Postkutschen, auf holperigen Wegen, bei steter





Gefahr, mit den ihm anvertrauten Briefschaften in Feindeshand zu fallen, waren dem alten Meyer Amschel mit der Zeit äußerst beschwerlich. Er stand zwar erst im 64. Lebensjahre, aber seine Gesundheit hatte in der letzten Zeit bei den außerordentlichen Anforderungen, die an den Leiter des ausgedehnten Geschäftshauses gestellt wurden, ziemlich gelitten. Er beauftragte fortan, da seine beiden ältesten Söhne Amschel und Salomon im Stammhause in Frankfurt alle Hände voll zu tun hatten, vornehmlich seinen Sohn Kallmann (oder Karl) mit diesen Reisen nach dem Norden. Sie waren so häufig notwendig, weil Napoleon inzwischen geradezu eine Offensive gegen das kurfürstliche Vermögen eröffnet hatte, die Gegenmaßnahmen aller Art seitens der Getreuen des Kurfürsten erheischten. Auf Napoleons Befehl versuchten die Franzosen, wie es schon in dem Falle des Prinzen Zeil-Wurzach geschehen war, die vom Kurfürsten im Lande verliehenen Kapitalien gegen einen beträchtlichen Nachlaß an die französischen Kassen zurückzahlen zu lassen. Lagrange hatte zwar die so ausgeliehenen Kapitalien auf nur vier Millionen Taler gleich sechzehn Millionen Francs geschätzt. In Wirklichkeit aber waren es etwa sechzehn Millionen Taler. Man kann sich daher den Schrecken des Kurfürsten über diese französische Maßnahme vorstellen. Zahlreiche Fürsten des Rheinbundes, die ihm Geld schuldeten, benutzten die Gelegenheit, sich mit erwünschtem Nachlaß ihrer Schulden zu entledigen. Auf Rothschilds Rat ließ der Kurfürst den Kaiser Franz in Wien inständig bitten, um Himmels willen nicht etwa Kapital oder Zinsen der ihm geliehenen anderthalb Millionen Gulden an die Franzosen auszahlen zu lassen. Alle Bemühungen, Napoleon umzustimmen, blieben erfolglos. Dazu war die Situation in Gottorp unmöglich geworden, da der Kurfürst sich die Favoritin Schlotheim hatte nachkommen lassen und die Frau des Gastgebers als Schwester der Kurfürstin fürchtete, diese durch den Umgang mit der Schlotheim zu be-



leidigen. Auch eine letzte Hoffnung schlug fehl: ein Aufstand in Hessen wurde im Nun niedergeschlagen. „Toren!“ verkündete Lagrange den Hessen am 18. Februar 1807 in einer Proklamation, „rechnet nicht mehr auf euren Fürsten; er und sein Haus haben aufgehört zu regieren. Wer sich widersetzt, wird sofort erschossen.“ Wilhelm war indessen nach Rendsburg und später auf Schloß Itzehoe übersiedelt. In herzbewegenden Schreiben wandte er sich an den König von Preußen und an den Kaiser von Österreich.

„Hier lebe ich nun“, schrieb er ersterem, „seit vier Monaten, niedergedrückt von namenlosem Kummer, erfüllt mit tiefer Trauer über die mannigfaltigen herben Schicksale Eurer Majestät, die mich . . . fast mehr schmerzen wie mein eigenes Unglück; muß noch dazu sehen, wie das Land meiner Väter willkürlich beherrscht, mein Privateigentum verschleudert wird, wie meine guten Untertanen leiden und ohne baldige Hilfe rettungslos an den Bettelstab gebracht werden. Oh! Euer königliche Majestät, es ist hart, dergleichen erleben zu müssen, doppelt hart bei dem Bewußtsein, stets so gehandelt zu haben, wie man es vor Gott und den Menschen verantworten kann.“<sup>21</sup>

Ganz ähnlich lautete der Brief an den Kaiser von Österreich.<sup>22</sup> In der Überschrift war freilich offenbar mit Rücksicht auf die Schlacht von Austerlitz nach „Allerdurchlauchtigster und großmächtigster“ das Beiwort „unüberwindlichster“ ausgelassen. Dringend und angelegentlich bat er um des Kaisers Schutz und Beistand. Diese Briefe waren geschrieben, da des Kurfürsten Bemühungen, Napoleon zu versöhnen, nur dazu geführt hatten, daß ihm der Kaiser der Franzosen seine persönliche Abneigung und Verachtung noch deutlicher zu erkennen gab. Die Gesinnung Wilhelms von Hessen blieb für alle Teile fortgesetzt unzuverlässig und schwankend. Während er Napoleon mit Bitten bestürmte, hatte er gleichzeitig mit England über eine gemeinsame kombinierte Landungs-

aktion gegen die Franzosen verhandelt. Aber dort kannte man seine Annäherungsversuche an Napoleon, traute ihm auch nicht mehr und fand es zeitweise für gut, die in England angelegten kurfürstlichen Gelder zu sequestrieren, so daß er wohl die Zinsen erhielt, aber über das Kapital selbst nicht mehr verfügen konnte. Das alles hatte die Laune des Kurfürsten nicht gebessert. „Sein persönlicher Umgang“, schrieb Fürst Wittgenstein, der ihn als preußischer Mittelsmann wiederholt im Exil besuchte, „ist über alle Beschreibung unangenehm; es ist viel Geduld erforderlich, um seine ewigen Klagen und seine Aufwallungen zu ertragen.“<sup>23</sup>

Das bekamen auch Buderus und Meyer Amschel Rothschild bald zu spüren. Der letztere bezog und verrechnete in der letzten Zeit die Zinsen der englischen und dänischen Anleihen für den Kurfürsten. Da dieser das nicht selbst angeordnet hatte, so fand er es tadelnswert. Sein Mißtrauen erwachte wieder, und er verlangte plötzlich von Buderus, daß diese Gelder nicht durch die Hände Rothschilds gehen, sondern, was bedeutend größere Schwierigkeiten machte, unmittelbar an die Reservekasse auf Schloß Itzehoe abgeliefert werden sollten. Das war kränkend für Buderus sowohl wie für Meyer Amschel Rothschild, der sich gerade bemühte, das Medaillenkabinett des Kurfürsten, das zahlreiche goldene und silberne Stücke von hohem Werte enthielt und nach Paris verschleppt worden war, durch Vermittlung Dalbergs so günstig wie möglich zurückzukaufen. Die Laune des Kurfürsten wurde durch die folgenden Ereignisse nicht gebessert.

Napoleon krönte seinen Feldzug gegen Preußen und Rußland dadurch, daß er den Zaren durch die Aussicht auf Teilung der Weltherrschaft gewann und am 9. Juli 1807 zum Frieden von Tilsit bestimmte. Die Folge war, daß Hessen zum neugegründeten Königreich Westfalen geschlagen wurde und Napoleons Bruder Jérôme seine Zelte in Wilhelms Residenz in Kassel aufschlug. Bitterkeit und Zorn überwältigten

den Kurfürsten in seinem Exil und machten ihn gegen jedermann ungerecht. Als Buderus wieder einmal bei seinem Herrn in Itzehoe weilte und ihm von Rothschild und seinen Dienstleistungen sprach, da verfehlte der Kurfürst nicht, ihn fühlen zu lassen, daß die Bevorzugung Rothschilds ihm merkwürdig vorkomme; dieser wäre doch ein Jude dunkelsten Herkommens, und er hege Besorgnisse, ihn, wie es in der letzten Zeit durch Buderus geschehen sei, in den wichtigsten Geldgeschäften fast ausschließlich zu verwenden. Dieser Ansicht trat Buderus aufs schärfste entgegen. Er wies darauf hin, wie pünktlich Rothschild in allen Fällen, insbesondere aber bei den aus London stammenden Eingängen gezahlt habe, und betonte das Geschick, mit dem Rothschild seine englischen Geschäfte für den Kurfürsten vor den Franzosen zu verbergen gewußt habe. Es seien sogar in Frankfurt in der Zwischenzeit französische Beamte beauftragt worden, bei Meyer Amschel Rothschild nachzuforschen, ob er nicht englische Gelder für den Kurfürsten beziehe. Meyer Amschel habe sofort seine Bücher vorgezeigt, und man habe daraus nicht das geringste darüber entnehmen können.<sup>24</sup>

Dieser Vorgang bewies, daß Meyer Amschel damals schon doppelte Bücher führte, solche, die zur Vorlage an die Obrigkeiten aller Art und die Steuerbehörden bestimmt waren, und solche, die die geheimen und einträglichsten Geschäfte betrafen. Buderus gab zu verstehen, Bethmann könne in seiner angesehenen Stellung als Patrizier Frankfurts und als Chef einer Jahrhunderte alten Firma viel schwerer zu Geschäften verwendet werden, die nun einmal infolge der politischen und kriegesischen Wirren in Europa das Tageslicht scheuen mußten. Er fügte hinzu, Bethmann habe schon Anfang 1806 bei den dänischen Anleihen finanziell versagt, und Rothschild überrage diesen an Zielbewußtsein und Eifer weit. Auch habe er mehr Treue bewiesen, denn seit der Kurfürst ins Exil gegangen, habe Bethmann kaum mehr etwas von

sich hören lassen, während Meyer Amschel sich fortwährend um die Interessen des Kurfürsten bemühe, auch, wenn nötig, persönlich in Schleswig erscheine oder einen seiner Söhne sende. Diese Vertrauenskrise des Kurfürsten gegenüber dem Hause Rothschild wurde durch solche Vorstellungen des Buderus, der mittlerweile zu der Familie Rothschild in engste persönliche Beziehungen getreten war, endgültig beschworen. Durch die Bemühungen des kurfürstlichen Vermögensverwalters traten alle Bankiers nach und nach zurück, und Rothschild trat an ihre Stelle.<sup>25</sup> Von nun an gewann er das Vertrauen des Kurfürsten, soweit dies überhaupt möglich war, und wir sehen Meyer Amschel nicht nur als dessen Hauptbankier, sondern auch als seinen Vertrauensmann in verschiedenen heiklen Angelegenheiten. Da es ihm seine Gesundheit nicht mehr erlaubte, allen großen Anforderungen im Dienste des Kurfürsten gerecht zu werden, so stellte er ihm, wo es nötig war, einen seiner Söhne zur Verfügung. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte sich der Kurfürst gegenüber verschiedenen Vorschlägen, die Nathan in London bezüglich Zinsenbehebung und Kapitalanlage machte, ablehnend verhalten. Er wies sogar noch im Juni 1807 seinen Londoner Geschäftsträger an, wenn Nathan es nochmals wagen würde, nach des Kurfürsten Geldangelegenheiten zu fragen, ihn rundweg abzuweisen.<sup>26</sup> Nun sollte auch da langsam und nicht zum Schaden des Kurfürsten ein völliger Wandel eintreten. Nach wie vor liebte sich alles vom Kurfürsten Geld, denn die Monarchen Deutschlands und an ihrer Spitze der König von Preußen hatten bei dem Eroberungszug Napoleons quer durch ihre Länder wegen der Kriegskosten und auferlegten Kontributionen bittersten Geldmangel zu leiden. Fürst Wittgenstein legte dem König von Preußen wiederholt nahe, dem Kurfürsten gegenüber recht liebenswürdig zu sein und ihm, sobald es anginge, Berlin als Aufenthaltsort anzutragen, weil man dann vielleicht eine Anleihe gewinnen könne. Dies geschah auch. Aber nun

war der König selbst aus seiner Hauptstadt geflohen und auf dem tiefsten Punkt seines Unglücks angelangt, und Berlin kam daher nicht in Frage. Indes war auch Dänemark von Napoleon aus seiner Neutralität herausgezwungen worden. Franzosen rückten in die Herzogtümer ein, und das dänische Königshaus empfand die Anwesenheit des Kurfürsten, der Napoleon so sehr ein Dorn im Auge war, peinlich. Dabei war der Flüchtling stets in Gefahr, entdeckt und gefangen genommen zu werden. In Hessen herrschte Jérôme, und es nützte dem Kurfürsten wenig, daß Lagranges zweifelhafte Geschäfte ans Licht kamen und der General entlassen wurde. Nach England wollte er trotz Einladung des Prinzen von Wales nicht gehen, denn das hieß endgültig mit dem mächtigen Usurpator brechen. Immer noch hoffte der Kurfürst unbegreiflicherweise auf Napoleons Verzeihung. Blieb noch Österreich. Kaiser Franz hatte in seinem letzten Schreiben<sup>27</sup> von dem „gerührtesten Anteil an seinem traurigen Schicksal“ und von dem Wunsche gesprochen, zur Änderung seiner gegenwärtigen Lage beitragen zu können. So bat der Kurfürst um ein Asyl in den österreichischen Landen und entschloß sich zur weiteren Flucht nach Böhmen, und zwar vorerst nach Karlsbad. Von seinen Schätzen trennte er sich nicht; bis auf eine Kiste mit Obligationen, die später Meyer Amschel von Hamburg wegbringen wollte, nahm er die geretteten Wertsachen und Effekten aller Art mit sich. Die Reisenden waren sorgsam verkleidet. Um ein Haar wären in einer Ortschaft, wo französische Truppen waren, gerade die wertvollsten Gegenstände verloren gegangen, denn am Marktplatze brachen die Räder des Wagens, in dem sie verladen waren, und man sah sich genötigt, umzupacken. Zum Glück ahnte niemand, was die Ballen enthielten. Die weitere Fahrt ging ohne Zwischenfall vonstatten, und der Kurfürst kam am 28. Juli 1808 in Karlsbad an, wo er die Entscheidung des Kaisers über seinen endgültigen Aufenthalt abwartete.



In Frankfurt hatten inzwischen Meyer Amschel und seine Söhne die Handlung weitergeführt und sowohl die Waren- wie die reinen Geldgeschäfte weiter ausgestaltet. Alle Mitglieder der Familie betätigten sich aufs eifrigste, und in der Kasse saß die unverheiratete Tochter Rothschilds, die dabei durch die Frauen Salomons und Amschels unterstützt wurde. Der fünfte Sohn, Jakob, meist James genannt, war indessen sechzehn Jahre alt geworden und gleich seinen älteren Brüdern aktiv in das Geschäft eingetreten. Dadurch war es möglich geworden, daß auch der älteste Sohn Amschel Frankfurt häufiger verlassen konnte, um ebenso wie Karl, der überhaupt des Geschäftshauses „Reisender“ war, zum Kurfürsten nach Böhmen zu fahren.

Buderus hatte es indessen so eingerichtet, daß Rothschild die Kasseneingänge der kurfürstlichen Gelder, die eigentlich der Beamte hätte verwalten sollen, in Form einer Anleihe zu 4% zur Verfügung bekam. So erhielt er im Sommer 1808 <sup>28</sup> 223 800 Gulden gegen Wechsel zu 4%, eine sehr ansehnliche Summe zu jener Zeit besonders raren Bargeldes, die der Kurfürst freilich nur ungern bewilligte. Aber er überzeugte sich in der Folge, daß Rothschild alles peinlich genau verrechnete.

Der Kurfürst übersiedelte in den letzten Augusttagen 1808 nach dem Wunsche des Kaisers Franz nach Prag. Dieser Monarch wußte genau, warum er den Kurfürsten in seinen Staaten willkommen hieß. Österreich war in fortwährenden Geldnöten, trotzdem aber hegte man Rachepläne für die erlittene Niederlage. Insbesondere Graf Stadion war die Seele des Gedankens, einen neuen Krieg gegen den übermütigen Kaiser der Franzosen zu führen.

Das österreichische Geldwesen war in höchster Unordnung, und man bekommt ein Bild davon, wenn man einen Blick auf die Wiener Börse der damaligen Zeit wirft. Ein Kaiser Franz wohlbekannter Vertrauter hatte ihm einen Bericht dar-

über gesandt, in dem ein scharfes Urteil gefällt war: „Ich kann nicht umhin zu bemerken,“ hieß es dort <sup>29</sup>, „daß dormalen die Börse ehevor einem Tandelmarkt als einer kaiserlichen Börse ähnlich sieht. Der Auswurf der niedrigsten Klasse Menschen bestürmt dieselbe, ordentliche und zum Geschäft befugte Männer werden von dieser Gattung Leute zurückgedrückt, überschrieen und unfähig gemacht, ein vernünftiges Wort mit einem Sensalen reden zu können; bei näherer Untersuchung wird man finden, daß viele von diesen Leuten von den Agioteurs gezahlt sind, um geflissentlich an der Börse Unordnungen zu stiften.“ Der tiefe Fall des Papiergeldes, die großen Kursschwankungen in allen Papieren, Kriegsangst und Unruhe taten das ihre. Kaiser Franz hatte gut „resolvieren“ <sup>30</sup>, es seien „Erhebungen und Maßnahmen zu treffen, damit die Börse aufhöre, Tummelplatz verächtlicher Menschen zu sein, die der niedrigsten Gewinnsucht alle übrigen Rücksichten aufopfern“. Die Grundursachen dieser Verhältnisse änderten sich nicht.

Der Kurfürst in Prag blieb in finanzieller Hinsicht eine Hoffnung für den österreichischen Staat. Er lebte zunächst zurückgezogen im Palais Liechtenstein, und sofort versuchte Wien zu erforschen, wie es um die kurfürstliche Geldtasche stünde. Vertraute aller Art und Geheimagenten der Polizei, die sich oft unter adeligen Namen und Offiziersuniformen verbargen, wurden nach Prag entsandt. Einer von ihnen meldete <sup>31</sup>, daß der Kurfürst von Hessen über große Summen verfüge und mit „particuliers“ durch Mittelspersonen wegen Ankaufs von Staatsobligationen in Verbindung stehe. Es sei wohl möglich, daß für den allerhöchsten Hof günstige Anleihebedingungen erlangbar wären, und es lohne sich vielleicht der Mühe, dies durch vertraute Wechsler und Handelsleute zu erforschen. Der Kaiser hatte diesen Bericht kaum erhalten, so beauftragte er mit einer sonst bei Erledigung von Stücken ganz ungewohnten Schnelligkeit den Hofkammer-

präsidenten, Grafen O'Donnell, über diesen „von jemand Verlässlichem“ erhaltenen Bericht „schleunigst“ sein Gutachten abzugeben.<sup>32</sup>

Wir finden nun zum erstenmal den Namen Rothschild in Verbindung mit dem österreichischen Hofe genannt. Graf O'Donnell berichtete, daß der Kurfürst zweifellos große Summen gerettet und solche auch in England stehen habe, sich also der Versuch lohnen würde, ihn zur Anlage von Kapitalien in „schwerem Golde“ oder in „soliden Wechseln auf auswärtige Plätze“ zu vermögen. „Um zu diesem Zwecke zu gelangen,“ betonte der Graf, „würde aber wahrscheinlich der beste Weg jener sein, sich an die Mittelspersonen zu wenden, welchen der Kurfürst seine Geldgeschäfte anvertraut, und dieses könnte am besten mittels eines vertrauten Wechselhauses von Wien oder Prag geschehen.“ Es schien O'Donnell besser, den Mittelspersonen 1,2–3% Provision zu bewilligen, weil dies bei solchen Transaktionen ohnehin üblich war und diese Leute dann ein Interesse hätten, den Kurfürsten zum Abschluß des Geschäftes zu animieren. „Aus den Akten der Kreditskommission“, fuhr der Graf fort, „ist zu entnehmen, daß die Personen, welche bei der Negoziaton des Darlehens von 1200000 Gulden im Jahre 1796 von seiten des Kurfürsten, damaligem Landgrafen, erschienen, das Frankfurter Haus Rüppell und Harnier und der Geheime Rat Buderus waren. Dermalen werden die Interessen von diesen Darlehen . . . von dem hiesigen Haus Frank und Comp. als Bestellten des hiezuvollmächtigten jüdischen Hauses in Frankfurt, Meyer Amschel Rothschild behoben (welches letztere hiezuvoll die Vollmacht des Geheimen Rates Buderus erhalten hat), und es scheint mir vorzüglich, daß dieser Geheime Rat die Hauptperson ist, welche durch einige Vorteile zur Erleichterung des Geschäftes zu vermögen wäre.“<sup>33</sup>

Man wollte den Mittelspersonen zwei Anträge machen, entweder ein Darlehen für 5% gegen Hypothekarsicherheit zu

erwirken, oder den Kurfürsten zu bestimmen, eine beträchtliche Summe, mindestens ein bis zwei Millionen, in sogenannten roten Losen zu übernehmen. Hierauf erließ die nachstehende allerhöchste Resolution: „Bei der unverkennbaren Notwendigkeit, für die Sammlung eines größeren Geldvorrates in schwerer Münze möglichst zu sorgen, billige Ich, daß der Versuch, von dem Kurfürsten von Hessen ein Darlehen in dieser Münze zu erhalten, gemacht werde . . . Um möglichst vorteilhafte Bedingungen zu erreichen . . . ist sich hauptsächlich einer zuverlässigen und verständigen Mittelsperson zu bedienen, die bei der Unterhandlung mit kluger Vorsicht schrittweise verfährt und den vorgesetzten Zweck auf die vorteilhafteste Art zu erreichen trachtet.“<sup>34</sup> Die Mittelsmänner Buderus und Rothschild wurden befehlsgemäß in vertraulicher Weise angegangen, versicherten auch, sie würden ihr möglichstes tun, betonten aber, alle Entscheidung liege beim Kurfürsten, den sie freilich sofort über die österreichischen Wünsche orientierten. Der Kurfürst war zunächst zurückhaltend, dann kam der Krieg, und die Verhandlungen wurden verschoben.

In der Folgezeit wurde der Kurfürst, über dessen Geiz und ungeheure Schätze in Prag die verschiedensten Anekdoten erzählt wurden, von eigens von Wien entsendeten Geheimpolizisten genau überwacht. Er beteiligte sich aktiv an der Politik und verfolgte mit lebhaftem Interesse die mächtige Bewegung, die in Deutschland und besonders in Preußen entstand und sich zum Ziele setzte, die Schmach der Fremdherrschaft abzuschütteln. Dies konnte freilich noch nicht mit offenem Visier geschehn, aber es bildete sich von Königsberg aus, wo König und Regierung Preußens weilten, der „Tugendbund“, der zwar sittlich-wissenschaftliche Ziele zu verfolgen vorgab, dessen Endzweck aber die Befreiung Deutschlands war. Der Hauptschutzherr war der Minister Freiherr vom Stein, und Wilhelm von Hessen

nahm eine hohe Würde in dem Bunde ein. Der Kreis der Mitglieder war so weit gezogen, daß auch Juden ihm angehören konnten. Auch die Rothschild scheinen in den Verein eingetreten zu sein. Jedenfalls vermittelten sie die Korrespondenz des Kurfürsten in dieser Angelegenheit und leisteten Geldzahlungen zugunsten des Tugendbundes. Napoleon erhielt durch einen aufgefangenen Brief des Ministers vom Stein, in welchem auch vom Kurfürsten die Rede war<sup>35</sup>, Kenntniss von dem ersehnten Rachekrieg und von den Aufstandsplänen in Hessen. Stein mußte flüchten, und Napoleons Mißtrauen gegen den Kurfürsten und dessen Diener wurde aufs äußerste verschärft. Der Kaiser der Franzosen war sich darüber klar, daß der Kurfürst seine Hände, d. h. sein Geld, im Spiele hatte. Weitere aufgefangene Briefe bewiesen das gleichfalls<sup>36</sup>, und mehrere dort erwähnte Geschäftsleute des Kurfürsten wurden infolgedessen festgenommen. Man wollte sich durch sie noch genauere Kenntniss von dem anscheinend unerschöpflichen Vermögen des Kurfürsten verschaffen. Unter diesen Geschäftsleuten war vor allem Buderus, dessen Verbindungen mit den Bankiers man einmal gründlich aufklären wollte. Zu ihnen gehörte vornehmlich Meyer Amschel Rothschild, dessen Beziehungen zu Buderus der französischen Behörde schon seit langem kein Geheimnis mehr waren. Der Frankfurter Bankier wurde daher am 13. August 1808 auf die Kanzlei des Stadt- und Landgerichtes Frankfurt zitiert, konnte aber der Berufung nicht Folge leisten, weil er zu Bette lag. Er war im Juni 1808 ernstlich erkrankt, wurde von einem Professor aus Mainz operiert und hatte aus Sorge, daß seine Tage gezählt seien, sein Testament gemacht. Er sandte daher statt seiner den zweitältesten Sohn Salomon zum Gericht, mit dem Auftrag, sich dort möglichst wenig entlocken zu lassen und seine Aussagen so zu halten, daß sie den französischen Behörden keine oder womöglich nur irreführende Anhaltspunkte böten. Salomon ent-



ledigte sich seines Auftrages in höchst geschickter Weise. Die Franzosen waren aus diesem Verhör nicht sehr klug geworden und entließen den jungen Juden schließlich mit dem Befehl, jeden an das Rothschildsche Handlungshaus gelangenden Brief des Buderus sofort der Behörde vorzulegen.<sup>37</sup> Buderus und Lennep wurden im September 1808 sogar vorübergehend verhaftet und in Mainz Tage lang auf das genaueste vernommen, was ja vom französischen Standpunkt aus nur zu begreiflich war, denn diese Leute, die die Karten im Spiele des Kurfürsten darstellten, waren ihnen im Frankfurterischen ausgeliefert, während der Spieler selbst für Napoleon unerreichbar in Prag weilte.

Das Mißtrauen Napoleons gegen Wilhelm war sehr berechtigt, denn der Kurfürst verhandelte in Prag im Oktober 1808 über die Entfesselung von Insurrektionen im ganzen Nordwesten Deutschlands, die sich auch nach dem Süden ausbreiten sollten. Diese Verhandlungen gingen freilich sehr geheim vor sich, und selbst die österreichischen Geheimpolizeienten wußten bloß im allgemeinen, daß etwas im Werke war. Da ist es heiter zu sehen, wie einfach sie sich die Dinge in ihren Rapporten zusammenreimten.

„Der Kurfürst von Hessen“, berichtete solch einer, „hat einundvierzig natürliche Söhne, die er zwar alle auf eine anständige Art versorgt hat, doch da der Sturz des Kurfürsten ihnen alle Hoffnung auf eine glänzende Karriere benommen hat, suchen sie alle ihren Vater in seine Rechte einzusetzen. Da die preußische Niederlage ihnen alle Hoffnung nahm, die Sache mit Gewalt durchzusetzen, so wählten sie den Weg einer geheimen Verbrüderung, welche sich unter dem Schutze der englischen Freimaurermutterloge in Hannover in ganz Deutschland verbreiten sollte. Dieser Bund sollte sodann bei günstiger Gelegenheit durch den Ausbruch einer öffentlichen Verschwörung . . . den Endzweck zu erreichen suchen . . . Die Wahrscheinlichkeit eines neuen Krieges hat die Hoffnung

wiederbelebt, Proselyten zu machen. Hie und da im kleinen Zirkel läßt man einige Worte fallen von der Möglichkeit, dem Drangsale des Reiches ein Ende zu machen, wenn Napoleon und seine Brüder auf die Seite geschafft würden.“<sup>38</sup>

In Wien interessierte man sich aber nicht nur für die große Politik des Kurfürsten; man wollte über seine finanziellen Ratgeber, insbesondere über den von O'Donnell genannten Rothschild, Näheres wissen. Es erging also ein dringender Auftrag an den Stadthauptmann in Prag, möglichst genaue Nachrichten über das Tun und Treiben dieses Mannes einzuholen.

„Dersub Conscriptions No. 184 des 3. Hauptbezirkes“, meldete der Stadthauptmann<sup>39</sup>, „wohnhafte Amsel Mayer Rotschild ist kurfürstlich hessischer Kriegszahlamtsagent, in welcher Eigenschaft er auch im kurfürstlichen Almanach vom Jahre 1806 mit seinem Bruder Moses Mayer Rotschild eingerückt ist. Der Vater von beiden steht darinn als Kriegszahlmeister. Nach der vom Major von Thümmel erhaltenen Aufklärung ist er von Frankfurt, wo Amsel Mayer Rotschild bisher seinen Wohnsitz hat, hieher gekommen, um des Kurfürsten Geldgeschäfte zu verwalten, deren Besorgung anfänglich Ballabom (?) übernommen hatte, später jedoch etwas lau geworden sein soll. So wahr dies wohl an und für sich sein mag, so dürfte Amsel Mayer Rotschild auch noch in anderen Beziehungen dem Kurfürsten wesentliche Dienste leisten, und es dürfte kaum ganz unwahrscheinlich sein, daß dieser Jude das Haupt einer zugunsten des Kurfürsten eingeleiteten Propaganda sei, welche ihre Äste in verschiedenen Richtungen ins ehemalige Hessische verbreitet. Für diese Meinung habe ich folgende Gründe: So oft ich ins Kurfürstliche komme, so treffe ich Rotschild immer auch daselbst und zwar bei dem Kriegsrate Schminke und dem Kriegssekretäre Knatz, wo sie sich in ihre Zimmer begeben und Rotschild meistens Briefschaften bei sich hat. Daß hiebei gewiß nichts Nach-

teiliges gegen Österreich bezielet werde, ist daraus einleuchtend, weil dem Kurfürsten wesentlich daran gelegen ist, in den Besitz seines vormaligen Kurfürstentums zu gelangen, daher es wohl kaum zweifelhaft sein kann, daß die Einleitungen und Verbindungen, deren leitendes Organ Rothschild wahrscheinlich sein mag, lediglich auf die Volksstimmung und sonst zu ergreifenden Maßregeln, wenn Österreich glückliche Fortschritte gegen Frankreich und Deutschland machen sollte, berechnet sind, und dies dürfte ihm als Banquier durch seine ausgebreiteten Handelsverbindungen leichter als sonst jemandem werden, so wie er auch unter diesem Palladium seine Machinationen verbergen kann.“

Dieser Bericht traf schon eher das Richtige. Rothschild war ja das Bindeglied zwischen dem in Hessen weilenden Buderus, der nie nach Prag konnte, und dem Kurfürsten. Auch dessen Geldgeschäfte besorgte er fortgesetzt, und sie waren zu Anfang 1809 besonders ausgedehnt, weil sich mit der Zeit in England an Zinsen und Eingängen aller Art solche Mengen Geldes angesammelt hatten, daß man für die Anlage Sorge tragen mußte. Buderus schlug seinem Herrn vor, dreiproz. englische Stocks zu erwerben<sup>40</sup> und Meyer Amschel mit dem Ankauf zu beauftragen. Das hatte natürlich Rothschild vorher Buderus nahegelegt, und dieser gab die Rothschildschen Vorschläge getreulich seinem Herrn als eigene Anträge weiter. Das enge Verhältniß Buderus—Rothschild hatte zu jener Zeit sogar schon zu einer schriftlichen Abmachung zwischen den beiden geführt, wonach der kurfürstliche Beamte von diesem Zeitpunkte an auch förmlich zum stillen Teilhaber des Hauses Rothschild wurde. Dieses höchst wichtige Dokument lautete wie folgt:

„Zwischen dem Geheimen Kriegsrate Buderus von Carls-  
hausen und dem Handelshause Meyer Amschel Rothschild in  
Frankfurt ist heute folgende verbindliche Übereinkunft ge-  
schlossen worden.

I. Buderus hat dem Bankhause Meyer Amschel Rothschild ein Kapital von 20000 Gulden 24 fl. Fuß übergeben und versprochen, dem Handlungshaus in allen Handlungsgeschäften nach seinen besten Einsichten guten Rat zu erteilen und nach Tunlichkeit beförderlich zu sein.

II. Das Handlungshaus Meyer Amschel Rothschild verspricht dagegen, dem Buderus den auf das erhaltene Kapital von 20000 Gulden fallenden Gewinn der Handlung treulich zu berechnen, und gestattet demselben zu dem Ende jederzeit Einsicht in alle Bücher, zur Überzeugung von denen rechtlichsten Behandlungen.“<sup>41</sup>

Am Schlusse war noch die eventuelle Aufhebung des Vertrages gegen sechsmonatige Kündigung vorgesehen. Damit war Buderus nun auch persönlich daran interessiert, daß Meyer Amschel Rothschild womöglich ein Monopol auf die Geschäfte des Kurfürsten erhielt.

Buderus hatte damit für alle Beteiligten das Vorteilhafteste getan. Jahre hindurch hatte er die Solidität und das Geschick des Hauses Rothschild erfahrungsgemäß festgestellt, Vorurteile gegen die Juden hegte er nicht, und nach seiner festen Überzeugung konnte sein Herr, der Kurfürst, finanziell nur gewinnen, wenn seine Geschäfte nur in einer Hand, noch dazu in einer so geschickten, wie es die des Hauses Rothschild war, ruhten. Andererseits brauchten die Rothschild jemanden, der ihnen das Vertrauen des so mißtrauischen und geizigen Kurfürsten, der persönlich äußerst schwierig zu behandeln war, verschaffte. Das hatten sie bisher durch Buderus erreicht und wollten sich diesen ihnen günstigen Einfluß auch für die Zukunft sichern, indem sie ihn an der fernereren Wohlfahrt ihres Geschäftes interessierten. Endlich zog Buderus selbst daraus den Nutzen, den er wegen seiner unausgesetzten, aufopfernden Arbeit vollauf verdiente. Vom geizigen Kurfürsten konnte er eine seinen Verdiensten entsprechende Belohnung nie erhoffen. Übrigens war er viel zu

genau und ehrlich, um sich aus eigenem Antrieb etwas bei der Vermögensverwaltung des Kurfürsten beiseite zu legen. Er besaß aber eine sehr große Familie und verschaffte sich das Nötige nun dadurch, daß er stiller Geschäftsteilhaber des Hauses Rothschild wurde.

Buderus' Einwirkung auf seinen Herrn hatte Erfolg; er ging wirklich auf die Rothschildschen Vorschläge bezüglich der englischen Stocks ein, und es wurden sogar auf kurfürstlichen Befehl für 150 000 Pfund dreiproz. englische Stocks gekauft, was über den Vorschlag noch hinausging. Das Geschäft wurde Rothschild übertragen.

Die englischen Geldgeschäfte waren bisher, was Zinszahlung anbelangt, die verläßlichsten gewesen. Nur die Zinsen der den Mitgliedern des englischen Königshauses geliehenen Kapitalien liefen unregelmäßig, oft auch lange Zeit gar nicht ein. Aber der Kurfürst mahnte nicht, denn diese Gelder waren weniger als Kapitalsanlagen gedacht, sondern hatten vornehmlich den Zweck, dem Kurfürsten die Mitglieder des regierenden Hauses zu verpflichten. Diese Methode, die Wilhelm bei so vielen hervorragenden Persönlichkeiten anzuwenden pflegte, nahmen sich die Gebrüder Rothschild zum Muster. Aus mehrfachen Erfahrungen ihres fürstlichen Geschäftsfreundes konnten sie sehen, daß manchmal ein augenblicklicher Geldverlust sich in der Folge als ausgezeichnetes Geschäft erwies. Statt des nicht erstatteten Geldes mahnte eben manchmal das schlechte Gewissen der Gläubiger zu einem Entgelt in anderer Form, etwa durch Mitteilung von Informationen, politischen Gefälligkeiten u. dgl., die, geschickt verwendet, oft viel mehr eintrugen, als die Schuldsumme je betragen hatte.

Das Verhältnis des Hauses Rothschild zum Kurfürsten war zu jener Zeit vielleicht nicht nur durch Buderus allein, sondern auch durch ihre Treue, die man ihnen durchaus zugestehen muß und die, wenn auch einträglich, so doch keineswegs gefahrlos war, sehr eng geworden. Unangenehm war





7. Carl Friedrich Buderus von Carlshausen  
Scherenschnitt im Besitze des Hanauer Geschichtsvereins



dabei nur, daß der stets geldbedürftige Sohn des Kurfürsten, der leichtsinnige Kurprinz, die Situation ausnutzte und den treuen jüdischen Diener seines Vaters bei jeder Gelegenheit anborgte. Doch auch das war ja nicht so schlimm, denn verloren konnte das Geld für Rothschild nicht sein; war doch der Kurprinz der Erbe des ungeheuren Vermögens, das der Vater gesammelt hatte.

Neben den großen Geldgeschäften nahmen die kleinen Antiquitätenkäufe und -verkäufe zwischen Rothschild und dem Kurfürsten, die den Ausgangspunkt ihrer Beziehungen gebildet hatten, ihren Fortgang. Nur daß jetzt die Rollen vertauscht waren und der Kurfürst häufiger an Rothschild Dosen, Porzellanvasen, Juwelen, antike Kästen, Stöcke u. dgl. verkaufte als umgekehrt. Der Kurfürst verstand sich in solchen Dingen ausgezeichnet mit seinem jüdischen Oberhofagenten und zeigte seine Talente, so gut das mit seiner hohen Geburt vereinbar war.

Indessen hatte sich das Verhältnis zwischen Österreich und Frankreich zugespitzt. Kaiser Napoleon war aus Spanien zurückgekehrt, und ein neuer Krieg zwischen Napoleon und Kaiser Franz stand vor der Tür. Der Kurfürst bot diesem eine Legion von 4000 Mann an und legte ihm seine baldige Wiedereinsetzung in seine Staaten voll des innigsten Vertrauens ans Herz.<sup>42</sup> Das Anerbieten wurde dankbar angenommen. Am 9. April 1809 überschritten die Österreicher den Inn, und gleichzeitig hörte jede Rücksicht auf Napoleon bei der Behandlung des Kurfürsten in Prag auf. Es wurden ihm souveräne Ehren erwiesen und die Gesellschaft aufgefordert, auch der mit dem Kurfürsten in Prag weilenden Favoritin, die bisher recht schlecht behandelt worden war, Besuche zu machen. Man wollte ihn „gut disponieren“, um möglichst viel Geld und Truppen von ihm zu erlangen. Der Kurfürst stellte aber nur die Hälfte der versprochenen Mannschaft ins Feld, was immerhin 600 000 Gulden kostete, deren Beschaf-

fung und Weiterverwendung für die Truppen wiederum Rothschild besorgte. Diese Arbeit war sehr gefährvoll für das Stammhaus, das ja in Frankfurt der Macht der Franzosen ausgeliefert war. Trotz des großen Geldbedarfes jener Zeit war es diesmal Rothschild, der das kurzfristig benötigte Bargeld im Betrag von mehreren hunderttausend Gulden dem Kurfürsten aus eigenem vorstreckte. Schon sah sich dieser wieder im Besitze seiner Staaten. „Ich komme,“ schrieb er in einem Aufruf im April 1809 etwas voreilig, „eure Fesseln zu lösen, Österreichs erhabener Monarch schützt mich, schützt euch. Jauchzt den braven Österreichern entgegen; sie sind unsere wahren Freunde. In ihrer Mitte und durch ihre Hilfe komme ich zu euch.“

Mehr mit Worten als mit klingender Münze rief er seine Hessen zur Erhebung. Als einer der dortigen Führer der Aufstandsbewegung Kassel überrumpeln und den König Jérôme gefangen nehmen wollte, begab er sich zunächst zum Kurfürsten, um seine finanzielle Unterstützung zu erbitten. Aber alles, was er erhielt, war ein Stückchen Papier, eine Anweisung auf 30 000 Taler, „zahlbar aber nur nach geglücktem Aufstande“. Als dann der Aufstandsplan scheiterte, schob der Kurfürst die Schuld „auf das allzu frühe Losschlagen“.

Die nächste Folge dieses Aufstandsversuches war wieder ein verschärftes Verfahren gegen die im Hessischen befindlichen Diener des Kurfürsten. Mochten auch Buderus und Rothschild beim Rheinbund-Souverän in Frankfurt noch so gut angeschrieben sein, durch den Aufstand war König Jérômes Stellung in Westfalen bedroht, und nun kümmerte sich die Polizei in Kassel neuerdings entschiedener um Buderus und Rothschild, denen sie nicht mit Unrecht die Finanzierung der Erhebung zuschrieben. Neider und Feinde der beiden in Kassel nützten die günstige Gelegenheit und leisteten der Polizei und ihrem berücktigten Chef Savagner Spitzeldienste. Überdies hatte Rothschild an dem bei Dalberg in Frankfurt

akkreditierten westfälischen Gesandten, Baron Bacher, einen erbitterten Feind, der des Juden Bevorzugung durch Dalberg mit um so größerer Mißgunst sah, als er schon lange überzeugt war, daß dieser bei allen franzosenfeindlichen Unternehmungen im Einverständnis mit dem Kurfürsten stand. Savagner, der durch polizeiliche Verfolgung des reichen Juden auch Geldgewinn für sich selbst erhoffte, setzte alles daran, vom König Jérôme von Westfalen einen Haftbefehl gegen Meyer Amschel Rothschild mit der Begründung zu erwirken, daß den Aufständischen durch seine Hände kurfürstliche Unterstützungsgelder zugegangen seien. In dieser gefahrdrohenden Situation erflachte Rothschild die Hilfe und Fürbitte Dalbergs, die ihm auch gewährt wurde, und es gelang der französischen Polizei in Kassel deshalb auch nur mit großer Mühe, den Befehl doch durchzusetzen. Savagner war durch den Schwiegersohn eines Konkurrenten Rothschilds, eines gewissen Levy, genau darüber unterrichtet, wie er den Frankfurter nach seinen Geschäften mit dem Kurfürsten zu befragen hatte.

Am 9. Mai 1809 wurde zunächst Buderus in Hanau neuerlich verhaftet, wiederholt Verhören unterzogen und erst nach einigen Tagen gegen hohe Kautio n entlassen; und am 10. Mai machte sich Savagner mit dem endlich erlangten Befehl, der freilich nur auf Hausdurchsuchung und genaues Verhör aller Mitglieder des Hauses Rothschild lautete, nach Frankfurt auf. Diese waren aber schon rechtzeitig gewarnt worden. Im Grunde hielt ja doch sowohl in Kassel wie in Frankfurt alles Einheimische gegen die fremden Eroberer zusammen. Nur bei wenigen ließ der Konkurrenzneid das Solidaritätsgefühl zurücktreten. Aber auch aus der Umgebung Dalbergs erhielt Meyer Amschel einen Wink. Besorgnis erfaßte ihn hauptsächlich wegen der vier Kisten mit Rechnungsakten des Kurfürsten, die er in Verwahrung hatte. Sie standen in seinem Hauskeller, und er kannte nicht einmal ihren



Inhalt. Da anzunehmen war, daß der Hauskeller durchsucht würde, hieß es also, in aller Eile und in der durch die angesagte Bedrohung entstandenen Aufregung das kurfürstliche Eigentum retten. Der alte Meyer Amschel und seine Frau, Salomon und James und die Frauen der beiden ältesten Söhne waren da. Der Sohn Amschel weilte beim Kurfürsten in Prag, Karl war in einer anderen Mission auf Reisen. Die anwesenden Mitglieder der Familie suchten nun die sie kompromittierenden Kisten durch den Verbindungsgang des Hauskellers in den rückwärtigen Hofkeller zu bringen, doch da zeigte es sich, daß der Gang für die Kisten zu schmal war. Man entleerte sie also, tat die Sachen in andere Behälter und stopfte schnell noch Coupons nicht verkaufter eigener Obligationen dazu. Dann ging die Familie daran, die kompromittierenden Geschäftsbücher und Geheimaufzeichnungen über die kurfürstlichen Geschäfte sowie heikle Briefe und Korrespondenzen zu bergen.

Als der westfälische Polizeikommissar Savagner mit seinen allerdings sehr eingeschränkten Vollmachten am 10. Mai 1809 zur Anhaltung der Familie Rothschild und Durchsuchung ihres Hauses in Frankfurt eintraf, da war das Wichtigste schon wohlgeborgen, und die einzelnen Mitglieder der Familie hatten untereinander besprochen, was sie in den Verhören sagen wollten, ohne sich in Widersprüche zu verwickeln. Dalberg, der Frankfurter Souverän, hatte mit scheelem Auge dem ganzen Unternehmen, das von Kassel ausging, zugesehen. Es war schließlich ein Eingriff in seine Souveränitätsrechte und betraf noch dazu einen erprobten Geldlieferanten, den er in Kürze wieder um eine persönliche Anleihe angehen wollte; andererseits freilich hatte er starke Bedenken, sich zu dem großen Bruder des Königs Jérôme in Gegensatz zu stellen. Der König von Westfalen selbst hatte sich freilich den Befehl auch aus finanziellen Gründen nur mühsam abringen lassen. So war es von vornherein gegeben, daß der Familie

Rothschild nicht viel geschehen würde. Dalberg befahl noch, daß einer seiner Polizeibeamten Savagner begleite. Die beiden Kommissare verfügten sich nun in Rothschilds Geschäftshaus in der Judengasse, wo die ganze Familie sie bereits erwartete.

Der alte Meyer Amschel, der sich auch an diesem Tage unwohl fühlte, wurde in seinem Zimmer, Salomon und James unten im Kontor festgehalten und von Polizeimannschaft bewacht. Indessen wurden alle Schränke mit Papieren und Geschäftsbriefen versiegelt, und man ging daran, das ganze Haus zu durchsuchen. Gleichzeitig wurde auch die Wohnung Salomons, der in der Stadt wohnte, derselben Prüfung unterworfen. Dank der vorangegangenen Warnungen und der wohlversteckten doppelten Bücher wurde nicht allzuviel Belastendes vorgefunden.

Nun ging man daran, die einzelnen Mitglieder der Familie zu verhören. Meyer Amschel mußte die von dem Juden Levy im Auftrage des Bankiers Simon in Kassel — des Konkurrenten Rothschilds — formulierten Fragepunkte, die die Details der Rothschildschen Geldgeschäfte mit dem Kurfürsten betrafen, beantworten. Auf viele Fragen antwortete er einfach damit, daß er sich nicht erinnern könne. Er wies auf seine schwere Krankheit und seine Operation im Jahre 1808 hin, meinte, er habe an den Folgen schwer zu leiden gehabt, und insbesondere sei eine bedenkliche Gedächtnisschwäche zurückgeblieben. Auf diese Weise gelang es ihm, sich so herauszuwinden, daß der Polizeikommissar mit seinen Aussagen nicht viel anfangen konnte. Da blieb nichts anderes übrig, als auch die übrigen Mitglieder der Familie, so auch die Gattin Meyer Amschels, auszufragen. Mutter Gudula antwortete<sup>43</sup>, sie wisse von gar nichts, sie kümmere sich nur um den Haushalt, rühre sich das ganze Jahr nicht vom Hause weg und habe mit den Geschäftsdingen nichts zu tun. Auch die zwei anwesenden Söhne gaben zu Protokoll, was sie mit ihrem

Vater besprochen hatten, und antworteten im übrigen möglichst ausweichend. Auch die Prüfung der vorgefundenen Bücher ergab nicht viel, da die belastenden Urkunden beiseite geschafft waren. Überdies benutzte Meyer Amschel eine sich bietende Gelegenheit, um Savagner unter einem geschickten Vorwande 300 Taler einzuhändigen, was die ganze Amtshandlung erheblich beschleunigte. Seine Vollmachten waren ohnehin beschränkt. Der den Rothschild wohlwollende Dalbergische Polizeikommissar, selbst ein Jude, drängte zur Beendigung des Verhörs. Da man immerhin einiges Material gesammelt hatte, mit dem man das Vorgehen gegen die Rothschild als richtig und notwendig begründen konnte, gaben sich auch die Kasseler zufrieden. Rothschilds Feind, der Gesandte Bacher, weilte zum Glück für die Beschuldigten damals nicht in Frankfurt. So lief die ganze hochnotpeinliche Untersuchung für die Familie Rothschild noch glimpflich ab.

In den französischen Berichten<sup>44</sup> darüber kann man lesen, daß die französischen Beamten fanden, die Familie Rothschild sei „sehr schlau und sehr klug“ und verstehe die Kunst, sich allüberall Freunde zu machen. Als positives Ergebnis wurde bloß festgestellt, daß Amschel Rothschild in Prag weile und die finanziellen Spekulationen des Kurfürsten von Hessen leite, sowie daß das Haus Rothschild einzelnen Insurrektionsführern kleinere Zahlungen geleistet hätte. Als einziges schwerer wiegendes Moment verzeichnete man, daß die Gebrüder Rothschild der in Gotha weilenden Kurfürstin und ihrem Vermögensverwalter Kunkel, der gleichzeitig als kurfürstlicher Agent für die Revolutionierung Hessens gegen Frankreich diene, regelmäßig große Summen überwiesen hatten.

Das wären an und für sich genügende Anhaltspunkte gewesen, um gegen die Familie rücksichtslos vorzugehen — wenn man es ernstlich gewollt hätte. Aber die Hemmungen bei den Souveränen in Frankfurt und Kassel kamen den Roth-

schild zu Hilfe. Diese freuten sich im Innern, dem Kurfürsten treu geblieben zu sein, aber doch auch mit den neuen französischen Gewalten geschäftliche Beziehungen unterhalten zu haben. Alles war noch gut vorübergegangen, und die Rothschild konnten aufatmen, aber es war eine Mahnung, nun in Zukunft doppelt vorsichtig und schlau zu sein. Vor allem mußten die Kisten aus kurfürstlichem Besitz sofort aus dem Hause entfernt werden, denn bei einer neuen Durchsichtung konnte der Hofkeller vielleicht doch entdeckt werden. So sandte man eine der Kisten nach der anderen durch Vermittlung befreundeter Juden an einen Geschäftsfreund der Rothschild in Darmstadt, einen gewissen Abraham Mayer, wo sie verblieben, bis der Kurfürst in sein Land heimkehrte.

Während sich dies alles in Frankfurt abspielte, nahm der Krieg Napoleons gegen Österreich seinen Fortgang. Blitzschnell und mit genial geführten Schlägen rückte Napoleon donauabwärts bis nach Wien. Er wurde zwar bei Aspern geschlagen, machte aber am 6. Juli bei Wagram durch einen entscheidenden Sieg die gefahrdrohende Niederlage wieder wett.

Angstvoll hatte der Kurfürst in Prag die Wechselfälle des Krieges miterlebt. Er, der schnelle Schläge gegen seinen Peiniger erhofft hatte, sah nun, wie dieser sich seinem Exil in Prag immer mehr näherte. Als Napoleon vor Wien anlangte, da ergriff den Kurfürsten Angst. Nun hieß es wohl wieder fliehen. Voller Sorge beriet er mit seinen Räten und dem bei ihm weilenden Amschel Rothschild, der nicht weniger zitterte als sein kurfürstlicher Herr, ob er nicht in die Festung Olmütz flüchten solle. Wenigstens die Wertsachen sollten dahin vorangehen. Sieben Kisten mit Obligationen und eine mit Pretiosen gingen auch tatsächlich ab. Da kam Wagram. Napoleon rückte nach Mähren vor, und Olmütz war erst recht bedroht. Zurück also mit den Kisten und selbst nach Berlin,

das der König dem Kurfürsten doch seinerzeit als Zufluchtsort angetragen hatte! Aber nun war dem König seine einstige Bereitwilligkeit peinlich geworden. Napoleon war zu mächtig und konnte es übelnehmen, wenn dem Kurfürsten ein Asyl in Berlin gewährt wurde. So winkte der König am 29. Januar 1810 ab und schob „ménagements délicats“ vor, die er Napoleon gegenüber walten lassen müsse. Unterdessen wurde der Friede zu Schönbrunn unterzeichnet, in dem der Kurfürst mit keinem Wort erwähnt war. Napoleon kehrte nach Paris zurück, und so beschloß Wilhelm, weiter in Prag zu verbleiben.

Der unglückliche Krieg von 1809 hatte dem österreichischen Minister des Auswärtigen, Grafen Stadion, die Stellung gekostet und diesen ausgezeichneten Mann und erbitterten Gegner Napoleons für einige Jahre ins Privatleben zurückgezwungen. Mit dem 8. Oktober 1809 war Graf Clemens Metternich an seine Stelle getreten, dessen Ernennung für das Schicksal Europas im künftigen halben Jahrhundert von so großer Bedeutung werden sollte. Kaum hatte Metternich sein Amt angetreten, so erhielt er auch schon ein Schreiben vom Kurfürsten von Hessen, der den Minister bat, ihn zu unterstützen und „seinen verwaiseten Unterthanen ihren angeborenen Landesherrn, nach welchem sie sich so heiß sehn-ten, wieder zu verschaffen“. Er erhoffte sich viel von Metternichs Fürbitte beim Kaiser und war tief enttäuscht, als er hörte, bei den Friedensverhandlungen sei von ihm gar nicht einmal gesprochen worden. Jammernd beklagte er sich darüber bei Stadion.<sup>45</sup> „Gestützt auf französischen Schutz,“ schrieb er, „sündigt so mancher Nichtswürdige ungestraft gegen Mich, niemand glaubt mehr, Verpflichtungen gegen Mich zu haben, jeder handelt nach Willkür und auf eine schnöde, eigennützige Weise. Mehr als zwei Drittel Meines, wahrlich nie sehr bedeutenden Vermögens verlor Ich so; es ist dies hart, doch härter als alles Mein jetziger Zustand.“



Es ist für den Kurfürsten höchst bezeichnend, daß er sich als bescheiden begütert ausgab. Trotz aller Verluste war er in Wirklichkeit immer noch einer der reichsten Fürsten seiner Zeit. Aber er wollte nicht, wenn die Gelegenheit zu einem Fischzuge kam, als reich und vermögend zurückgestellt werden. Das Geldinteresse — darin verstand sich der Kurfürst mit seinem Oberhofagenten Rothschild ausgezeichnet — stand immer obenan. Dieser riet dem Kurfürsten stets, möglichst viel zu bitten, so z. B., daß ihm schuldige Gelder für die Truppen nachgelassen würden u. dgl. Der Kurfürst gewöhnte sich immer mehr daran, den Ratschlägen der Rothschild zu folgen, und tat kaum mehr einen großen finanziellen Schritt, ohne sie zu befragen.

Neuerdings war am 18. Dezember 1809 aus eingegangenen Zinsen des „armen“ Kurfürsten ein Betrag von 150 000 Pfund in dreiproz. englischen Konsols angelegt worden. Diese Geschäfte bedingten naturgemäß auch eine umfangreiche Korrespondenz. Zwischen Frankfurt und Prag besorgte deren Beförderung Amschel Rothschild persönlich; er fuhr in einer eigenen Postkutsche, die mit einem Geheimefach versehen war.

Die Franzosen waren bestrebt, die Korrespondenz des Kurfürsten und seiner Frankfurter Agenten aufzufangen. Einmal gelang es ihnen auch, einen nach England bestimmten Brief zu beschlagnahmen, aus dem deutlich zu ersehen war, daß die Rothschild mit der Verwaltung der englischen Gelder des Kurfürsten betraut waren.<sup>46</sup>

In der großen Politik hatte sich unterdessen eine gewaltige Wandlung vollzogen. Der Wechsel in der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten Österreichs hatte eine vollkommene Umkehrung der bis dahin befolgten Richtlinien zur Folge. Mit Gewalt war gegen Napoleon nichts auszurichten. So versuchte es Metternich auf andere Weise. Aus der Ehe mit Josefine hatte Napoleon keine Kinder. Seine Verbindung mit einer kaiserlichen Prinzessin konnte ihm nach außen noch

größeren Glanz und den ersehnten Erben geben. So fanden sich die bisher feindlichen Staaten durch eine Ehe zusammen, und im Januar 1810 ließ Österreichs kaiserliche Familie Napoleon wissen, daß seine Werbung um Marie Louise, die achtzehnjährige Tochter des Kaisers, nicht abgelehnt werden würde. Schon am 7. Februar darauf war der Ehevertrag unterschrieben.

Einer der ersten, der von diesem völligen Szenenwechsel Kenntnis erhielt, war der Kurfürst von Hessen. Sofort schrieb er wieder an Metternich:

„Ich schreibe an Euer Exzellenz, um Ihnen meine teuersten Interessen ans Herz zu legen. Die Verbindung, welche die beiden größten Monarchien nunmehr vereinigen wird, gibt mir die größte Hoffnung, das Wohlwollen des Kaisers Napoleon mir gegenüber wieder aufleben zu sehen, wenn unser Kaiser . . . zu meinen Gunsten Fürsprache einlegen will. Ein Wort von ihm zum Bevollmächtigten Frankreichs wird mein Glück machen und wird mich wenigstens zur Regentschaft irgendeines in Deutschland frei gewordenen Staates bringen, wenn ich schon meine heimischen Penaten nicht erreichen kann . . . Kann denn dieser Monarch sich dem Eintreten seines erhabenen Schwiegervaters, einer angebotenen Gemahlin für einen Fürsten entziehen, der noch immer nicht weiß, wodurch er sich wohl seine Ungnade zugezogen.“<sup>47</sup>

Auch an den Grafen Stadion wandte sich der Kurfürst wiederholt und dringend mit der Bitte, den Kaiser in seinem Interesse zu beeinflussen. Der Minister hatte alle Mühe, den Kurfürsten von einer Reise nach Wien abzuhalten.

Während der Kurfürst in diesen Briefen seine Lage als so bejammernswert darstellte, ging es ihm in Prag ausgezeichnet. Er kaufte für seine Hofhaltung ein Palais auf der Kleinseite, hatte einen Hofstaat von 36 Personen und erwarb auch den herrlichen, mit ausgedehnter Ökonomie versehenen Schloßbesitz Bubenetsch. Diese Käufe vermittelte wiederum Roth-

schild, und sein Haus wickelte die damit verbundenen Geldgeschäfte ab. Die wahren Verhältnisse des Kurfürsten waren in Wien sehr wohl bekannt. Die Hof-, ebenso wie die Staatskasse waren aber in einem Zustande fortwährender Ebbe, und die neue Freundschaft mit Frankreich hatte die finanziellen Lasten der vorausgegangenen Friedensschlüsse nur in geringem Maße gemildert. Bei den Finanzverhandlungen zwischen Frankreich und Österreich hatte sich ein Hofrat bei der allgemeinen Hofkammer, Nikolaus Barbier, durch Zähigkeit in der Vertretung der Interessen Österreichs so sehr hervorgetan, daß der französische Bevollmächtigte einmal sogar gegen seine Anwesenheit bei den Verhandlungen protestierte. Bei allen durch die Kriege notwendig gewordenen Anleiheoperationen Österreichs hatte dieser geschickte Finanzmann eine große Rolle gespielt. Noch stand der Kaiserstaat damals in keinerlei finanzieller Verbindung mit dem Bankhause Rothschild. Es gab vier sozusagen offizielle Wechselhäuser in Wien, mit denen die österreichische Regierung ihre Anleihen und sonstigen Geldgeschäfte vornehmlich abschloß: die Bankhäuser Geymüller & Co., Arnstein und Eskeles & Co., Graf Fries und Co., und Steiner & Co. Außer diesen stand Österreich 1809 mit dem Bankhause Parish in Hamburg betreffs Realisierung und Remittierung — wie der Fachausdruck damals lautete — der englischen Subsidiengelder in Verbindung.

Die Lage der Staatsfinanzen Österreichs war kläglich. Der Wert der Bankozettel war während der Kriege fortwährend gefallen, das umlaufende Papier war auf den riesigen Betrag von über eine Milliarde Gulden gestiegen, und man mußte bereits fünfhundert, ja wenig später sogar zwölfhundert Gulden Papier für hundert Gulden Münze bezahlen. Im Juni 1810 war die Not schon so groß, daß man versuchte, ein Darlehen von zwei bis drei Millionen Gulden auf den in der Wiener Schatzkammer aufbewahrten Hausschatz aufzuneh-

men, den man den früher genannten vier Wechselhäusern gegen Pfand- und Schuldbriefe anvertrauen wollte. Der Bankier von Eskeles machte damals eine Reise nach Paris und Holland, um das hierzu nötige Geld aufzutreiben. Auch das staatliche Lottospiel wollte man verpfänden, aber die vier Wechselhäuser waren selbst wenig leistungsfähig und auch in ihren Kreditwerbungen nicht allzu glücklich. Eskeles mußte von Frankfurt aus melden, er habe keine Hoffnung auf Gelingen, „weder für Aufnahme von Geldern noch für die Lottoanleihe“.

In dieser drückenden Lage erinnerte man sich in Wien des reichen, bisher so schlecht behandelten Kurfürsten von Hessen und des Vorschlages, man solle den Kurfürsten durch den in seiner Umgebung befindlichen Rothschild zu einer Anleihe zugunsten Österreichs bestimmen. Damit wurde Hofrat von Barbier betraut, der persönlich mit dem Kurfürsten sprach und auch Rothschild mit der Sache vertraut machte. Der Kurfürst gab zunächst eine ausweichende Antwort. Er wollte die Sache erst mit seinen Räten besprechen und dann seine Anträge stellen. Buderus hatte bei seinem Herrn geltend gemacht, es ständen noch so viele an Einzelpersonen entliehene Kapitalien aus, daß neue Anleihen nicht erwünscht seien. Auch Rothschild riet ab, Kapitalien in solcher Höhe, wie sie der österreichische Hof verlangte, auf den Tisch zu legen, meinte aber anderseits, man solle dem Kaiser keinen Korb geben. Der Kurfürst und Rothschild kamen auf den Gedanken, dem Kaiser vorzuschlagen: der Kurfürst solle ihm alle seine Einzelforderungen und Ausstände zedieren, mochte dann der Monarch selbst zusehen, wie er die Gläubiger zum Zahlen brachte. Vielleicht gelang dies dem Einfluß und der Macht des Kaisers besser und konnte er eine Gegenwirkung der Franzosen beim Einkassieren ausschalten. Er selbst aber hätte nur mehr einen einzigen Schuldner, den Kaiser von Österreich, gehabt. Der Kurfürst schrieb also an Bar-

bier<sup>48</sup>, er würde sich über alle Beschreibung glücklich schätzen, wenn Seine k. k. Majestät die in der Beilage genannten Kapitalsforderungen übernehmen wollte. Er sei nicht imstande, ein Anlehen auf eine andere als die erwähnte Art zu geben, da er noch vor anderthalb Jahren für mehr als eine Million Gulden österreichische Staatspapiere an sich gebracht habe und seine Fonds in England sequestriert seien. Wenn sich aber seine „bedrängte Lage“ ändern sollte, so würde er mit Freude Seiner Majestät zu Diensten sein. Eine Beilage enthielt ein Verzeichnis von dreiunddreißig verschiedenen Klienten des Kurfürsten, die ihm Gelder in allen Abstufungen zwischen dem Maximum von 784848 Reichstalern und dem Minimum von 6951 Reichstalern schuldeten. Außer vielen fürstlichen Häusern figurierten da auch Geheime Regierungs- und Legationsräte, Minister wie Hardenberg, letzterer mit 140000 Talern, und andere mehr. Die Forderungen ergaben zusammen eine Summe von 5832532 Reichstalern. Die ganze Aktion verlief aber im Sande. Der vom Kurfürsten gutgeheißenene Rothschildsche Vorschlag war denn doch zu fein gesponnen, und auf Befehl des Kaisers Franz wurde dem Kurfürsten geantwortet<sup>49</sup>, man danke für das Anerbieten, weil die Eintreibung der Kapitalien ebenso unsicher wie langwierig sei und sich mit der Würde der Staatsverwaltung nicht vereinbaren lasse. Überdies seien ja die Kapitalien von der französischen Regierung mit Beschlag belegt und daher schon die bloße Annahme der Zession kompromittierend. Immerhin hatte der verunglückte Versuch die Wirkung, daß durch die hierbei nötigen Verhandlungen ein hoher österreichischer Finanzbeamter zum ersten Male mit einem Mitglied der Familie Rothschild verhandelte.

In Frankfurt war inzwischen eine bedeutungsvolle politische Veränderung eingetreten. Der Rheinbundstaat Dalbergs hatte Hanau und Fulda gegen Regensburg eingetauscht, und der Souverän erhielt den Titel eines Großherzogs von Frank-



furt. Diese Erhöhung Dalbergs gab dem bei ihm in Gnade stehenden Meyer Amschel Gelegenheit, sich auch auf andere als finanzielle Weise für seines Schutzherrn Buderus Einführung beim Kurfürsten erkenntlich zu zeigen. Buderus war fortwährend von der französischen Polizei belästigt worden, und Rothschild wollte dem dadurch ein Ende machen, daß er Dalberg bewog, den kurfürstlichen Beamten gelegentlich der Übernahme Hanaus als Ständedeputierten des Großherzogtums Frankfurt anzuerkennen und überdies zum Direktor des Finanzausschusses der Ständeversammlung zu ernennen. In solcher amtlichen Stellung, hoffte Meyer Amschel, würde man ihn dann in Frieden lassen. Es gelang Rothschild, die Sache bei Dalberg auch durchzusetzen; er lavierte höchst geschickt zwischen den einstigen nun vertriebenen Machthabern und dem neuen Zustand der Dinge in Frankfurt. Das mußte er auch tun, denn von seiner Vaterstadt konnte er sich nicht loslösen. Dort lag sein Hab und Gut, und die Stadt war der erste Handels- und Geldplatz des Festlandes. Begeistert berichtete der österreichische Gesandte, Freiherr von Hügel, über das Emporblühen Frankfurts, das trotz aller Kriegswirren seinen innern Reichtum bewahrt, ja sogar neue innere Werte hinzuerworben habe. „Der Luxus“, schrieb er<sup>50</sup>, „ist aufs unglaublichste gestiegen. Das bare Geld wird viel öfter umgesetzt. Für Spitäler, Bibliotheken, Museen u. dgl. ist auf das ausgiebigste gesorgt; Handel und Industrie blühen auf, und alles betreibt solide Spekulation.“

Hügel betonte, die Stadt habe heute schon das äußere Gepräge einer der angenehmsten und angesehensten Städte Deutschlands. „Der Großherzog“, fuhr er fort, „bemüht sich sehr um alles. Seit ich hier bin, habe ich keinen Bettler gesehen, bin nie um ein Almosen angegangen worden. Die Rosen in den Gärten werden nie berührt, und der Fleiß der Kaufleute und Bankiers ist trotz aller Schwierigkeiten

musterhaft. Diese erhöhen ganz im Gegenteil nur die Energie. In den letzten zwanzig Jahren ist kein bedeutender Bankerott vorgekommen. Die Menge der durchgehenden Waren ist unbeschreiblich groß, daher herrscht auch in Frankfurt der Geldadel und wird hier alles nach dem Maßstabe des Wohlstandes, des äußeren Glanzes oder der Kunst, zu entbehren, bemessen.“ Frankfurt, betonte Hügel, sei ein Mittelpunkt zwischen dem Norden und Süden Deutschlands, ein allgemeines, nach Frankreich und Österreich führendes Tor; nicht weniger als achthundert seiner Bürger hätten ein schuldenfreies Vermögen von 50000 Gulden fatiert, unter ihnen Hunderte, die ebensoviel jährliches Einkommen hätten.

War diese Schilderung auch vielleicht etwas zu rosig, im wesentlichen entsprach sie doch der Wirklichkeit. In Frankfurt gab es viele reich gewordene Leute, und unter ihnen ragte in bezug auf wachsendes Ansehen und schnelle Entwicklung das Haus Rothschild besonders hervor. Meyer Amschel entschloß sich nun, angesichts der Fortschritte seiner Firma auch deren innere Form straffer zu gestalten. Insbesondere mußte der Anteil seiner Söhne noch genauer geregelt werden, als es die bisher bestandene „Sozietät“ getan. So kam es zu einem neuen Gesellschaftsvertrag vom 27. September 1810 zwischen Vater und Söhnen.<sup>51</sup> Das Hauptprinzip dieses Vertrages war, daß Meyer Amschel alle seine Söhne zu Teilhabern seines Geschäftes machte, um sie zu fleißiger Arbeit anzuregen. Er interessierte sie an dessen Gedeihen nicht nur indirekt, sondern auch direkt. Äußerlich kam dies darin zum Ausdruck, daß der Firmenname von nun an „Meyer Amschel Rothschild und Söhne“ lautete, was Rothschild allen seinen Geschäftsfreunden in einer gedruckten Note mitteilte, in welcher er ausdrücklich betonte, daß er seine drei Söhne nunmehr zu der Fortführung seines seit vierzig Jahren betriebenen Handelsgeschäftes heranziehe.

Als Geschäftskapital waren in dem Vertrage im ganzen 800 000 Gulden angegeben, wovon 370 000 Gulden dem Vater, den Söhnen Amschel und Salomon je 185 000 Gulden, Karl und dem noch minderjährigen James je 30 000 Gulden aus dem Handlungsfonds der Sozietät eigentümlich gehörten. Bemerkenswert war dabei, daß sogar der minderjährige, damals knapp achtzehn Jahre alte Jakob (James) Rothschild durch „gewissenhafte Erfüllung der ihm von der ehemaligen Sozietät anvertrauten Geschäfte“ auch für sich selbst schon ein Kapital von 30 000 Gulden als verdient zugewiesen erhielt. Der Gewinn bzw. Verlust des Handelsgeschäftes wurde in fünfzig Anteile geteilt. Die Zahl fünf sollte die spätere gleiche Verteilung der gesamten Anteile auf die fünf Brüder erleichtern und das Zerfallen in Fünfzigstel eine vorläufig dem Alter und der verschiedenen Leistung angepaßte Verteilung auf die Söhne ermöglichen. Später, beim Erbanfall, konnte dann jeder Sohn gleicherweise mit einem Fünftel be teilt werden.

Es fällt auf, daß in dem Gesellschaftsvertrag der in England weilende Nathan, obwohl er mit dem Vaterhause in ständiger Geschäftsverbindung und bestem Einvernehmen stand, nicht einbezogen und scheinbar ganz auf eigene Füße gestellt war. Denn von den fünfzig Teilen gehörten vorläufig nach dem Vertrage für die nächsten zehn Jahre vierundzwanzig dem Vater, je zwölf Amschel und Salomon und je einer Karl und James. In Wirklichkeit aber hatte Meyer Amschel nur vor der Öffentlichkeit die Nathan zugedachten zwölf Fünfzigstel auf sich genommen, da ja vor der Welt, der Herrschaft der Franzosen wegen, die Verbindung mit dem in England wohnenden Nathan geheimgehalten werden mußte. In einer Geheimklausel zwischen Meyer Amschel und Nathan wird wohl des letzteren Verhältnis zur Sozietät genau festgelegt worden sein. Die Prokura erhielten alle volljährigen Gesellschafter. In dem Vertrage war ausgesprochen, daß Meyer



8. Verbrennung der englischen Manufakturwaren im November 1810 in Frankfurt a. M.  
Historisches Museum der Stadt Frankfurt





Amschel Rothschild, der „mit Hilfe des Höchsten, durch seinen von Jugend auf bewiesenen Fleiß, Handlungseinsichten (gemeint Geschäftsklugheit) und bis in das hohe Alter fortgesetzte rastlose Tätigkeit allein den Grund zum Flor der gegenwärtigen Handlung gelegt und dadurch das zeitliche Glück seiner Kinder geschaffen hatte“, als eigentlicher Chef bei allen Geschäften die entscheidende Stimme behalten sollte. Überdies hatte er sich ausdrücklich die Freiheit vorbehalten, als einziger aus dem Handlungskapital nach Wohlgefallen herausnehmen zu dürfen, während die übrigen Gesellschafter nur die jährlichen Gewinne und das für den Haushalt Nötige entnehmen durften. Ferner wurde bestimmt, daß alle Töchter und Schwiegerkinder und ihr Anhang keine Einsicht in die Bücher und Geschäfte verlangen durften. Endlich wurden Maßnahmen gegen „Molestieren mit Prozessen“ vorgesehen. So war von vornherein eine Konventionalstrafe für jeden Gesellschafter festgesetzt, der die Gerichte bemühen wollte. Bevor der Betreffende überhaupt vor dem Richter erschien, mußte er das Geld erlegt haben. Durch diese Bestimmung war in kluger Weise einem möglichen Streit unter den fünf Brüdern nach Möglichkeit vorgebeugt. Hätten sie sich dieser Bestimmung vielleicht auch rechtlich entziehen können, so sahen sie doch deren guten Zweck ein und erkannten sie daher alle fünf feierlich an. Der Gesellschaftsvertrag gibt auch einen kleinen Einblick in die Vielseitigkeit der Geschäfte des Hauses Rothschild und die Wechselfälle der Geschäftsführung. Man ersah, da auch von „unflüssigen und schlechten“ Hypotheken, Obligationen und Ausständen aller Art die Rede ist, daß das Haus Rothschild bei seinen vielen Unternehmungen natürlich auch Verluste und Fehlschläge zu ertragen hatte. Diese brachten freilich indirekt wieder Vorteil, da Meyer Amschel wie kein zweiter seine Söhne ununterbrochen darauf verwies, daß man aus den Fehlern lernen könne und niemals den Mut verlieren dürfe.

Meyer Amschel vergaß nicht, die alten Beziehungen, die ihm der Kurfürst durch seine hohe Verwandtschaft erleichtert hatte, zu pflegen und für sein Haus auszunutzen. Während er bisher vornehmlich der Vermittler zwischen dem kurfürstlichen Darlehensgeber und Dänemark gewesen, bot er schon im Dezember 1810<sup>52</sup> dem Grafen Schimmelmann, dänischem Finanzminister, aus eigenem ein Darlehen von 400 000 Talern an, das nicht mehr der Kurfürst, sondern Meyer Amschel Rothschild und Söhne leihen wollten. Es war ein Schritt weiter auf der Bahn, sich allmählich von der finanziellen Abhängigkeit vom Kurfürsten zu befreien, dabei aber die bewährten Geschäftsprinzipien desselben im eigenen Interesse weiter zu verfolgen, mit einem Worte, die Geschäfte nun schon selber zu machen.

Mit Aufmerksamkeit beobachtete Rothschild die allgemeine politische Lage. Obwohl er persönlich sowohl in seinem Auftreten wie nach seiner Herkunft und seinen mangelhaften Sprachkenntnissen keineswegs die Eigenschaften haben konnte, die man unter normalen Verhältnissen von einem Diplomaten verlangt, besaß er dafür einen klug rechnenden, von irgendwelchen Hemmungen völlig freien Menschenverstand. Und das war inmitten der damals politisch geradezu auf den Kopf gestellten Welt besonders vorteilhaft. Man mußte wirklich ein geriebener Diplomat sein, um seine Handelsgeschäfte fortzubetreiben und doch weder bei den Franzosen noch bei den von ihnen niedergehaltenen Gewalten anzustoßen. Die Rothschild taten, solange Napoleons Stern glänzte, gerade so, als wären sie Frankreich und seinem Herrscher wohlgesinnt, borgten den französischen Machthabern gleichwie den heimischen, lieferten Mehl an Freund und Feind und hofften schon, von Napoleons Seite gänzlich unbelästigt zu bleiben. Sie fühlten sich, wie wir heute wissen, sicherer, als sie es in Wirklichkeit waren. Eine große Gefahr bildete z. B. der Warenhandel oder deutlicher Schmuggel von

und nach England. Napoleon war erst verhältnismäßig spät nach Erlaß der Kontinentalsperre darauf geführt worden, daß nicht nur England, sondern auch Frankreich selbst darunter litt, indem die französische Produktion ihren besten Kunden verlor und sich daher der Preis der Lebenshaltung sehr erhöhte. Daher wurde durch verschiedene Dekrete eine Durchbrechung der strengen Bestimmungen der Kontinentalsperre insofern erlaubt, als man unter behördlicher Aufsicht eine Art offiziellen Schmuggels gestattete und überdies die Einfuhr von Kolonialwaren bei Erlag eines sehr hohen Zolles, der bis zu 50% des Preises betrug, zuließ. Trotzdem war auch der unerlaubte Schmuggel groß; er konzentrierte sich begreiflicherweise auch in der Handelsstadt Frankfurt. Napoleon hatte eigene Spione dahin geschickt und beschloß auf deren Berichte hin, schärfer gegen Frankfurt vorzugehen. Buderus war eben im Begriff, dem jungen Hofagenten Carl Rothschild, der versuchen wollte, die vom Kurfürsten in Schleswig zurückgelassenen Effekten nach Prag zu bringen, die für diesen bestimmte Endabrechnung für das Jahr 1807 mitzugeben. Der Beamte meldete<sup>53</sup>, er getraue sich nicht selbst zu fahren, weil er zu sehr beobachtet werde und eine neue Verhaftung, ja dann vielleicht Konfiskation seiner ganzen Habe befürchte. Der Brief enthielt auch eine für seinen geizigen Herrn angenehme Nachricht. „Durch häufige Überredungsgründe“, hieß es darin, „und mit größter Mühe habe ich den Oberhofagenten Rothschild bei einer nochmaligen Vernehmung über die Anschaffung des dritten Stocks-Kapitals von 150 000 Pfund Sterling noch um ein Viertel Prozent heruntergebracht, so daß er nun die Lieferung zu 73.3/4, folglich um 4521 Pfund wohlfeiler bewirkt . . . Mit dem Dokument über das erste Stocks-Kapital kommt der jüngere Sohn des Oberhofagenten Rothschild aus London herüber, sobald nur irgendeine Gelegenheit zur sicheren Sendung ausfindig zu machen ist.“ Aber dazu sollte es nicht so schnell

kommen. Napoleons Zorn darüber, daß Frankfurt seiner Absperrungsmaßnahmen gegen England nicht achtete, führte zu strengen Verfügungen, und Buderus mußte seine Pläne völlig ändern. „Der Hofagent Callmann Rothschild“, schrieb er am 2. November 1810<sup>54</sup>, „sollte eben nach Prag abreisen, als mehrere Regimenter Franzosen mit Artillerie und einer zahllosen Menge von Douaniers in Frankfurt einrückten, alle Tore besetzten, niemand das Auspassieren ohne die genaueste Visitation gestatteten, alle Gewölbe versiegelten und Hausdurchsuchungen nach Kolonial- und englischen Waren mit Anwendung der strengsten Maßregeln vornahmen. Die Größe der allgemeinen Verwirrung und des eingetretenen Notstandes übertrifft jede Beschreibung. Ich habe meinerseits alle nur zu erdenkende Vorsicht angewendet, und nach der vollständigen Überzeugung kann ich den Söhnen des Oberhofagenten Rothschild das höchste Lob über ihre unermüdete Sorgfalt und ihren Eifer zur Betätigung treuer Anhänglichkeit an Euer Kurfürstliche Durchlaucht erteilen. Es sind dabei neue Excitatorien zur Angabe und Ablage aller von Euer kurfürstlichen Durchlaucht ausgeliehenen Kapitalien mit der Versicherung einer Belohnung von 15 Prozent erlassen worden, und die Menge der Aufpasser und Verräter unter jedem Gewande ist so groß, daß man niemand mehr vertrauen kann. Aus dieser schwachen Schilderung der hiesigen Verhältnisse wird gnädigst zu entnehmen sein, daß meine Abreise von hier ebenso untunlich ist als der dermalige Transport der noch in Gottorp verwahrten Sachen. Den Hofagenten Callmann Rothschild werde ich abreisen lassen, sobald es möglich ist, mit Päckchen aus Frankfurt zu kommen.“

Auf Befehl aus Paris war eine allgemeine Hausdurchsuchung nach versteckten englischen Fabrikwaren in Frankfurt angeordnet worden. Das von Hügel kurz vorher als so glücklich geschilderte Frankfurt wurde nun in argen Schrecken versetzt. Natürlich wurde dadurch auch das Handelshaus

Rothschild betroffen. Man stellte ein Verzeichnis von zweihundertvierunddreißig Kaufleuten auf, welche für die vorgefundenen Kolonialwaren den für diese bestimmten hohen Zoll nachzahlen mußten. In diesem Verzeichnis<sup>55</sup> stand Meyer Amschel Rothschild an 68ster Stelle mit einer Zahlung von 19348 Francs, was nicht sehr viel war, wenn man sie mit der anderer Kaufleute vergleicht. Der Kaufmann Hebenstreit z. B. zahlte nahezu eine Million Francs, Bethmann 363 000 Francs. Alles in allem trugen die Franzosen damals 9 $\frac{1}{4}$  Millionen als Abgabe für die vorgefundenen Kolonialvorräte aus Frankfurt davon. Der Rothschildsche Anteil daran bestand zur Hälfte aus Indigo. Bei Meyer Amschels Beziehungen zur großherzoglichen Regierung und seinem Geschick, Dinge zu verbergen, ist anzunehmen, daß sein tatsächlicher Vorrat an Kolonialwaren viel größer war und er durch seine Verbindungen die abzuzahlende Summe beträchtlich herabgedrückt hat. Immerhin hatte ihm dieser plötzliche, von Napoleon selbst angeordnete Überfall keinen gelinden Schrecken eingejagt.

Der Kurfürst in Prag hatte inzwischen die Buderusschen Briefe erhalten und antwortete seinem getreuen Beamten<sup>56</sup>: „Es gereicht mir zum besondern Wohlgefallen, daß derselbe das Haus Rothschild, in Ansehung der neu anzulegenden 150 000 Pfund Stocks noch zu einem Viertel Perzent geringer bestimmt hat. Auf eine weitere Vorstellung des Oberhofagenten Rothschild habe Ich bei dem günstigen Kurs dieses Kapital noch mit 100 000 Pfund erhöht . . . jedoch unter der Bedingung, daß die Zahlung nach und nach geschehe und Ich dadurch nicht im mindesten geniert werde. Ich gebe demselben aber zugleich auf, dafür zu sorgen, daß mir das Dokument über das erste Stocks-Kapital nun baldigst zu Händen komme und diesem die anderen alsdann gleich folgen . . . Es freut mich, daß das Haus Rothschild die mir immer bewiesene treue Ergebenheit auch bei der jetzigen



Katastrophe in Frankfurt betätigt hat. Ich trage demselben auf, ihm Meine Zufriedenheit und Erkenntlichkeit zu bezeigen.“

Inzwischen hatte der Kaiser der Franzosen eben eine der glücklichsten Stunden seines Daseins erlebt. Marie Louise hatte ihm am 20. März 1811 den heißersehten Sohn und Thronerben geschenkt. Mit noch nie gesehener Pracht wurde das Kind Frankreichs, in der Wiege schon König von Rom, getauft. Aus aller Herren Ländern strömten die Fürstlichkeiten zu dem Feste herbei, die die Gelegenheit nützen wollten, dem übermächtigen Monarchen ihre Ergebenheit zu Füßen zu legen. Auch der Großherzog von Frankfurt, Dalberg, wollte sich zur Huldigung nach Paris begeben, aber ein bedenkliches Hindernis machte dies nahezu unmöglich. Zur Reise gehörte viel Geld, und Dalberg mußte doch auch in Paris als Großherzog mit entsprechendem Aufwand auftreten. Er besaß aber keines und wandte sich zunächst an die Vereinigung Frankfurter Kaufleute mit dem Ersuchen, man solle ihm 80000 Gulden für die Reise nach Paris vorstrecken. Die Kaufmannschaft lehnte das Ansuchen aus Abneigung gegen das Napoleonische Regime und weil sie sich über die Aufbringung nicht einigen konnte, ab. Dalberg hatte sich nicht gleich an Rothschild gewandt, weil er die Summe als für einen einzelnen zu hoch erachtete. Meyer Amschel erfuhr vom Wunsche des Großherzogs und erbot sich aus freien Stücken, ihm die Summe zu 5% vorzustrecken. Nun konnte sich Dalberg nach Paris begeben. Hatte Rothschild bei Dalberg schon immer in Gnade gestanden, so trug ihm diese kluge Tat vollends das Vertrauen des Großherzogs ein. Ein späterer Polizeibericht<sup>57</sup> der Franzosen über die Familie Rothschild spricht das auch förmlich aus: „Durch diese Gefälligkeit gewann er das Vertrauen des Großherzogs derart und wußte sich seine Huld in so weitgehendem Maße zu erwerben, daß dieser von nun an fast nichts versagte, was Rothschild erbat.“

Eine solche Bitte war z. B. die um einen Paß für den jungen, damals neunzehnjährigen James, der über Antwerpen nach Paris, also direkt in die Höhle des Löwen gesandt wurde, wo er für gewisse Schmuggelgeschäfte, die Nathan von England aus betrieb, notwendig war, auf die noch näher eingegangen werden soll. Für jetzt genüge, daß James tatsächlich am 24. März 1811 in Paris eintraf, in der Rue Napoléon Nr. 5 unbehindert abstieg und sich bei der Polizei ordnungsmäßig anmeldete.

Die Familie Rothschild war damals bis zum äußersten in Atem gehalten. Abgesehen von den eigenen Geschäften waren alle ihre reisefähigen Mitglieder fortwährend in der Postkutsche, um die großen Transaktionen für den Kurfürsten an Ort und Stelle persönlich zu besorgen. Das ist am besten aus der Buderusschen Korrespondenz mit dem Kurfürsten zu ersehen.

„Der junge Rothschild“, schrieb er seinem Herrn am 7. April 1811 aus Hanau<sup>58</sup>, „reiset wirklich nach London und holet die Urkunden über die angelegten Stocks-Kapitalien ab. Das Paket mit Briefen kann er mitnehmen. Der Vater desselben will gerne versuchen lassen, die Effekten in Gottorp . . . abzutransportieren, und ziehet schon nähere Erkundigungen darüber ein. Der Oberhofagent Rothschild hat über meinen Rat die verfallene Kapitalszahlung in Kopenhagen eingefordert und 159600 Gulden erhalten. Erlauben mir Euer kurfürstliche Durchlaucht gnädigst, daß ich dem Oberhofagenten Rothschild Höchsthre Zufriedenheit über seine vielfältigen Bemühungen hiebei zu erkennen geben darf. Nach der mir vom Oberhofagenten Rothschild gemachten Anzeige hat die Polizei in Prag die geheimen Fächer entdeckt, welche der Wagen desselben enthält. Ich habe daher für rätlich erachtet, meine Rechnung vom vorigen Monat nebst den Belegen dieses Mal nicht mitzusenden. Man kann diese nicht so wie Briefe unter den Kleidungsstücken verbergen.“

Solche Nachrichten quittierte der Kurfürst mit wahrer Befriedigung und bewilligte, daß Rothschild der Ausdruck seiner Befriedigung bekanntgegeben werde. Die Besorgnisse um sein in englischen Stocks angelegtes Geld, über das er noch nichts Schriftliches in Händen hielt, blieben aber bestehen. „Mit wahrer Sehnsucht“, antwortete er Buderus<sup>59</sup>, „und gerechtem Verlangen sehe ich den Dokumenten über die Stocks entgegen . . . Es ist mir nicht bekannt geworden, daß die hiesige Polizei die geheimen Behältnisse in dem Wagen entdeckt habe. Auf allen Fall ist von dieser Seite nichts Widriges zu erwarten.“

Buderus bemühte sich unaufhörlich, die Familie Rothschild in den Augen des Kurfürsten immer von neuem zu erhöhen und alle anderen Handlungshäuser als unzuverlässig und weniger entgegenkommend darzustellen. Das zeigte sich wieder bei einem Geschäft, dessen Beginn weiter zurücklag. Der Kurfürst hatte ein ihm in Holland zustehendes Kapital von einer Million holländischer Gulden an Meyer Amschel Rothschild und zwei andere jüdische Bankiers aus Kassel abgetreten. Bei der Abwicklung dieses Geschäftes ergaben sich verschiedene formelle Schwierigkeiten, die die Auszahlung der Summe in Holland verzögerten, während die Käufer schon den größten Teil der Kaufsumme ausgezahlt hatten. Nun verlangten sie natürlich eine Sicherung vom Kurfürsten; ärgerlich und zielbewußt meldete Buderus dies seinem Herrn<sup>60</sup>: „Das schlimmste bei dieser Angelegenheit ist, daß man sie nicht einem einzigen Handlungshause anvertraut hat . . . Die Zessionarien Stuben Hesse Goldschmidt und die Erben von Michel Simon sind mit den schlechtesten Gesinnungen gegen Eure kurfürstliche Durchlaucht beseelt. Der Tochtermann des letzteren, Levy, welcher dem Geschäftshause vorstehet, hat seine Raserei so weit getrieben, daß er, wie ich nun ganz genau weiß, meine und des Rothschild letzte Arrestation veranlaßt und dem Kommissarius die Fragen, worüber

man uns mit möglichster Härte vernehmen müsse, mitgeteilt hat.“

Buderus schlug nun vor, zu versuchen, die Kasseler Juden zum Rücktritt von dem Geschäft zu vermögen und Meyer Amschel Rothschild allein mit der Regelung der Sache zu betrauen. Der Kurfürst ging darauf ein und antwortete ihm in dieser Angelegenheit<sup>61</sup>: „Mit großem Interesse habe ich die Berichte über die holländischen Obligationen von einer Million Gulden gelesen . . . Unterdessen hat derselbe sehr recht, daß es durchaus notwendig sei, die Kasseler Juden (Goldschmidt habe ich sonst immer für einen ehrlichen Mann gehalten) vor allen Dingen von dieser Sache zu entfernen . . . Ich fürchte, die erwähnten Juden werden dem Frankfurter Zessionarius (Rothschild) nicht trauen, sich große Vorteile einbilden und hohe Forderungen für den Abstand machen.“

Schließlich überließ der Kurfürst die ganze Sache Buderus, und damit wurde sie Rothschild allein in die Hände gelegt. Sonst aber war der Kurfürst wieder höchst übler Laune. Einmal war es den Rothschild immer noch nicht gelungen, die Effekten aus dem Holsteinschen nach Prag zu bringen, dann hatte Buderus von einem nicht zurückgezahlten kurfürstlichen Anlehen berichtet, das seinerzeit durch den Fürsten Wittgenstein an eine Familie Plettenberg vermittelt wurde und nunmehr dubios geworden war, und dann ärgerte er sich auch über eine Buderussche Zumutung, sich neuerlich an Frankfurter Anleihen zu beteiligen, wo er doch mit solchen schon so schlechte Erfahrungen gemacht hatte. In höchster Nervosität erwartete er die Dokumente über die Anlage in englischen Stocks, die immer noch nicht eingetroffen waren. Der Niederschlag dieser Stimmung war dann ein höchst ärgerlicher Brief, in dem der Kurfürst nichts weniger als die Einstellung der Zahlungen an Rothschild für die englischen Stocks verfügte und damit geradezu Panik in die Firma Rothschild-Buderus trug.

„Allerdings enthalten“, hieß es in diesem Briefe<sup>62</sup>, „meine Koffers und Kisten im Holsteinschen etwas anderes als Kleidungsstücke und zwar: hessische Nominalobligationen, Rechnungs- und sonstige Literalien und eine Kiste, worin Silberwert befindlich ist. Ich werde solche nun von hier aus unmittelbar an mich ziehen, denn ich bin es müde, dem Rothschild'schen Hause hierüber schon seit Jahren vergebens Aufträge zu geben.

Das in der sogenannten Plettenberg'schen Anlehenssache angetragene Schreiben an den Fürsten von Wittgenstein will ich erlassen, verspreche mir aber nicht viel davon. Das Ganze ist ein Gewebe von Intrigen und mein Vorsatz fest, lieber alles aufzuopfern, ehe Ich Mich aufs neue mit gedachtem Fürsten in irgend etwas wieder einlasse. Er hat sich unerhört und unverantwortlich gegen mich betragen.

In die Frankfurter Subscriptionsanleihen bin Ich nicht geneigt, mich einzulassen. Alle Anleihen sind mir verleidet worden. Ich will wahrlich lieber mein Geld ungenutzt liegen lassen.“

Aus London war immer noch nichts eingetroffen, und das regte den Kurfürsten ganz besonders auf. „Ich bin darüber auf das äußerste betroffen“, schrieb er, „und sehe mit wahrer Sehnsucht Dessen Äußerung über diesen Gegenstand entgegen. Bis dahin sind alle Zahlungen auf die Stocks zu sistieren, auch keine englischen Zinsen wieder auf solche anzulegen. Über das schon berichtigte Kapital erwarte ich die Dokumente noch immer vergebens; bei allem Zutrauen, welches ich zu Rothschild habe, kann ich dieses Zögern nicht länger nachsehen. Die Transkription der älteren Stocks ist auch noch nicht geschehen. Lorentz erinnert Sie wiederholt dringend daran. Dieser muß überhaupt von allen meinen englischen Geldangelegenheiten unterrichtet und namentlich ihm das, was durch Rothschild angelegt wird, bekanntgemacht werden, um darüber, was ihm als mein Chargé d'aff-



fares zukommt, wachen zu können. Ich trage demselben auf, dies ja nicht zu versäumen.“

Diese Angst des Kurfürsten war durch Briefe seines Londoner Bevollmächtigten Lorentz genährt worden, der sich dadurch beleidigt fühlte, daß er von Buderus und Rothschild nicht in deren, für den Kurfürsten besorgte englische Geschäfte eingeweiht worden war. Er hatte seinem Herrn die Furcht eingeflößt, England könnte einen ungünstigen Frieden schließen, was einen starken Fall der Stocks hervorriefe, und riet deshalb zum Verkauf der eben erst erworbenen Papiere. Buderus antwortete seinem Herrn höchst verletzt<sup>63</sup>, er habe also die Zahlungen an Rothschild auf die neuen Stockserwerbungen befehlsgemäß sistiert. Er legte eine Aufklärung Rothschilds über die Sache und über die ungeheuren Schwierigkeiten vor, die sich den Reisen von und nach England und somit der sicheren Übermittlung von Dokumenten und Briefen unter den damaligen Kriegs- und Sperreverhältnissen entgegenstellten. Buderus sekundierte seinem Frankfurter Associé nach Kräften<sup>64</sup>: „Seine Ansichten“, schrieb er, „sind nach meinem Dafürhalten ebenso richtig, als seine Bitte gerecht ist . . . den Kriegsrat Lorentz habe ich von dem durch den Oberhofagenten Rothschild besorgten Stocksankauf noch nicht benachrichtiget. Es wäre nicht gut, daß die Kenntnis darüber weiter verbreitet würde.“ Falls keine Zurücknahme des Befehls erfolge, werde er es gleich tun . . . „Die Bank Rüppell und Harnier befindet sich, ich weiß mich wirklich nicht glimpflicher auszudrücken, in einem Zustande der Wut gegen Eure Kurfürstliche Durchlaucht. Ihr ganzes Glück haben sie Höchstdemselben zu verdanken, und gleich rasenden Menschen benehmen sie sich überall, wo sie nur schweigen und ihre Schuldigkeit gegen Debitoren, welchen sie für Provisionen dienen, erfüllen sollten.“

„Mit Unrecht“, fuhr Buderus in einem zweiten Briefe fort, „wird der Rothschild angeklagt, daß er aus hinterlistigem

Eigennutz, wahrscheinlich zum größten Schaden des höchsten Interesses, das holländische Geschäft hingehalten zu haben scheine, da der Rothschild allein alles, was bisher vorgekommen ist und sich in den Händen Eurer Kurfürstlichen Durchlaucht befindet, beigebracht hat, die anderen Banquiers aber nicht die geringste Bemühung angewendet haben.“<sup>65</sup>

Indessen war einer der jungen Brüder Rothschild (wahrscheinlich Karl) mit einem genauen Bericht von Buderus in Prag eingetroffen, in dem der Beamte seinem Herrn dringend zusprach, doch nicht das so gut im Gange befindliche Geschäft mit den englischen Papieren weiter zu gefährden. Der junge Rothschild bot überdies auch seine ganze Überredungskunst auf, um den Kurfürsten zur Zurücknahme seiner Zahlungsverbote zu veranlassen. Er glaubte auch durchgedrungen zu sein und schrieb Buderus aus Prag, der Kurfürst habe die fernere Verwendung der in London eingehenden Stockszinsen zu neuen Kapitalsanlagen wieder gnädigst zugestanden. Buderus setzte daraufhin sofort wieder mit Zahlungen kurfürstlicher Gelder an Rothschild ein, bis er einen Erlaß seines Herrn erhielt, der vom 9. Dezember 1811 datiert war und die voreilige Nachricht Rothschilds nicht bestätigte. Da unternahm es Buderus nochmals, eindringlichst seinem Herrn naheulegen, wie es doch in dessen höchstem Interesse liege, sein Zahlungsverbot endgültig wieder aufzuheben, denn geschah das nicht, so konnte geradezu eine kritische Lage für das Rothschildsche Bankhaus und damit auch für seinen Gesellschafter entstehen.

„Ich muß den Banquiers Rothschild“, schrieb er<sup>66</sup>, „das pflichtgemäße Zeugnis erteilen, daß sie es an keiner Bemühung zur Erlangung der Zertifikate über die angelegten Stocks haben ermangeln lassen, und Euer Kurfürstliche Durchlaucht können sich gar nicht vorstellen, wie schwer es ist, ein wichtiges Dokument nach London oder von da her-

über zu befördern, und wenn Höchstdieselben die Gefahr zu erwägen geruhen, welche dadurch entstehe, wenn ein solches Dokument in unrechte Hände kommt, so wird kein Zweifel darüber bleiben, daß alle durch die größte Anstrengung des menschlichen Scharfsinns zu erfindenden Vorsichtsmaßregeln genommen werden müssen, um diese Gefahr mit dem höchsten Grade von Wahrscheinlichkeit zu vermeiden. Die Sistierung der ferneren Zahlungen an die Banquiers Rothschild hat ihr Bemühen zur Erlangung der Dokumente nicht vermehrt und nicht vermehren können. Alsbald nach der Rückkunft des jungen Hofagenten Rothschild aus Prag ist derselbe an die Seeküste gereiset, um Gelegenheiten zur Beibringung dieser Dokumente zu suchen. Er war in einem holländischen Dorfe nicht mehr sicher und hat sich darauf nach Dünkirchen begeben, wo er jeden Tag der Polizeibehörde eine Ursache seines dortigen Aufenthaltes angeben muß. Nach seinem letzten Schreiben siehet er dem Eingang der Dokumente jeden Augenblick entgegen, und er wird damit ohne den geringsten Zeitverlust anher eilen. Die unter dem 28. Oktober 1810 an die Banquiers Van Notten beförderte Vollmacht zur Transcription der alten Stocks (auf einen anderen Decknamen) sind wieder zum Vorschein gekommen. Das von Amsterdam abgegangene Schiff ist zurückgejaget und mein Schreiben in einem holländischen Dorf abgegeben worden, wo es ein sicherer Bekannter der Banquiers Rothschild bis jetzt aufbewahret hat. Der junge Hofagent Rothschild hat es nun mit einer guten Gelegenheit abgeschickt und die Versicherung erhalten, daß es in einem englischen Hafen eingetroffen sei.“

Endlich gelang es dem nach London gereisten Rothschild, ein Zertifikat über 189500 Pfund Sterling von England nach dem Kontinent zu schmuggeln, worauf es sofort dem Kurfürsten zuging. Nun bewilligte dieser wieder die Verwendung der Zinsen seiner Kapitalien zu Neuanschaffungen, nicht ohne

mit Genugtuung zur Kenntnis genommen zu haben, daß das um die Weiterführung des ganzen Geschäftes höchlichst besorgt gewesene Haus Rothschild die Bedingungen herabgesetzt und erklärt hatte, die Stocks nun zum Preise von 70% liefern zu wollen. Befriedigt teilte dies der Kurfürst Buderus mit<sup>67</sup> und schloß: „Ich verkenne die Schwierigkeiten nicht, die mit einer Kommunikation nach London verbunden sind, und freue mich daher sehr, nunmehr im Besitze der Zertifikate über 189500 Pfund Sterling zu sein.“

Als der Kurfürst dann weiter den Wunsch äußerte, es sollte sich einer der Brüder Rothschild ständig in Prag aufhalten, mußte Buderus ablehnen. Die Unternehmungen der Familie waren damals schon so ausgedehnt, daß dies beim besten Willen nicht möglich war. „So schmeichelhaft“, schrieb Buderus seinem Herrn, „es für die Rothschildschen Söhne ist, wenn einer von ihnen seinen Aufenthalt immer bei Eurer Kurfürstlichen Durchlaucht haben kann, so unmöglich ist es ihm. Der Vater ist ein alter, kranker Mann. Sein ältester (Amschel Meyer) und zweiter Sohn (Salomon), welcher auch eine schwächliche Gesundheit hat, sind ihm bei seinen sehr ausgebreiteten Geschäften unentbehrlich. Der dritte (Karl) ist größtenteils für den höchsten Dienst Eurer Kurfürstlichen Durchlaucht beinahe ununterbrochen auf Reisen, der vierte (Nathan) ist sehr vorteilhaft in London etabliert, und der jüngste (James) hält sich bei diesem (und in Paris) auf. Sie haben mir erklärt, daß sie dem höchsten Befehle nach Möglichkeit Genüge zu leisten bemüht sein würden.“

Der Hauptgrund für die großen Schwierigkeiten im Verkehr mit England lag natürlich in der Kontinentalsperre. Diese Frage war indessen überhaupt zum Angelpunkt der großen europäischen Politik geworden. In Erfurt hatte man 1808 eine Zeitlang geglaubt, Napoleon und Alexander von Rußland würden sich in die Herrschaft von Europa teilen können. Der Kaiser der Franzosen hatte vor allem im Auge gehabt,

mit Hilfe Rußlands England endlich niederzuwerfen. Dazu gehörte, daß Rußland sich der Kontinentalsperre bedingungslos fügte. Aber der Zar dachte nicht daran, seinen ganzen Handel nach England Napoleon zuliebe aufs Spiel zu setzen. Er erleichterte im Gegenteil die Einfuhr der Waren zur See, und die aus England stammenden konnten nun leicht auf dem Umwege über Rußland in die anderen Kontinentalstaaten gelangen. Somit war die ganze Wirkung der Napoleonischen Maßregeln gegen England gefährdet, und bereits im Sommer 1811 wurde es ganz Europa offenbar, daß der völlige Bruch zwischen den beiden mächtigsten Festlandstaaten unvermeidlich und der Krieg nur noch eine Frage der Zeit sei.

Um so strenger beaufsichtigte die Napoleonische Polizei alle Korrespondenzen und geheimen Vereine in den der französischen Herrschaft unterstehenden Gebieten Europas; insbesondere alle Sendungen, die an die hessische Herrscherfamilie gerichtet waren, wurden peinlich genau geprüft. So fiel den Franzosen ein vom 1. November 1811 aus Frankfurt datirtes, an den Landgrafen Karl, den Bruder des Kurfürsten, adressirtes Schreiben in die Hände<sup>68</sup>, das den Namen Meyer Amschels unvorsichtigerweise an zwei Stellen nannte. Einmal bestätigte der unbekannte Schreiber den Erhalt eines Briefes des Landgrafen, den er durch Vermittlung Meyer Amschels erhalten habe, und an einer anderen Stelle war folgendes zu lesen<sup>69</sup>:

„Ich habe Rothschild mit Absicht in Anwesenheit seiner Söhne die Stelle des Briefes vorgelesen, in welcher Euer Hoheit ebenso gnädig wie gütig sich seiner zu erinnern geruhten. Sie waren darüber alle entzückt.“ Aus dem Schreiben war sonst zu ersehen, daß es sich um den Tugendbund handelte, dem der Landgraf angehörte, und es war von Zahlungen die Rede, die Rothschild für den Landgrafen zu leisten hatte. Dieser Brief wurde von Hamburg aus, wo er aufgefangen worden war, sofort an den Polizeiminister, General



Savary, nach Paris gesandt, der den Baron Bacher, französischen Gesandten in Frankfurt, anwies, den Inhalt des Briefes und die Rolle der darin genannten Personen möglichst zu klären. Dieser riet<sup>70</sup>, nicht neuerdings wie 1809 mit Hausdurchsuchung und Verhaftung gegen die Familie Rothschild vorzugehen, sondern schlauer zu verfahren. Man solle das Haus Rothschild und die übrigen Agenten des Kurfürsten in vollste Sicherheit wiegen, ihre Briefe geschickt öffnen, kopieren und dann weitersenden. Auf diese Weise hoffte Bacher in kürzester Zeit den Umtrieben dieser Leute auf die Spur zu kommen und alle Verzweigungen ihres Intrigennetzes kennen zu lernen. Der Polizeiminister erkundigte sich auch bei seinem Spezialkommissar in Mainz, und dieser meldete<sup>71</sup>, daß sich das Haus Rothschild früher eifrig mit dem Handel von Kolonialwaren und englischen Manufakturen beschäftigt habe, sich aber seit den Hausdurchsuchungen und dem Sequester der englischen Ware hauptsächlich mit Bankgeschäften und dem Handel mit Festlandswaren befasse. Der Mainzer Kommissar fügte noch hinzu, daß die Gesinnungen des Chefs des Hauses Frankreich nicht günstig seien, obwohl er vorgebe, diesem Lande anhänglich und verbunden zu sein. Nach Bachers Vorschlag wurde verfahren. Die Brüder Rothschild wurden in Frankfurt sowohl wie in Frankreich, wo sie zu denen gehörten, die mit behördlicher Autorisation den Schmuggel mit England betrieben, von Agenten der kaiserlich französischen Staatspolizei aufs genaueste beobachtet, während sie mit der Frankfurter Dalbergschen Polizei, die schließlich auch von Napoleon abhängig war, im besten Einvernehmen standen. Insbesondere der Dalbergsche Polizeikommissar von Itzstein, selbst ein Jude und dabei Polizeidirektor des Großherzogtums, war ein besonderer Schutzherr Meyer Amschels und überhaupt der Frankfurter Juden.

Meyer Amschel Rothschild hatte schon längst den Gedanken gefaßt, die günstigen Gesinnungen Dalbergs für das Juden-

Joseph Ignaz von  
 Superintendent der Gaudysen der Jesuiten Landes Registrator

Ein Geschenkabscheuen Gütigster Herrscher sehr richtig erhalten  
 zum unerschütterlichen Andenken der Majestät 12 Pf. Goldener Medaillen  
 sehr in die Abscheuen der von der Abscheuen, wie in der Abscheuen für alle  
 nach der Abscheuen Platz der Abscheuen, sehr die Abscheuen gefühlt  
 Abscheuen Abscheuen der Abscheuen, sehr in der Abscheuen  
 Goldener Medaillen unter Abscheuen der Abscheuen, wie in der Abscheuen  
 zusammen 38 Pf. Goldener a 166 — 12508 — in der Abscheuen  
 der Abscheuen sehr in der Abscheuen und der Abscheuen der Abscheuen  
 Abscheuen Abscheuen in der Abscheuen, der Abscheuen, von der Abscheuen  
 Abscheuen Abscheuen, sind Abscheuen der Abscheuen der Abscheuen  
 Abscheuen, wie in der Abscheuen, in der Abscheuen der Abscheuen  
 Abscheuen, von der Abscheuen der Abscheuen der Abscheuen, alle in der Abscheuen  
 Abscheuen der Abscheuen der Abscheuen sehr in der Abscheuen der Abscheuen  
 Abscheuen und Abscheuen der Abscheuen der Abscheuen der Abscheuen  
 Abscheuen der Abscheuen und Abscheuen der Abscheuen der Abscheuen

Dem Gnädigen Herrn zu dem Herzogtum v. Hohen  
Sachsen-Gotha, habe den Brief so glänzend gesendet selbst  
ein gesandtes Briefchen, welches nebst dem Briefe und  
ein Briefchen, davon habe ich nichts sonderlich zu schreiben  
als nur gesandtes zu lesen, da ich vor unsrer gemeinsamer  
Jüdischer Gemeinde immer angefragt werde und es sehr  
gerne werde ich mich gerne der neuen Befestigung zum Guten  
sein, so bald selbst der Herzog Hohen unsrer Einflüsse  
Landes Herz und Graf Herzog zu unsrer Gnade und Glück  
ist, was ich meiner Nation die würdevolle Liebe mit Gütlichkeit  
wie selbst durch den Hof Gnädigst Landesherr zu lesen, ich  
glaube ich die Gnade der Gnade ich selbst aber nicht  
das Briefchen und selbst samstags habe die Gnade befohlen  
zu mir zu kommen, und das selbe und das zu mir selbst  
ich befohlen und selbst mit dem Auftrag und Befehl  
zu befohlen und befohlen mit dessen Consideration und  
gesandtes Respect

Frankfurt den 1. Januar 1811

Im Auftrage des  
Herrn Gnädigen Herzogtum  
Landes Registrator  
unterthänigst  
Mayer Amosel Rothchild



tum im Interesse seiner einst so bedrückten Glaubensgenossen und damit seiner eigenen Familie auszunutzen. Wohl hatte eine neue, von Dalberg erlassene „Stättigkeit“ etwas günstigere Bedingungen geschaffen, doch war darin gegen früher nur wenig geändert. Die Anzahl von 500 geduldeten jüdischen Familien z. B. war unverändert belassen worden. „500, nur 500,“ schrieb ein gewisser Israel Jakobsohn empört, „warum nicht mehrere, warum nicht weniger?“<sup>72</sup> In geschickter Ausnutzung dieser Lage und bestrebt, auch ein gutes Geschäft zu machen, ließ sich Dalberg von Meyer Amschel und seinem Genossen Gumprecht bereden, die Judenschaft von der jährlichen Abgabe von 22000 Gulden gegen Ablösung zu befreien, ihnen das Bürgerrecht der Stadt Frankfurt zu geben und damit den Christen politisch gleichzustellen. Gleichzeitig erhielt die Judenschaft ihre eigene vorgesetzte Behörde unter dem Titel „Vorstand der israelitischen Religionsgemeinde“, zu deren Präsident der Oberpolizeidirektor von Itzstein ernannt wurde, während man die übrigen Vorstandsmitglieder aus den angesehensten Juden der Stadt wählte. Meyer Amschel ließ bei seinen Bemühungen durchblicken, daß die Judenschaft zu Geldopfern bereit sei, und Dalberg verlangte endlich, sie sollten die jährliche Abgabe von 22000 Gulden durch einmalige Zahlung der zwanzigfachen Summe ablösen. Das war ein schweres Stück Geld, aber für die Frankfurter Judenschaft doch erschwinglich, um so mehr, als Meyer Amschel allein seinen Glaubensgenossen hierzu 100000 Gulden, also fast ein Viertel des Kapitals, vorstreckte. Er erwirkte auch, daß nur 150000 Gulden von den 440000 sofort bar bezahlt werden mußten, für den Rest aber die Ausstellung von vierundzwanzig Obligationen au porteur gestattet wurde. In den Kreisen der Judenschaft sah man dem Ausgang dieser für deren Zukunft so wichtigen Unternehmung mit Spannung entgegen. Meyer Amschel wollte der erste sein,

der im Falle des Gelingens seinen Glaubensgenossen die frohe Kunde brachte.

Da er von der Judengemeinde unaufhörlich bestürmt wurde, ob er schon etwas wisse, bat er einen ihm befreundeten Landesregistrator um eheste Mitteilung\*: „Ich winschte Gerne“, schrieb er ihm in seinem unvergleichlichen Deutsch<sup>73</sup>, „der erste Botschafter zum Gute sein, so bald solches von Sr Königl Hoheit unserm durchlauchtigsten Lands Herrn und Groß Herzog Zu unseren Gunsten unterschrieben ist, wo ich meiner nation die werdliche Freute mit theilln kan mir solches durch der Post Gnädigst Benachrichten zu lassen, ich gestehe ich Misbrauche ihre Güte und Gnade ich Zweifle aber nicht daß Hochderselbe und wehrte Familie Große Himlische Belohnung zu erwarten haben, und viel Glück und Segen zu erhalten haben . . . weill in wahrheit, unsre Gantze Judenschafft mit großer Freyde, wan sie das Glick habe gleiche rechte zu bekommen, alle abgabe was der Bürger zu geben hatt Herzlich gerne auch geben.“ Endlich kam das Geschäft zustande und erregte bei den Juden ebenso große Begeisterung wie bei dem judenfeindlich gesinnten Senate und den Patriazierfamilien der Stadt Empörung. Sofort munkelte man überall, Dalberg habe über die öffentlich genannte Summe noch persönlich Geld bekommen. Damit wurde auch die Ernennung Meyer Amschel Rothschilds und seiner Söhne zu großherzoglich-frankfurtischen Hofbankiers und Meyer Amschels Mitgliedschaft beim Wahlkollegium von Frankfurt in Zusammenhang gebracht. Ja, einer der Vertrauten der österreichischen Polizei wollte sogar die Höhe der Summe, nämlich 33 000 Karolins, wissen, die Dalberg dafür erhalten haben soll.<sup>74</sup> Die Judenschaft hatte allen Grund, dem alten und kranken Meyer Amschel, der sich seit seiner Operation nie mehr wieder ganz erholen konnte und dabei doch die Energie hatte, seinen ganzen Einfluß und sein Geld, freilich auch

\* Siehe beiliegendes Faksimile dieses Briefes.



im eigenen Interesse, einzusetzen, dankbar zu sein. Die Obligationen im Betrage von 290 000 Gulden wurden gleich in Umlauf gebracht. Eine derselben im Betrage von 50 000 ließ sich Dalbergs Finanzminister, der Graf Christian von Benzels-Sternau, übergeben, acht Obligationen zu 10 000 Gulden übernahm Herr von Bethmann, und der größte Teil des durch die Zahlung der Juden eingegangenen Bargeldes ging sofort nach Paris als Abschlagszahlung für die von Frankreich in Fulda und Hanau beschlagnahmten kurfürstlichen Domänen, die Dalberg bei der Übernahme dieser beiden Fürstentümer zurückgekauft hatte. Der Großherzog ließ die Domänen sofort gegen einen in Raten zu entrichtenden Kaufschilling von  $3\frac{1}{2}$  Millionen Francs an Private weiterverkaufen, und dieses Geschäft hätte nach seiner Abwicklung 190 000 Francs mehr ergeben, als für die Domänen an Frankreich bezahlt worden waren.

Dalberg erklärte nach dem Abschluß etwas voreilig erfreut, „das meisterhaft zustande gebrachte Geschäft verdiene Belohnung“, und beschenkte die dabei hauptsächlich beschäftigt gewesenen Minister und ihre Frauen mit je 40 000 Francs. „Indem ich entschlossen bin,“ hieß es in dem betreffenden Handschreiben<sup>75</sup>, „an diesem Geschäfte nichts zu gewinnen als das Wohl des Staates, so bleiben von 190 000 gewonnenen Franken noch 70 000 Franken übrig, davon schenke ich 10 000 Francs dem Geheimen Rat von Itzstein für geleistete Dienste bei Mobilmachung dessen, was die Juden dem Staate schuldig sind. Ich schenke davon 10 000 Francs dem Hause Rothschild für dessen gute Mitwirkung. Die weiteren 50 000 Francs bleiben in Händen des Hauses Rothschild als Abschlagszahlung dessen, was ich ihm schulde.“<sup>76</sup>

Der Senat der Stadt Frankfurt und die im Exil weilenden früheren Machthaber sahen diese Vorgänge mit Sorge und verhaltenem Unwillen mit an und waren fest entschlossen, falls sich das Blatt je wieder wenden sollte, alles zu tun, um sie ungeschehen zu machen. Meyer Amschel Rothschild hatte

sich durch sein Verhalten bei den einstigen Stadtgewaltigen keineswegs beliebt gemacht, aber für den Augenblick mußten sie ohnmächtig zusehen und ihn und seinen Beschützer Dalberg gewähren lassen.

Mit um so größerer Spannung verfolgte man damals den Gang der großen Politik. Die Gegensätze zwischen Napoleon und Rußland hatten sich schon bis zum Kriege zugespitzt. Napoleon versammelte die Grande Armée, das mächtigste Heer, das Europa jemals gesehen, um den letzten unabhängigen Monarchen des Festlandes niederzuwerfen. In Dresden versammelte er an einem großen Hoftage die von ihm abhängigen Fürsten um sich, und auch sein kaiserlicher Schwiegervater, Franz von Österreich, erschien dort. Wieder hatte ihn der Kurfürst aus Prag gebeten, diese günstige Gelegenheit auszunutzen, um seine Sache beim Kaiser der Franzosen zu vertreten. Kaiser Franz war das schon gewöhnt und beachtete das Schreiben weiter nicht. Der Kurfürst blieb, während sich das gewaltige Drama des russischen Feldzuges abspielte, in Prag und verfolgte die Ereignisse mit äußerster Spannung. Napoleons Heer rückte indes unaufhaltsam gegen das Herz des russischen Reiches vor, freilich mit ungeheuren Verlusten. Von 400 000 Mann zogen kaum mehr als 100 000 in Moskau ein. In Europa aber sah man nur das siegreiche Vordringen. Bis unter den damaligen Verhältnissen nähere Nachrichten z. B. bis Frankfurt gelangten, vergingen Wochen und Monate. Die Kaufleute der damaligen Zeit konnten sich nicht so rasch auf die Zeitereignisse einstellen, wie es die technischen Hilfsmittel der heutigen Zeit gestatten. Meyer Amshel Rothschild stand völlig unter dem Eindruck der überragenden Macht des in Moskau stehenden Korsen, als ihn ganz unerwartet das Wiederaufbrechen der alten Operationswunde auf das Krankenlager warf. Er sollte Napoleons volle Niederlage in Rußland und ein Jahr später auch in Deutschland und die Wiederkehr seines Herrn und Meisters, des Kur-

fürsten, in seine hessischen Lande nicht mehr erleben. Am 16. September 1812, einem hohen jüdischen Feiertage, dem sogenannten „langen Tag“, der für die Versöhnung des bußfertigen Sünders bestimmt ist, hatte Meyer Amschel seinen strengen religiösen Grundsätzen entsprechend gefastet und verweilte viele Stunden stehend im Gebet versunken in der Synagoge. Am selben Abend noch machten sich Beschwerden und heftige Schmerzen in der Gegend seiner Wundnarbe fühlbar. Er wurde sofort zu Bett gebracht, aber sein Zustand verschlimmerte sich. Heftige Fieberschauer packten ihn, und Todesahnungen durchzogen sein Gemüt. Da beschloß er, solange er noch die Kräfte aufbringen konnte, sein Haus zu bestellen und anstatt eines früher verfaßten Testamentes ein neues, den veränderten Bedingungen bis auf den letzten Tag angepaßtes zu errichten.

Dieses war die Bekräftigung eines Übereinkommens, das Meyer Amschel mit seinen sämtlichen Kindern getroffen hatte. Danach verkaufte er seine gesamten Anteile an der Handlung, seine Wertpapiere und sonstigen Besitztümer sowie sein offenbar sehr großes Weinlager um die Summe von 190 000 Gulden, natürlich weit unter dem Werte, an seine fünf Söhne. Diese sollten von nun ab die ausschließlichen Besitzer des Geschäftes sein, und es war klar, wenn auch nicht ausgesprochen, daß nach dem Tode des Vaters die Ungleichheit der Anteile aufhörte und jeder der fünf Söhne von nun ab zehn Fünzigstel, das ist ein Fünftel Anteil am Geschäft, besaß. Das Testament schloß die Töchter, deren Männer und Erben von dem Geschäft, ja von der bloßen Einsicht in das Geschäft, gänzlich aus, und Meyer Amschel verwendete die ihm zufallende Kaufsumme von 190 000 Gulden, um hiervon seiner Frau Gutle 70 000 Gulden zu lebenslänglicher Nutzung zu sichern. Mit dem restlichen Gelde beteilte er die fünf Töchter. Damit war ein Doppeltes erreicht. Zunächst brauchte man bei seinem Tode der Behörde gegenüber nicht den damals

schon ungeheuren Wert des nunmehr bereits den fünf Söhnen gehörigen Handlungsgeschäftes zu deklarieren und konnte als hinterlassenes Kapital bloß die bescheidene Ablösungssumme von 190 000 Gulden als Nachlaß nennen. Dann blieb das Geschäft den fünf Söhnen, vor jeder Störung durch die Schwestern und deren Anhang geschützt, ganz und unantastbar vorbehalten. Am Schlusse des Testaments<sup>77</sup> war den Geschwistern Eintracht, Liebe und Freundschaft empfohlen und jenem pflichtvergessenen Kinde, das sich etwa aufzulehnen beabsichtigte, angedroht, daß es auf Pflichtteil gesetzt würde, der auch nur von den 190 000 Gulden zu berechnen wäre, wovon noch alles abzuziehen sei, was das betreffende Kind zeitlebens erhalten habe.

Als Meyer Amschel seinen letzten Willen verfaßte, können von den fünf Söhnen höchstens zwei, nämlich Amschel und Karl, in Frankfurt gewesen sein, denn Salomon weilte in Paris und James zur Verbindung zwischen diesem und dem in England weilenden Nathan an der Küste des Kanals in Gravelines im Departement Pas-de-Calais. Diese aus den französischen Polizeiakten und durch Visumerteilung nachweisbaren Aufenthalte lassen die bekannte Legende in sich zusammenfallen, wonach Meyer Amschel am Sterbebette seine fünf Söhne versammelt und unter ihnen Europa verteilt hätte. Überdies war seine Krankheit sozusagen über Nacht ausgebrochen und nahm einen so schnellen Verlauf, daß an eine rechtzeitige Heimreise der abwesenden Söhne gar nicht hätte gedacht werden können.

Als Meyer Amschel nun derart alles getan hatte, was in seiner Macht stand, um nach seiner freilich nur auf Gelderwerb bedachten Art das Blühen und Gedeihen seines Hauses für die Zukunft zu gewährleisten und durch klare und einfache Bestimmungen Einigkeit und Frieden unter seiner zahlreichen Familie zu erhalten, konnte er ruhig dem Tode ins Augesehen. Und wirklich: zwei Tage nach Errichtung des Testamentes,

am Abend des 19. September 1812, trat eine wesentliche Verschlimmerung in seinem alten Leiden ein. Das A und O der damaligen ärztlichen Kunst war das Zuraderlassen, ein Vorgang, der schwerkranke alte Leute nur übermäßig schwächte, anstatt Hilfe zu bringen. Um 8 $\frac{1}{4}$  Uhr abends desselben Tages weilte Meyer Amschel Rothschild, der unermüdliche, schlaue, einfache und religiöse Jude und Gründer des Bankhauses M. A. Rothschild u. Söhne, nicht mehr unter den Lebenden. Er war sich in seinen letzten Stunden wohlbewußt, seinen Söhnen ein schönes Erbe zu hinterlassen, er ahnte aber gewiß nicht, daß er den Grund zu einer Weltmacht gelegt, die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Europa zu geradezu unerhörtem Einfluß gelangen sollte und ihn in der zweiten Hälfte des Säkulums auch unter geänderten Verhältnissen mit nur geringen Einbußen behauptete.

---



### DRITTES KAPITEL

## DIE GROSSE NAPOLEONISCHE KRISE UND DEREN NUTZUNG DURCH DAS HAUS ROTHSCHILD

Während das Festland seit der Französischen Revolution dauernd unter Kriegswirren litt und die kämpfenden Armeen weite Gebiete Europas den Schrecken des Krieges aussetzten, konnte das meerumgürtete England, obwohl es in den politischen Gruppierungen des Festlandes sein gewichtiges Wort mitsprach, seine Aufmerksamkeit dem Gedeihen seines Handels und dem Wohlstand seiner Bürger vorerst verhältnismäßig ungestört widmen. Der jüngere Pitt hatte durch seine Finanzreform Ordnung in die britische Wirtschaft gebracht, die kapitalistische Entwicklung des Staates gefördert und es dadurch ermöglicht, daß England, während dessen Verbündete auf dem Kontinent die Kriege mit dem Gut und Blut ihrer Staatsbürger führten, aus seinem wachsenden Reichtum Hilfgelder in bedeutender Höhe an seine Freunde ausschütten konnte. England war zweifellos an der Neige des 18. Jahrhunderts die bedeutendste Handelsmacht Europas, und das Haus Rothschild hatte den klügsten Schachzug getan, als es einen seiner Söhne und noch dazu den begabtesten, in dieses Reich ziehen ließ. Nathan hatte sich zunächst in Manchester, der Stadt, wo die Herstellung von Tuch aller Art vereinigt war, niedergelassen, da ihn frühere Geschäftsverbindungen dahin wiesen. Der Handel mit Tuch bot angesichts der vielen auszurüstenden Armeen besondere Gewinnaussichten. Die bedeutende Summe Geldes, die er mitbrachte — 20 000 Pfund waren für damalige Verhältnisse ein sehr ansehnliches Kapital —, gaben dem Fremdling, ob-





wohl er kein Wort Englisch sprach, von vornherein ein gefestigtes Ansehen. Nathan trat also in Manchester nicht als kleiner Kaufmann auf, sondern schon als ziemlich angesehener, mit beträchtlichen Geldmitteln ausgerüsteter Vertreter eines wohlbegründeten festländischen Handlungshauses. Mit allem Feuereifer der Jugend, aber auch mit ganz seltener kaufmännischer Berechnung, begann er seine ersten Geschäfte. Er beobachtete zunächst seine Umgebung, suchte zu ergründen, wie diese Geld gewann, und stellte fest, daß nach Einkauf der für die Tuchfabrikation nötigen Rohmaterialien sowohl bei deren Weitergabe zum Färben als auch beim Verkauf der fertigen Waren verdient wurde, nur daß in England für jede dieser drei Tätigkeiten immer ein anderer Kaufmann in Erscheinung trat. Nathan beschloß, den dreifachen Verdienst für sich allein einzustreichen.<sup>1</sup> Er kaufte die Rohmaterialien in eigener Regie, ließ sie selbst färben und gab sie dann zur Verarbeitung weiter, um sie endlich dem Handel wieder persönlich zuzuführen. Nathan beschränkte sich nicht aufs Tuch allein. Er kaufte überall und alles, was er für gut und billig hielt, so Modeartikel aller Art, Kolonialwaren, wie Indigo, Wein, Zucker und Kaffee. Über den Absatz war er beruhigt, da sein Stammhaus in der Heimat all diese Dinge brauchte. Bald verdoppelte und verdreifachte sich das mitgenommene Kapital, und Vater und Brüder zogen aus Nathans Anwesenheit in England größten Nutzen. Überdies gefiel ihm das Leben dort, das gegenüber den drückenden Verhältnissen in Frankfurt als unerhört frei und ungebunden erschien.

Mit der Zunahme seiner Geschäfte kam Nathan von selbst in nähere Beziehung zur Hauptstadt des Landes, die das Herz Großbritanniens bildet und alle finanziellen Interessen des weiten Reiches zusammenfaßt. Fest entschlossen, sich auf immer in England niederzulassen, verließ er 1804 Manchester, um nach London zu übersiedeln, wo er dem Pulsschlag des

auf den Handel so tief zurückwirkenden politischen Lebens näher war. Von Anfang an sah er, daß ihm seine Eigenschaft als Ausländer bei allen Geschäften äußerst hinderlich war, und suchte daher bereits im Sommer des Jahres 1806 um die Naturalisierung als britischer Untertan nach. Diesem Wunsche wurde um so leichter willfahrt, als der Bittsteller schon seit sechs Jahren im Lande weilte und sich in der Handelswelt, wenn auch noch lange keinen überragenden, so doch einen guten und ehrlichen Namen erworben hatte. Nathan führte seine Geschäfte in London, begünstigt durch den Warenhunger des Festlandes, bis zum Jahre 1806 mit großem Erfolge weiter. Durch die unmittelbare Anschauung englischen Wesens und das Miterleben der durch ganz England gehenden Auflehnung gegen die Weltbeherrschungspläne Napoleons wurde er ganz in den Bannkreis englischen Denkens gezogen. Doch hütete er sich vor jeder öffentlichen politischen Parteinahme, die seiner Familie in Frankfurt hätte schaden können, und ließ sich bei jeder seiner Handlungen zu allererst vom Geschäftsinteresse leiten.

Inzwischen war Nathan neunundzwanzig Jahre alt geworden und dachte daran, sich zu verheiraten. Es bot sich ihm Gelegenheit, die Bekanntschaft eines Mädchens aus reichem jüdischen Hause zu machen. Nathan hatte mit deren aus Amsterdam nach England eingewandertem Vater verschiedene kleinere Geschäfte gemacht; dieser war ihm aber noch nicht so nahe getreten, daß ersich ein klares Bild über die finanzielle Lage, Tüchtigkeit und Verlässlichkeit des Bewerbers hätte machen können. Überdies erschwerte die fremde Heimat Nathans die Nachforschung. Dieser aber, in seiner frischen, klug zupackenden Art, wußte die Bedenken seines Schwiegervaters in spe zu zerstreuen. Die in Frankfurt eingezogenen Erkundigungen bestätigten das solide begründete Ansehen und den Wohlstand der Rothschild'schen Familie. So erreichte denn Nathan sein Ziel und fügte durch diese Ehe nicht nur seinem



schon erworbenen Gelde das ansehnliche Heiratsgut seiner Frau hinzu, sondern gewann dadurch auch die Unterstützung seines am Londoner Platze als angesehenen und begüterten Kaufmann bekannten Schwiegervaters.

Doch das nicht allein; die Schwester seiner Frau, Judith Cohen, heiratete bald darauf den in London wohlbekannten reichen Moses Montefiore, der nun in nähere Verbindung mit Nathan kam, dessen Aktivität, Voraussicht und ruhige Berechnung in allen den Geldverkehr so wesentlich beeinflussenden Wechselfällen der Kriege auf dem Festlande er höchlichst bewunderte.

Noch freilich hatte Nathan mit den in England angelegten kurfürstlichen Geldern nichts zu tun, obwohl sein Vater in Frankfurt sich bemühte, ihn auch da in den Sattel zu setzen, und ihn wiederholt aufgefordert hatte, das Einvernehmen mit dem Bevollmächtigten des Kurfürsten in London zu pflegen. Der Kurfürst hatte vorerst in dieser Hinsicht ganz ablehnende Weisungen nach London gelangen lassen, was aber Meyer Amschel in Frankfurt sowohl, wie Nathan in London keineswegs veranlaßte, in ihren Bemühungen zu erlahmen. Wie wir gehört haben, änderte aber der Kurfürst seine Ansichten bald, und nun kam die Ära der Anlage gewaltiger Geldsummen in englischen Stocks, wie sie Nathan empfohlen hatte. Angesichts der so nahen Beziehungen zu Meyer Amschel konnte der Kurfürst nun auch nichts mehr gegen die Verwendung von dessen Sohn Nathan bei den Geschäften in London einwenden. Dazu kam die Schwierigkeit der Beschaffung der die Käufe bestätigenden Zertifikate. Für Nathan war dies natürlich bei seinen zahlreichen jüdischen und nichtjüdischen Verbindungen an Ort und Stelle nicht allzu schwer zu bewerkstelligen. So kam es, daß Nathan an den gewaltigen Geldgeschäften des Kurfürsten beteiligt wurde, und da sich zwischen Ankauf und Bezahlung der Papiere lange Zeitintervalle einschieben ließen, verfügte er zu-

weilen vorübergehend über ganz gewaltige Summen, die er zu sicheren, kurzfristigen Geschäften, wie z. B. zum Ankauf von Edelmetall, das damals im Werte fortwährend stieg, verwenden konnte. Man wußte in England nicht, woher Nathan zeitweise über so ungeheure Geldmittel verfügte, denn auch der Ankauf der englischen Stocks für den Kurfürsten geschah offiziell unter dem Decknamen Rothschild und scheinbar für Rechnung dieses Hauses. Denn schon einmal waren die englischen Gelder des Kurfürsten sequestriert worden. Auf jeden Fall nutzten diese riesigen Käufe dem Kredite des Hauses Rothschild und dem Nathans außerordentlich, und man vertraute ihm dann auch Geschäfte an, die er zwar nicht gleich bar liquidieren konnte, sich aber doch nicht entgehen lassen wollte, da sie günstige Aussichten boten. Die damaligen außergewöhnlichen Verhältnisse, wie solche überhaupt und zu allen Zeiten spekulative Köpfe bereichern helfen, während sie die passiv abwartenden Zuseher zugrunde richten, wußte Nathan mit besonderer Geschicklichkeit auszunutzen. Napoleon hatte durch seine Kontinentalsperre die ganzen Handelsverhältnisse Englands mit einem Male revolutioniert, dann aber erkannte er die Zweischneidigkeit seiner Maßregeln, tat Wasser in seinen Wein und begann mit den Schmugglern, die die englische Regierung zunächst mit Prämien zum Durchbruch der Napoleonischen Blockade ermunterte, geradezu zu verhandeln. Durch Dekret vom 15. Juni 1810 wurde dieses Schmuggelwesen gleichsam amtlich geregelt. Gewisse, in Frankreich notwendige Waren, dann Gold, Silber und Bargeld durften in bestimmten Mengen nach Frankreich gebracht und dafür französische Erzeugnisse nach England mitgenommen werden. In Gravelines, am Canal-La-Manche, war, um den Schmuggel unerwünschter Dinge zu verhindern, für den offiziellen ein eigener abgezaunter Raum bestimmt, in welchem die Kapitäne der Schmuggelschiffe nach der Ladung ausschließlich zu weilen und Übergabe

und Übernahme der Fracht unter polizeilicher Kontrolle zu besorgen hatten.

Nathan bediente sich dieser offiziell zugelassenen Handelsmöglichkeiten von England nach dem feindlichen Frankreich, für eigene Rechnung und für die seines Frankfurter Stammhauses, in ausgedehntem Maße, doch zeigte sich bald das Bedürfnis, zur Abwicklung dieser Geschäfte auch in Paris einen unbedingt verlässlichen Vertrauensmann zu haben. Nathan hatte in diesem Sinne nach Frankfurt geschrieben, und der alte Meyer Amschel faßte den Plan, seine guten Beziehungen zum französischen Regime Dalbergs in Frankfurt dazu auszunutzen, um einem seiner Söhne, denen er allein einen so wichtigen Posten anvertrauen mochte, von den französischen Behörden ein Paßvisum nach Paris zu verschaffen und überdies eine Empfehlung an einen höheren französischen Finanzbeamten zu erlangen. Eine besonders günstige Gelegenheit hierzu ergab sich, als Dalberg im März 1811 mit dem vom Vater Rothschild vorgestreckten Reisegeld nach Paris abreiste. Es ist gewiß kein Zufall, daß nach den französischen Polizeiregistern<sup>2</sup> der damals neunzehnjährige James über Antwerpen nach Paris abreiste und dort in einem Privatquartier abstieg. Besonders bemerkenswert ist, daß der damalige Finanzminister Napoleons, Graf von Mollien, von der Ankunft des jungen Rothschild unterrichtet worden war und auch von dessen Absichten, große, aus England abfließende Bargeldsummen zu übernehmen und weiterzuleiten, wußte. „Ein Frankfurter,“ schrieb der Minister am 26. März 1811 an Napoleon, „der jetzt mit einem Paß von Frankfurt in Paris weilt und sich Rothschild nennt, ist hauptsächlich damit beschäftigt, britisches Bargeld von der Küste Englands nach Dünkirchen hinüberzubringen, und hat in einem einzigen Monat auf diese Weise 100 000 Guineen hereingeschafft. Er ist in Paris mit ausgezeichneten Bankiers, wie das Haus Mallet, die Firmen Charles Davillier, Hottinguer, in Verbindung, die

ihm dafür Wechsel auf London einhändigen. Er behauptet, eben aus London vom 20. des Monats datierte Briefe bekommen zu haben, wonach in England die Absicht besteht, um die Ausfuhr von Gold- und Silbermünzen zu verhindern, den Preis des Piasters von 5 Schilling auf  $5\frac{1}{2}$  und den Preis der Guinee von 21 auf 30 Sh. zu erhöhen . . . Diese Operation wäre ganz nach der Art der Österreicher oder Russen. Gebe der Himmel, daß der Frankfurter Rothschild gut unterrichtet sei, und daß die Blindheit der Minister in London so weit gehe.“<sup>3</sup>

Aus diesem Briefe ist viel zu ersehen, zunächst, daß entweder James Rothschild schon vor dem 24. März 1811, dann aber ohne polizeiliche Erlaubnis in Paris gewesen, daß er aber in dem Moment seiner offiziellen Ankunft, d. h. seiner Meldung bei der Pariser Polizei, zweifellos auf Grund der Empfehlung Dalbergs mit dem Minister oder einem seiner Räte im Finanzministerium gesprochen haben muß. Während Nathan mit der Versendung der Guineen nach Frankreich vielfach ganz bestimmte, der englischen Regierung höchst genehme Absichten verfolgte, täuschte der neunzehnjährige James, um die Unterstützung auch der französischen Behörden für diese Operation zu gewinnen, dem Ministerium in Paris vor, in England sehe man diese Bargeldabwanderung höchst ungern und tue alles, um sie zu verhindern. Es gelang ihm nur zu gut, Mollien und durch ihn Napoleon aufs Eis zu führen. „Die französische Regierung“, sagt Marion<sup>4</sup>, „betrachtete mit Vergnügen die Einfuhr der englischen Guineen in den Kanalhäfen, denn sie sah dies zugleich als Beweis und als Ursache des fortschreitenden Verfalls Englands an.“ Mollien versuchte zwar später in seinen Memoiren die Sache so darzustellen, als hätte sich nur Napoleon von Außenstehenden diesen falschen Glauben einreden lassen, aber der oben wiedergegebene Brief zeigt klar, daß auch der Finanzminister dem jungen Rothschild glaubte.

Nathan hatte gerade damals das Bedürfnis, außerordentlich große Summen Bargeldes nach Frankreich zu schaffen, mit der geheimen Absicht, sie schließlich den in Spanien gegen die Franzosen kämpfenden Heeren Wellingtons zukommen zu lassen. Dieser General war seit dem Beginn des englischen Feldzuges in Portugal und Spanien in fortdauernder großer Geldverlegenheit. Nicht nur die Blockade erschwerte das Hinüberbringen großer Summen Geldes zu Schiff, sondern auch die verheerenden Stürme im Golf von Biscaya, die den schwerfälligen Segelschiffen damaliger Zeit hart zusetzten. Solche Verschiffungen waren also höchst gefährlich und, vor allem der Versicherung wegen, äußerst kostspielig.

Schon 1809 hatte Wellington seiner Regierung einmal schreiben müssen: „Wir leiden furchtbarste Geldnot . . . Die Armee ist mit ihrem Sold zwei Monate im Rückstand. Es scheint mir, daß unsere Operationen hier im Lande dem Ministerium in England höchst gleichgültig sind.“<sup>5</sup> „Es wäre“, fügte er einige Zeit später hinzu<sup>6</sup>, „viel besser für die Regierungen, unsere Operationen in Portugal und Spanien gänzlich aufzugeben, falls das Land ihre Fortführung nicht erschwingen kann.“ Das ging so durch zwei Jahre fort, und Wellington mußte sich damit behelfen, von höchst zweifelhaften Wechslern und Bankiers in Malta, Sizilien und Spanien Geld zu unerhörten Wucherzinsen zu leihen und sie mit Wechseln zu bezahlen, die dann mit schwerem Verlust für die britischen Staatskassen eingelöst werden mußten. Die Maßnahmen des englischen Schatzamtes zur Befriedigung der Bedürfnisse der Armee Wellingtons blieben nach wie vor sehr mangelhaft; schließlich schrieb der britische Kommandierende ganz entüstet nach London<sup>7</sup>, wenn es so weiter fortgehe, werde seine Armee die Halbinsel verlassen müssen, Frankreich dadurch von einem gewichtigen militärischen Druck am Festlande entlastet und England dann der Gefahr ausgesetzt sein, eine feindliche Armee in Seiner Majestät Hoheitsgebiet im Mutter-



lande selbst landen zu sehen. Dann würden sein erhabener Monarch und dessen Untertanen erst gewahr werden, was die Schrecken des Krieges im eigenen Lande bedeuten, vor denen sie gottlob bisher bewahrt geblieben seien.

Ein Jahr später stand es nicht viel besser, und auf Vorwürfe, zu leichtsinnig Wechsel auf die englische Regierung gezogen zu haben, verteidigte sich Wellington sehr energisch und meinte, er sei traurig, sagen zu müssen, daß kranke und verwundete britische Offiziere in Salamanca genötigt gewesen seien, ihre Kleider zu Geld zu machen, um das nackte Leben zu fristen.<sup>8</sup>

So standen also die Dinge bei der britischen Armee in Spanien, als eine energische Hilfsaktion von England aus eingeleitet wurde, deren Haupt zu Anfang Nathan Rothschild in London auf eigene Rechnung war. Er hatte große Mengen der von Wellington gegebenen Wechsel zu sehr billigem Preise in seinen Besitz gebracht und zog sie nun bei den britischen Staatskassen ein. Die so erhaltenen Bargelder, zu meist Guineen, sandte er auf dem bereits besprochenen Wege über den Kanal La Manche nach Frankreich, wo sie von einem seiner Brüder — meist war es James, 1812 aber auch zeitweise Karl oder Salomon — übernommen und an verschiedene Pariser Bankhäuser weitergeleitet wurden. Diese wieder trassierten dafür Wechsel auf spanische, sizilianische oder Malteser Bankiers, welche Papiere durch Vermittlung von Handelsleuten Wellington zugespielt wurden, der sich das Geld dann bei jenen Bankiers auszahlen ließ. So machte das Bargeld aus England in Wirklichkeit nur die kurze Reise von London nach Paris und kam dann, dank der netzartigen Beziehungen der — meist jüdischen — Handelshäuser, mitten durch Feindesland schließlich in die Hände des englischen Kommandierenden in Spanien.

Mit der Zeit begannen aber auch in England die Bargeldsummen und Edelmetalle selten zu werden. Nathan, der seine



10. James Freiherr von Rothschild

Nach einem Stich

Historisches Museum der Stadt Frankfurt



Aufmerksamkeit, seitdem die Handelssperre den Warenhandel so erschwerte, hauptsächlich auf Geschäfte in Edelmetallen und Wechseln richtete, erspähte mit größter Aufmerksamkeit jede sich bietende Gelegenheit, zum Verkauf gelangende Edelmetallmengen zu erwerben. Als nun einmal die Ostindische Kompagnie eine sehr große Menge Stückgoldes zum Verkauf brachte, war Nathan Rothschild nicht nur einer der ersten am Platze, der davon erfuhr, sondern er war auch durch für den Kurfürsten zur Anlage eingelaufene Geldsummen und Mobilisierung seines ganzen schon hohen Kredits imstande gewesen, dieses Gold an sich zu bringen.<sup>9</sup> Zu jener Zeit war John Charles Herries Commissary in chief, ein Posten, der gegründet wurde, um sowohl die britische Armee in der Heimat als auch die auf dem Festlande kämpfenden Truppen mit den nötigen Geldmitteln zu versorgen. Er war den an ihn gestellten Anforderungen allein nicht gewachsen. Wieder einmal hatte ein vom Winde abhängiger Schiffstransport mit Geld wochenlang irgendwo festgelegen, und eine andere Sendung, die glücklich schon bis Lissabon gelangt war, stieß bei der Weiterbeförderung zur Armee auf unerhörte Schwierigkeiten. Die britische Regierung, vor allem Herries, war in der größten Verlegenheit. Da hörte man von dem Ankauf des Goldes der Ostindischen Kompagnie durch Nathan Rothschild, und es wurde nun nach dem dem Schatzamte bisher fast unbekannten Manne gesandt, der es erworben hatte. Nathan verkaufte das Gold mit großem Gewinn weiter an die Regierung und erbat sich gleichzeitig, das Übermitteln des Geldes durch Frankreich hindurch an Wellington in Spanien, das er bisher in beschränktem Maße auf eigene Kosten getan, nunmehr im großen für Rechnung der britischen Regierung zu besorgen. Es handelte sich hierbei schon um ganz gewaltige Summen, die von England über den Kanal nach Frankreich wanderten. Dies ist auch aus einem von der französischen Polizei be-

schlagnahmen Briefe des James aus Paris an Nathan in London vom 6. April 1812 zu erkennen. Der letztere hatte damals durch sechs verschiedene Häuser und in sechs verschiedenen Beträgen 27300 englische Guineen und 2002 portugiesische Unzen an James in Gravelines überwiesen. James bestätigte ihm dies und den Empfang von Wechseln der Häuser Hottinguer, Davillier, Morel und Faber im Betrage von 65798 Pfund. Er fügte hinzu, er freue sich, diese erworben zu haben, ohne den Wechselkurs hinaufgetrieben zu sehen, und bat dringend, ja nicht zu versäumen, ihm alle neuesten Handelsnachrichten zukommen zu lassen. Natürlich beachteten die beiden Brüder aufmerksam den Stand der Kurse, hörten auf Wechsel zu kaufen, wenn sie stiegen, und erwarben solche, wenn sie fielen.<sup>10</sup>

Und all das geschah eigentlich im Einvernehmen mit der höchsten französischen Behörde, dem Finanzminister Mollien. Während dieser sich in dem Gefühl wiegte, daß England in höchster Verlegenheit sei, sein Wechselkurs ungünstig stehe und durch den Goldabfluß immer schlechter werde, die Bank von Frankreich aber ganz anders konsolidiert sei und ihr Geld als die erste Valuta der Welt dastände, sickerten die Goldstücke unter den Augen und gleichsam dem Schutz der französischen Regierung in voller Sicherheit durch das eigene Land bis in die Taschen des Todfeindes Frankreichs, Wellington. Ließ sich aber Mollien täuschen, so gab es andere Stellen, welche das Treiben der jüdischen Emigranten aus Frankfurt höchst mißtrauisch beobachteten. Von der französischen Polizei aufgefangene Briefe eines dortigen Handelsmannes an einen Rothschild in Dünkirchen ließen die Art von dessen Tätigkeit erkennen. Ein Polizeibeamter berichtete darüber ausführlich<sup>11</sup> an den Marschall Davoust, den damaligen Militärgouverneur von Hamburg, der auf Grund genauen Studiums dieser Briefe bald das ganze Wesen der Rothschildschen Geschäfte in Frankreich durchschaute. Da der Mar-



schall die Sache für höchst wichtig hielt, beschloß er, dem Kaiser Napoleon unmittelbar darüber Meldung zu erstatten.

„Die Kraft der Argumente,“ berichtete er unter anderem<sup>12</sup>, „die für das Zurückziehen von Bargeld aus England sprechen, Erwägungen, hinter welchen sich die Manöver der Frondeurs verbergen, wird erlahmen, wenn man bedenkt, daß die Engländer selbst diesen Export auf jede Weise erleichtern.“

Der Kaiser nahm den Rapport wohl zur Kenntnis, schenkte ihm aber weiter keine Beachtung. Er sagte sich wohl, Davoust sei ein ausgezeichnete Soldat, brauche aber deswegen von finanziellen Dingen noch nichts zu verstehen, und Mollien müsse es besser wissen. Der Polizeiminister aber interessierte sich weiter für diese Familie Rothschild, deren hessische Beziehungen ihm seit langem bekannt waren, und wollte ihr Treiben gänzlich aufklären (*couler à fond*). Er gab dem Polizeipräfekten Desmarest die Davoustsche Note mit dem Auftrag weiter, sich genaue Daten über die ganze Familie zu beschaffen, und schrieb auch in gleichem Sinne nach Gravelines.

Damals, im Februar 1812, waren Karl und James gerade gleichzeitig in Paris anwesend. Desmarest ließ sie überwachen und forderte den französischen Polizeikommissar in Mainz auf, über die politische Richtung des Hauses Rothschild, über seine Handelsbeziehungen zum Ausland, seine Spekulationen sowie seine eventuelle Teilnahme an Konterbandengeschäften Bericht zu erstatten. Darauf folgte eine ausführliche Meldung des Mainzer Polizeikommissars, der das enge Vertrauensverhältnis des Rothschildschen Hauses in Frankfurt zu Dalberg hervorhob, das so weit gehe, daß dieser fast nichts verweigere, was ein Rothschild von ihm verlange. Er betonte, daß Dalbergs Umgebung die Familie Rothschild gelegentlich der Hausdurchsuchung im Jahre 1809 sicherlich vorher gewarnt hatte, und schloß mit den Worten<sup>13</sup>: „Was Rothschilds politische Richtung betrifft, so gehört sie nicht zu

den besten. Er liebt uns Franzosen ganz und gar nicht, obwohl er vorgibt, der französischen Regierung ergeben zu sein.“

Überdies lief zu gleicher Zeit der geforderte Bericht aus Gravelines ein, der die häufige Anwesenheit, ja geradezu das „Etablissement“ eines Rothschild in Dünkirchen bestätigte und von dessen Bruder und Gesellschafter in London sprach.<sup>14</sup> Der Polizeipräfekt Graf Réal betonte, daß die Eigenschaft als Ausländer allein genüge, um jenen Rothschild von der Küste zu entfernen. „Wie könnte denn“, schrieb er ungehalten weiter, „dieser Mann nicht verdächtig sein; was kann bloß das Ziel Seiner Majestät gewesen sein, als er den Verkehr der Schmuggler gestattete? Doch wohl nur die Absicht, deren Handel der französischen Industrie zugute kommen zu lassen. Dieses Ziel würde nicht erreicht werden, wenn Londoner Häuser Korrespondenten, ja geradezu Bureaus in Frankreich unterhalten könnten. Was soll man denn von dem Verweilen dieses Rothschild an unseren Küsten denken, eines Mannes, der seinen Bruder in London etabliert hat und der sogar mit ihm gemeinsame Interessen besitzt?“ Réal beantragte also Rothschilds sofortige Entfernung.

Der Polizeipräfekt von Paris meldete das Ergebnis all dieser Untersuchungen dem Polizeiminister und schlug gleichzeitig vor, daß man den in Paris anwesenden Rothschild verhaften lassen solle. Aber des französischen Finanzministers schützende Hand bewahrte ihn vor diesem Schicksal. Wie konnte auch die Regierung Leute, die sie zur Ausführung ihrer eigenen Geschäftsabsichten gebrauchte, von denen das Finanzministerium Berichte und Vorschläge empfing und denen es direkte Aufträge gab, plötzlich verhaften lassen? Klug hatten sich die Brüder Rothschild nach allen Seiten gesichert, bevor sie sich nach Paris, in die Höhle des Löwen, wagten, und sie blieben tatsächlich trotz aller polizeilichen und militärischen Verdächtigungen dort vollkommen unbelästigt.

Immerhin, ungefährlich war die Sache gewiß nicht. Die Stimmung in hohen Kreisen konnte plötzlich umschlagen, und dann hätte ein Napoleon mit den Brüdern Rothschild wohl wenig Federlesens gemacht. Noch einmal alarmierte ein Zwischenfall die französische Polizei und veranlaßte den Polizeiminister, General Savary, neuerdings eine Untersuchung einzuleiten. Es war nämlich ein einer Estafette gegen besondere Gebühr mitgegebener Brief eines Handelshauses an James Rothschild, der außerhalb des von der Polizei in Boulogne kontrollierten Postsackes befördert wurde, abgefangen worden. Daraufhin vermutete man, daß die Brüder Rothschild ihre Briefe der Kontrolle öfters entziehen wollten, während der Schreiber und der zur Verantwortung gezogene Polizeikommissar des Departements Canal-La-Manche behaupteten, jener Brief wäre nur der normalen Post durch Extrakurier nachgesandt worden, um nicht liegen zu bleiben. Die Sache wurde nicht weiter verfolgt und hatte nur eine scharfe Rüge an den Polizeikommissar von Pas-de-Calais zur Folge, dem sein Vorgesetzter dabei zu verstehen gab, daß der Luxus seines Hauses und seine großen Ausgaben Anlaß zu bedenklichen Erwägungen böten.

Die Geschäfte der beiden Brüder Rothschild „à cheval“ der kriegführenden Mächte England und Frankreich waren fortgesetzt so wichtig und bedurften so dringend der persönlichen Anwesenheit der Brüder, daß selbst nach dem am 19. September 1812 erfolgten Tode des Vaters, des alten Meyer Amschel, nur einer von den beiden damals in Frankreich weilenden Brüdern, nämlich Salomon, nach Frankfurt heimfuhr, während James in Frankreich blieb und bis zum Ende des Jahres in Geschäften fortgesetzt zwischen Paris und der Küste des Kanals pendelte. James hatte sich seinerzeit unter der Pariser Kaufmannschaft durch die riesigen Geschäfte, die er stets pünktlich und genau abwickelte, Ansehen verschafft. Man achtete schon allgemein darauf, ob er Wechsel kaufte oder

nicht, und die Kurse erfuhren schon Steigerungen, wenn es hieß, er werde kaufen. Auf seinen persönlichen Ruf achtete er außerordentlich, und als ihn ein Handelsmann einmal bei einem Kommis Nathans anzuschwärzen versuchte und ihn einer eines untadeligen Mannes unwürdigen Handlung zieh, da erwähnte er die Sache dem Betreffenden gegenüber gar nicht, weil er es, wie er Nathan schrieb, weit unter seiner Würde erachtete, auf eine solche Anklage überhaupt einzugehen.<sup>15</sup>

Auf dem Festlande bereiteten sich nun gewaltige Geschehnisse vor; Napoleon hatte die Täuschung über die Folgen seines Siegeszuges nach Moskau nicht lange aufrechterhalten können. Der welthistorische Brand der Stadt beraubte ihn seiner letzten Hilfsquelle. Der Winter war schon im Anzuge. Napoleon mußte sich zum Rückzug entschließen, der dem Reste seines Heeres zumutete, vom Feinde verfolgt, tausend Kilometer in Kälte und Eis durch meist verödetes Land zurückzulegen. Der Übergang über die Beresina vervollständigte die Auflösung der Grande Armée, und am 3. Dezember, zwei Tage bevor Napoleon diese verließ, um eiligst nach Paris heimzuflüchten, erging das berühmte 29. Bulletin, das im allgemeinen wohl die Vernichtung der Armee zugab, gleichzeitig aber lakonisch meldete, die Gesundheit des Kaisers sei nie besser gewesen. Tief bewegt horchte die ganze Welt bei diesen Nachrichten auf. In den unter französischer Vorherrschaft stehenden Staaten Europas schöpfte man neue Hoffnungen. Doch war man sich über die künftigen Folgen der Katastrophe noch nicht ganz im klaren.

Besonders tiefen Eindruck machten die Meldungen aus Rußland auf Frankfurt. Man war zunächst von der unerwarteten Kunde — die Zeitungen hatten ja nur das von der französischen Zensur Erlaubte bringen dürfen — so betroffen, daß man geneigt war, alles auf Übertreibung zurückzuführen. Aber bald kamen einzelne gerettete Augenzeugen, die von

dem alle Vorstellungen übersteigenden menschlichen Elend der Armee berichteten.

Am meisten interessierte in Frankfurt der gänzliche materielle Zusammenbruch des Napoleonischen Unternehmens. Freilich kannten die Leute damals noch nicht den Geheimbericht des Generalzahlmeisters der Grande Armée, der unter dem 12. Dezember 1812 darüber an den Finanzminister Mollien in Paris Meldung erstattete. Mit fünfundfünfzig vierspännigen Geldcaissons und achtundsiebzig Beamten war jener seinerzeit mit gewaltigen Geldsummen ins Feld gezogen. Nun hatte er nur ein Caisson mit zwei Millionen in Gold retten können, das er noch heil nach Königsberg zu bringen hoffte. Aber auch dafür konnte er nicht einstehen.

„Mein Personal“, meldete er<sup>16</sup>, „existiert nicht mehr; alles ist an Kälte und Hunger zugrunde gegangen. Einige sind mit erfrorenen Händen und Füßen in Wilna zurückgeblieben. Sämtliche Rechnungsbücher sind vom Feinde genommen. Jedermann denkt nur an eigene Rettung, ohne daß es möglich ist, dieser Panik Einhalt zu tun.“ —

Amschel Rothschild, der älteste Sohn und nunmehr Chef des Frankfurter Hauses, der gerade damit beschäftigt war, sich an der Bornheimer Straße in Frankfurt ein neues Bankhaus zu bauen, nahm die allmählich immer klarer fließenden Nachrichten von dem Niederbruch Napoleons in Rußland in hoher Erregung zur Kenntnis. Bei den ausgedehnten Geschäften des Hauses, die von Spanien bis Dänemark, von Prag bis London bereits halb Europa umspannten, mußte ein solch plötzlicher Szenenwechsel in den Machtverhältnissen auf dem Festlande von unabsehbaren Folgen sein. Wohl hatte sein Haus Stützpunkte in beiden großen Lagern, in dem Napoleons ebenso wie in dem seiner Feinde. Aber es galt, wenn das eine niederbrach oder zumindest das aufgerichtete Machtgebäude wankte, rechtzeitig das Schwergewicht der Geschäfte des Handlungshauses in die siegreiche Partei



hinüberzuverlegen. Noch aber war man nicht so weit. Der ungeheuren Aktivität und Energie Napoleons gelang es, in Kürze ein neues Heer aus dem Boden zu stampfen, das die sich vorbereitende Schicksalswende noch aufzuhalten versuchen sollte. Nach wie vor blieb Frankfurt von den Franzosen besetzt, und höchste Vorsicht war geboten. Freilich: allerorten in Deutschland witterte man die Morgenluft der Befreiung. Im Hessischen hörte man da und dort auf offener Straße den Ruf: „Es lebe der Kurfürst, es lebe Rußland!“ Von den sogenannten Verbündeten Napoleons im russischen Feldzug fiel einer nach dem andern ab. Preußen verband sich mit Rußland und erklärte Frankreich den Krieg, und auch Österreichs Haltung wurde für Napoleon zumindest zu einem großen Fragezeichen. Im April stand Napoleon wieder in Sachsen im Felde, errang im Feldzuge des Jahres 1813 wohl noch einzelne strahlende Siege, konnte aber die Gegner nicht vollständig aus dem Felde schlagen. Diese schlossen sich immer enger aneinander. Wieder reichte England Preußen und Rußland seinen finanzgewaltigen Arm. Im Reichenbacher Vertrag vom 14. Juni 1813 bot es Preußen für 80 000 Mann Feldtruppen 666 666 Pfund als Subsidie. Rußland erhielt für die doppelte Zahl an Mannschaften die doppelte Summe. Am 10. August fiel nach Metternichs weltberühmter Unterredung mit Napoleon auch die Entscheidung über Österreichs Haltung. Der Minister ließ den Kaiser der Franzosen, den er einst zum Schwiegersohn seines Kaisers gemacht, unter völliger Änderung seiner bisherigen Politik fallen, und Österreich trat der Koalition gegen Napoleon bei. Auch der Kurfürst von Hessen sah der Entwicklung in seinem Prager Exil freudig zu. Wieder bat er den Kaiser um schleunigste Wiedereinsetzung in seine Staaten. Nun erhoffte er<sup>17</sup> das Ende seiner Leiden und Verfolgungen. Er, der so oft die Vermittlung des Kaisers und Marie Louisens bei Napoleon erbeten, er sprach nun von sich, als dem der guten Sache treu

gebliebenen deutschen Fürsten, als dem „Verfechter des deutschen Reichs“, vergaß freilich auch nicht, an seine „vollständige Schadloshaltung“ zu erinnern. Für den Augenblick aber wollte er gerne zur gemeinschaftlichen Kriegskasse beitragen und Truppen zu den Verbündeten stoßen lassen. Buderus erhielt den Auftrag, trotz der allgemeinen drückenden Geldnot die hierzu nötigen Beträge zu beschaffen. Er wandte sich an das Haus Rothschild, und dieses brachte 100 000 Taler auf, mit denen der Kurfürst verschiedene Zahlungen an die Verbündeten leistete.

Die so gebildete einheitliche Front führte im weiteren Verlauf des Feldzuges zu großem Erfolg. Österreich beteiligte sich trotz seiner steten Geldverlegenheit militärisch nachdrücklich am Kriege. Auch ihm sprang England hilfreich bei, und nach dem Allianzvertrage von Teplitz vom 3. Oktober 1813 zahlte es vom Oktober dieses Jahres an eine Million Pfund in Monatsraten, wofür Österreich sich verpflichtete, 150 000 Mann ins Feld zu stellen.

Der Tag von Leipzig, der 18. Oktober 1813, wurde zum endgültigen Wendepunkt im Schicksale Napoleons. Der große Kriegsherr mußte sich vor der übermächtigen Koalition beugen. Mit einem Schlage war ganz Deutschland bis an den Rhein frei, der Rheinbund zerfiel, der König von Westfalen flüchtete, und Dalberg legte in Frankfurt seine großherzogliche Würde freiwillig nieder. Nun kehrten die vertriebenen Fürsten in ihre Staaten zurück, und am 11. November verließ auch der Kurfürst von Hessen Prag und traf bald darauf in Kassel ein, wo ihn die Bevölkerung mit Jubel empfing. Das waren Ereignisse, die die Geschäftspolitik des Hauses Rothschild in günstigem Sinne beeinflussten. Der Fürst, dessen Reichtümern sie ihr Vermögen verdankten und bei dem sie sich mit Hilfe des Buderus eine so einzigartige privilegierte Stellung geschaffen hatten, war nun wieder in seine alte Macht eingesetzt. Nun konnte er sofort darangehen, den an seinem

Vermögen erlittenen Schaden wieder wettzumachen und seinen Einfluß im Kreise deutscher Fürsten wiederzugewinnen. Das mußte natürlich auch auf seinen Hofbankier in günstigem Sinne zurückwirken. Nicht ganz so gut stand es in Frankfurt, denn in dem judenfreundlichen Dalberg, bei dem sich Rothschild in so große Gnade zu setzen verstanden hatte, war nicht allein ein persönlicher Gönner gestürzt, es hatte auch ein Mann die einstige freie Reichsstadt verlassen, der sich die Gleichberechtigung der Juden mit den übrigen Bürgern hatte abkaufen lassen. Noch war nicht einmal die ganze Ablösungssumme fällig, und die Gefahr stieg auf, daß der wieder zur Macht gelangende, aus Mitgliedern alter Patrizierfamilien zusammengesetzte Senat all dies schwer bezahlten Errungenschaften wieder rückgängig machte. Auch wurde die alte Munizipalverfassung wieder eingeführt, doch blieb die rechtliche Stellung der Juden zunächst ungeregelt. Nur war es ein böses Zeichen, daß die weitere Tilgung der aus dem Freiheitsablösungsvertrag verfallenden Obligationen untersagt wurde.<sup>18</sup>

Da konnte nur eines helfen: das Haus Rothschild mußte sich den bedeutendsten Mächten der siegreichen Koalition durch finanzielle Dienste derartig nützlich erweisen, daß die Sieger den Frankfurter Bürgern, falls sie tatsächlich wieder feindlich gegen die Juden vorgehen wollten, in den Arm fielen. Freilich, der oberste Grundsatz für das Haus Rothschild blieb nach wie vor Geldgewinn und Ansammlung von Reichtümern; aber die Sorge für die Beseitigung drückender Fesseln, für die Emanzipation der jüdischen Rasse gehörte mittelbar auch zu diesem Programm, denn sie schuf Bewegungsfreiheit, erleichterte den Verkehr mit der übrigen Welt und damit den Erwerb neuen Gewinns, der selbst wieder zu einem Machtmittel wurde. Die bedeutendste Hilfe in dieser schicksalschweren Zeit kam dem Frankfurter Hause nicht von dessen neuen Chef, sondern von dem ungleich begabteren,

in Finanzdingen geradezu genial zu nennenden Bruder Nathan in England. Dieser hatte nun das Vertrauen des Kurfürsten in vollem Maße erlangt. Als der Prinzregent von England 1812 100000 Pfund abzutragen geneigt schien, wurde Nathan beauftragt, die Summe in Empfang zu nehmen und gleichfalls in Stocks anzulegen, was ihn in unmittelbare Verbindung mit der königlichen Privatfinanzverwaltung brachte.

Da Großbritannien der Geldgeber der auf dem Festlande kämpfenden Mächte war und überdies auch eigene Armeen daselbst stehen hatte, brachte das Jahr 1813 ganz ungeheure Anforderungen an das britische Schatzamt; die Beamten waren der Schwierigkeiten der Beschaffung des Geldes sowohl wie dessen Versendung aufs Festland nicht gewachsen. Schon einmal hatte ein naturalisierter Ausländer zeigen müssen, daß man auch auf anderen Wegen Geld beschaffen und versenden könne, als dadurch, daß die Festlandsempfänger Wechsel auf England zogen. Denn das hatte sehr schlechten Einfluß auf den englischen Wechselkurs, der Ende 1813 schon um ein Drittel gefallen war.

Nun nahm Herries, auf dem die ganze Verantwortung für die Geldübermittlungen auf das Festland lastete, neuerdings die Hilfe Nathan Rothschilds in Anspruch. Die riesigen Summen, die England den eben abgeschlossenen Subsidienvträgen entsprechend zu leisten hatte, bildeten auch eine schwere Sorge, aber dringender und für die gänzliche Niederwerfung Napoleons wichtiger war es, Wellington, der immer noch nach Geld rief, aber durch das Abziehen der besten Truppen und Generale Napoleons aus Spanien nach Deutschland freie Hand bekam, bei seinem Vordringen auf französischem Boden schon jenseits der Pyrenäen nachdrücklich zu unterstützen. Herries berief Nathan Rothschild, dessen Name damals noch in fast allen Zuschriften des britischen Schatzamtes falsch geschrieben war, zu einer Konferenz über

die zu treffenden Maßnahmen. Der englische Beamte stand ganz unter dem Eindruck der klaren und logischen Entwicklung der Übermittlungspläne, die ihm Nathan dabei darlegte, und forderte ihn auf, dem Schatzkanzler ein Memoire einzureichen, in welchem die Pläne für prompte finanzielle Hilfe für den Herzog von Wellington auszuführen seien. Technisch hatte die Sache ein neues Gesicht bekommen, denn Wellington legte nunmehr das Hauptgewicht auf Versorgung mit französischem Bargeld. Nathan hatte bisher fast stets in englischem Interesse und dem seiner eigenen Tasche gegen Napoleon gearbeitet. Er mußte aber dabei möglichst im Dunkel bleiben, um seine von der Napoleonischen Macht gefährdeten Brüder auf dem Festlande nicht zu kompromittieren. Auch jetzt noch, da Napoleon im Rückzug begriffen war und schon bald innerhalb der vormaligen Grenzen Frankreichs kämpfte, trat er nach außen gar nicht hervor, betätigte sich aber mit um so größerer Begeisterung in napoleonefeindlichem Sinne, da ihm die Niederlage in Rußland und bei Leipzig das Ende der Napoleonischen Macht zu bedeuten schien. Lord Liverpool, der Erste Lord der Schatzkammer und Leiter des Ministeriums, sowie der Schatzkanzler Vansittart genehmigten den durch Herries vorgelegten Plan und vertrauten seiner Erfahrung und Diskretion in einem geheimen Schreiben dessen Durchführung an.

Nathan Rothschild begab sich darauf persönlich nach Holland und kaufte wieder in engem Verein mit seinen Brüdern die französischen Münzen zusammen, mit denen das Festland überschwemmt war, während man sie in England der Absperrung wegen naturgemäß nicht bekam.<sup>19</sup> Überdies beschaffte James in Paris an Ort und Stelle französisches Bargeld und wußte es seinen Brüdern nach Holland zuzuschmuggeln. Die so zusammengebrachten Summen wurden dann von der holländischen Küste aus zu Schiff in Wellingtons Hauptquartier gebracht, was immer leichter fiel, je weiter seine



Truppen die französische Westküste entlang vorrückten. Auf diese Weise gelangte ein Strom von Gold und Silber in umlaufenden französischen Münzen zur britischen Armee, so daß diese mit französischem Gelde zahlen konnte, während die von Osten vorrückenden Alliierten von allen derartigen Barmitteln entblößt waren. Das Geheimnis wurde dabei schon im eigensten Interesse der Brüder Rothschild ausgezeichnet gewahrt; Herries hatte allen Grund, sich über seine und seines Landes Verbindung mit dem jüdischen Fremden zu freuen, und gönnte ihm den hierbei erzielten ungeheuren Gewinn. Nathan Rothschild hat in späteren Jahren selbst gesagt, es sei dies das beste Geschäft gewesen, das er je gemacht.<sup>20</sup>

Indessen waren die siegreichen Verbündeten über Frankfurt hinaus vorgerückt, und das große Hauptquartier hatte sich in dieser Stadt etabliert. Kaiser Alexander von Rußland, der König von Preußen und Kaiser Franz trafen in der alten Krönungsstadt ein und in ihrem Gefolge auch Metternich, der mit jubelnder Freude den Sieg seiner Politik begrüßte. Der völlige Umschwung in den Machtverhältnissen trat daher in Frankfurt, der Heimat der Brüder Rothschild, ganz besonders scharf und für jeden erkennbar zutage. Kein Wunder, daß diese Familie ihr weiteres Verhalten danach einrichtete. Noch hatte sie mit den österreichischen Staatsmännern keine Verbindung. Nun prüften die Rothschild die in Frankfurt eingetroffenen Leute des Gefolges, ob nicht dort irgendwo der Hebel angesetzt werden könnte. In Metternichs Begleitung befand sich ein Bekannter aus früherer Zeit, der Vizepräsident der österreichischen Hofkammer von Barbier, der mit der finanziellen Oberleitung im Rücken der österreichischen Armeen betraut war und mit dem seinerzeit die freilich ergebnislos verlaufene Verhandlung wegen der kurfürstlichen Anleihe gepflogen worden war. Ihn suchte Amschel nun auf und bestrebte sich, ihn und seinen mächtigen Herrn, den

Grafen von Metternich, für sich zu interessieren. Zunächst freilich noch mit geringem Erfolg.

Der Name Metternich war nun in aller Munde. Das Gelingen seiner Politik mußte die Stellung des Ministers bedeutend stärken. Es war vorauszusehen, daß er in Zukunft ein sehr gewichtiges Wort in allen Österreich angehenden Angelegenheiten, also auch in finanziellen, die nicht zu seinem unmittelbaren Wirkungskreis gehörten, sprechen würde. Metternich war bei allen seinen sonstigen hervorragenden Eigenschaften im Privatleben ebensowenig wie in seiner politischen Tätigkeit ein guter und zuverlässiger Finanzwirt. Er war ein Mann, der persönlich leichten Sinnes viel Geld verbrauchte und der die Finanzpolitik durchaus der äußeren unterzuordnen gedachte und nicht umgekehrt.<sup>21</sup> Wiederholt hatte Kaiser Franz seinem Minister persönlich mit bedeutenden Darlehenssummen ausgeholfen<sup>22</sup> und ihm in späteren Jahren die Rückzahlung erlassen. Wiederholt auch hatte Metternich die Hilfe verschiedener Bankiers, auch solcher aus Frankfurt, wie jene Bethmanns und der Gebrüder Mühlens, in Anspruch genommen. Mit der Familie Rothschild hatte er, soweit das festzustellen ist, vor dem Jahre 1813 weder amtlich noch persönlich etwas zu tun gehabt. Metternich empfand selbst seine Unsicherheit in wirtschaftlichen Dingen und hörte daher sehr auf den Rat seines ihm unentbehrlich gewordenen Sekretärs und Beraters, des genialen Publizisten Friedrich von Gentz. Dieser Mann hatte in den Jahren 1802–1803, als er noch in preussischen Staatsdiensten stand und Metternich als Gesandter in Dresden weilte, mit dem Grafen, der seine große Begabung in literarischer Beziehung erkannte, eine enge Verbindung angeknüpft und war durch ihn zum Übertritt in den österreichischen Staatsdienst veranlaßt worden. Gentz war zwar in seinem Privatleben ein noch schlechterer Wirtschaftler als Metternich und nahm noch dazu ganz im Gegensatz zu diesem in skrupellosester Weise Geld von aller Welt, von eige-

nen und fremden Staaten, von ordens- oder titelsüchtigen Personen, wo immer sich ihm dazu Gelegenheit bot. Trotzdem und obwohl er seine Feder oft um sehr hohe Summen verkaufen konnte, war er infolge seiner leichtsinnigen Lebensweise in steter Geldverlegenheit und stand unzählige Male vor dem gänzlichen Zusammenbruch. Dies hinderte aber nicht, daß er mit allen Großen der damaligen Zeit, mit Dichtern und Staatsmännern, mit dem Kreise der Fürsten und dem hohen Adel ebenso, wie mit jüdischen Bankiers und Handelsleuten in fortwährender Verbindung stand. Humboldt kannte ihn gut, und auch Goethe interessierte sich für ihn. Humboldt schrieb einmal an Goethe<sup>23</sup>: „Daß den armen Gentz in diesen Wochen der traurige Fall betroffen hat, einen förmlichen Bankrott zu machen, hörten Sie vielleicht. Er ist durch Schwäche, nicht aber eigentlich einmal durch Verschwendung schuld daran.“ Die spätere Zeit sollte diesen Ausspruch Humboldts Lügen strafen. Verschwenderischer und leichtsinniger als Gentz konnte man kaum Geld ausgeben.

Ganz im Gegensatz zu diesem privaten Verhalten beschäftigte sich Gentz mit staatsfinanziellen und wirtschaftlichen Studien und hatte in England, wo er eine Zeitlang weilte, in dieser Hinsicht eine gute Schule durchgemacht. Er war dabei mit Herries, der mehrere seiner Schriften ins Englische übersetzte, persönlich bekannt geworden, mit ihm im Briefwechsel geblieben und von ihm auch auf das Haus Rothschild aufmerksam gemacht worden. Gentz weilte zwar damals nicht bei Metternich im Hauptquartier, stand aber in ständiger schriftlicher Verbindung mit ihm in bezug auf Finanzfragen. Wieder brauchte der österreichische Staat dringend Geld zur weiteren Kriegführung, denn es war beschlossen worden, den Feldzug über den Rhein nach Frankreich zu tragen; nun galt es, möglichst schnell die noch ausstehenden Raten der englischen Subsidien flüssig zu machen.

Bisher hatten dies die vier Wiener Wechselhäuser besorgt, aber die Staatsverwaltung war mit ihren Diensten nicht sehr zufrieden und Gentz, scheinbar aus persönlichen Gründen, mit ihnen nicht einverstanden. Dieser schrieb daher an Metternich, soviel er wisse, hätten die vier Wiener Häuser kein ausschließliches Privileg zur Führung der Geldgeschäfte des Staates, und empfahl den Frankfurter Bankier von Herz. Aber auch dieser enttäuschte gewaltig; er wußte wohl Hunderttausende für sich zu gewinnen, verschleuderte aber die Wechsel zu niedrigem Kurse und schadete dadurch auch dem englischen Kredit. Wieder stand man also vor der Frage, wem man diese Geschäfte anvertrauen sollte. Wie sehr man über die beste Art des Herüberschaffens des englischen Geldes im unklaren war, zeigt ein Schreiben des obersten Kanzlers, Grafen Ugarte, an Metternich.<sup>24</sup> Ugarte bemerkte, die englische Regierung habe in früheren Zeiten die Hilfgelder größtenteils in bar sowie in Gold- und Silberstangen geleistet, und nur ein geringer Teil sei auf „merkantilischem“ Wege realisiert worden. Jetzt aber, wo auch in englischen Kassen nur wenig klingendes Geld liege, sei dies schwer möglich. „Man muß damit rechnen,“ schrieb er, „daß im Durchschnitt wenigstens der dritte Teil der Subsidien durch den Wechselverlust wegfallen wird, so daß es auch in dieser Hinsicht sehr erwünscht ist, daß die Summe der Subsidien möglichst erhöht werde, indem, wenn zum Beispiel sechs Millionen erhalten werden könnten, hievon höchstens vier eingehen würden.“ Diese Bemerkung eines der höchsten Staatsbeamten Österreichs zeigt deutlich, wie diese Staatsmänner und damit ihre Staaten bei solchen Geschäften übervorteilt zu werden pflegten, und was für ungeheure Gewinne bei diesen Remittierungen von England auf das Festland gemacht wurden.

Nun sprachen sehr viele Gründe für die Benutzung von Frankfurter Handelshäusern. Metternich und seine Um-

gebung wurden von dort aus natürlich in dieser Richtung beeinflusst, dazu redete auch der Gesandte Freiherr von Hügel den Frankfurter Bankiers das Wort. Er hatte schon früher einmal an den Grafen Stadion geschrieben, daß Frankfurt bei allen Finanzmaßregeln des Allerhöchsten Hofes vor allen Plätzen in Deutschland besondere Berücksichtigung verdiene. Kein Handelsplatz in Europa würde so gern wie Frankfurt an der Hebung des österreichischen Kredits mitwirken. Zu allem Überfluß erhielt Metternich gleichzeitig vom Gesandten Freiherrn von Wessenberg aus London Nachrichten, wie ungeschickt die vier Wiener Häuser sich bei der Verwertung der englischen Wechsel benommen hätten.<sup>25</sup> Sie hatten den Fehler gemacht, am gleichen Tage und am selben Platze nicht weniger als vier Häuser mit der Beschaffung von Wechseln auf Paris und Amsterdam zu betrauen, die natürlich gegenseitig die Kurse hinauftrieben. Daraus entstand eine für den kaiserlichen Schatz ungünstige Kursgestaltung und ein Verlust von Tausenden von Pfund, der zu vermeiden war, wenn man ein Haus allein mit der Sache betraute, das die Konkurrenz anderer bei seinen Ankäufen nicht zu fürchten gehabt hätte. Auf einen Vortrag Metternichs hin erließ darauf Kaiser Franz ein Handschreiben<sup>26</sup>, in welchem er es den Beteiligten zur strengsten Pflicht machte, die Realisierung der englischen Subsidien, soviel es ohne einen bedeutenden Verlust nur immer geschehen könne, zu beschleunigen. Außerdem befahl er, über die vorteilhafteste Art genaue Erkundigungen einzuziehen und bei der dem Monarchen aus glaubwürdiger Quelle zugekommenen Anzeige, daß von den vier Häusern keineswegs zweckmäßig verfahren worden sei und die Sache von Frankfurt aus mit ungleich größerem Nutzen geschehen könnte, keine weiteren Verträge mit denselben abzuschließen, außer, wenn erwiesen sei, daß man nur auf diesem Wege am besten und sichersten zum Ziele kommen könne.



Ugarte hatte auf Wessenbergs Schreiben die vier Handelshäuser aufgefordert, sich schriftlich über die darin enthaltenen Beschuldigungen zu äußern, denn er für seine Person verteidigte sie, da ihre Provision nur  $\frac{1}{4}\%$  betrug, und er beauftragte Barbier in Frankfurt, zu berichten, ob wirklich dort die Realisierungen um so vieles günstiger hätten abgewickelt werden können. Nun griff Metternich ein und gab ebenfalls zu bedenken, ob man nicht Frankfurt berücksichtigen solle. Ugarte berief daraufhin in Wien eine geheime Kommission, die sich aber für die soliden, mit bewährtem Kredit ausgestatteten heimischen vier Bankhäuser aussprach, die auch an Ort und Stelle leichter kontrolliert werden könnten, und empfahl<sup>27</sup> deren Weiterverwendung.

Das kaiserliche Hauptquartier war indessen nach Freiburg in die Schweiz verlegt worden, wo sich auch Gentz zu Metternich gesellte. Da die beiden gegenteiliger Ansicht waren, erledigte Kaiser Franz die Angelegenheit dahin, daß er Ugarte anwies, zunächst abzuwarten.<sup>28</sup> Während aber in den ersten Monaten des Jahres 1814 die Armeen der Alliierten von allen Seiten in Frankreich vordrangen und mit Napoleon bald gekämpft und bald unterhandelt wurde, hatten die Staatsmänner der Mächte alle Hände voll zu tun, um die für die Kriegführung erforderlichen Gelder herbeizuschaffen.

Das Haus Rothschild in Frankfurt bemühte sich nach wie vor, mit der so geldbedürftigen österreichischen Regierung, von der es durch Nathan wußte, daß sie von England große Zahlungen empfang, in Verbindung zu kommen. Nathan arbeitete mit aller Kraft darauf hin und hatte bereits Herries für die Unterstützung dieser seiner Absicht gewonnen. Anfang 1814 gelang es Amschel Rothschild in Frankfurt, den Auftrag zur Auszahlung der Gagen für die durch Frankfurt ziehenden und dort stehenden kaiserlichen Offiziere in Verrechnung mit den österreichischen Kommissaren zu erhalten. Das war doch ein Anfang.

Die Geldnot im Armeehauptquartier in Freiburg war indessen schon aufs höchste gestiegen. Die Armee erforderte monatlich allein zwei Millionen Gulden, und da waren neue englische Hilfgelder, die die englische Regierung im Vertrag von Chaumont bewilligt hatte, sehr willkommen. Österreich erhielt für die Dauer des Krieges jährlich  $1\,666\,666\frac{2}{3}$  Pfund oder monatlich  $138\,888\frac{2}{3}$  Pfund. Diese große Summe kam allerdings nicht voll zur Auszahlung, denn die Verbündeten siegten bald entscheidend über Napoleon und zogen am 31. März in Paris ein, worauf nach Napoleons Abdankung der erste Friede von Paris unterzeichnet wurde. Sofort wünschte der Kurfürst von Hessen dem Kaiser, der Europa befreit, von Herzen Glück und legte ihm dabei wieder einmal einen Ausgleich seiner Verluste ans Herz.<sup>29</sup> Der Kurfürst war ein guter Lehrmeister für die Familie Rothschild gewesen. Er bestürmte fortwährend alle Maßgebenden, seine Interessen zu wahren, nur tat er das in etwas aufdringlicher Form, während die Brüder Rothschild zwar gleichfalls zähe und unablässig bitten konnten, dabei aber so taten, als läge alles im Interesse des Staates oder der Person, die zu entscheiden hatte. Österreich hatte die ihm gebührenden englischen Raten für die ersten drei Monate des Jahres bereits erhalten; es blieben noch die Raten für April und Mai und zwei für den Rückmarsch der Armee, im ganzen also  $555\,555\frac{1}{3}$  Pfund, deren Remittierung man zu besorgen hatte. Um dieses Geschäft bewarb sich das Haus Rothschild, und Herries hatte, um es zu unterstützen, in Wien den Vorschlag gemacht, Österreich solle diese Gelder über Frankfurt beziehen. Der Engländer hatte im Einverständnis mit Nathan Rothschild, der Frankfurt als den wichtigsten Geldplatz Deutschlands gepriesen hatte, einen eigenen Bevollmächtigten, einen gewissen Chevalier von Limburger, für diese Stadt ernannt, der alle Unterhandlungen in Subsidienfragen zu leiten hatte. Er war zwar ein deutscher Jude, Inhaber einer

ansehnlichen Tabakfabrik in Leipzig, genoß aber in weitgehendem Maße das Vertrauen des englischen Generalkommissars Herries.

Die Brüder Rothschild hatten indessen nicht aufgehört, dem noch immer in Frankfurt weilenden Barbier zuzusetzen, er möge sich doch bei Geldgeschäften des österreichischen Kaiserstaates ihres Bankhauses bedienen. Nun beschlossen sie mit der Hilfe Herries' und Limburgers den Hauptangriff. Am 28. Juli des Jahres 1814<sup>30</sup> erschienen zwei Brüder Rothschild im Namen des Gesamthauses bei Barbier und teilten ihm mit, sie hätten vom Bevollmächtigten des englischen Generalkommissars, dem Chevalier von Limburger, den Auftrag erhalten, anzufragen, ob des Herries Anträge in betreff der Realisierung der Österreich gebührenden Restsumme der englischen Subsidien für 1814 in Wien angenommen worden wären oder nicht. Zugleich übergaben die Brüder Rothschild ein Schreiben, in welchem sie ihre Dienste hierzu anboten.

„Euer Exzellenz,“ hieß es darin<sup>31</sup>, „nach der uns gnädig erteilten Erlaubnis haben wir die Ehre, Hochdenenselben unsere gehorsamsten Dienste wiederholt anzubieten, indem wir Euer Exzellenz untertänigst bitten, uns mit Hochdero Vertrauen zu beehren und uns mit der Verwechslung der besitzenden Londoner Effekten gnädigst zu beauftragen. Da unser Bruder in London selbst etabliert ist, so haben wir für Wechsel auf diesem Platz die allerbeste Verwendung und genießen mancher Vorteile, welche uns im Stande erhalten, jederzeit die höchsten Preise zu gewinnen. Euer Exzellenz haben sich zu überzeugen die Gnade gehabt, daß wir für uns selbst starke Summen auf London und Wien haben kommen lassen, in der Absicht, aus diesen für uns so günstigen Verhältnissen einen eigenen Nutzen zu ziehen. Wir werden Euer Exzellenz, wenn Hochdieselben unserem Gesuche ein geneigtes Gehör schenken, durch die treueste Sorgfalt für Hochdero Interesse zu beweisen trachten, daß wir nur allein auf Euer Exzellenz

gnädiges Wohlwollen den höchsten Wert legen und uns in jeder Hinsicht für unser Bemühen und unsere Dienstleistung mit der üblichen kaufmännischen Provision begnügen . . . Indem wir der geneigten Willfahung unserer Bitte uns verträsten, beharren wir mit gebührendem Respekto Euer Exzellenz ganz gehorsamste Diener

Meyer Amschel Rothschild & Söhne.“

Kurz darauf kam noch ein zweites, konkreter gefaßtes Schreiben: „Euer Exzellenz<sup>32</sup> zeigen wir hiemit untertänigst an, daß wir per Pfund heute 132 bezahlen (am 28. Juli wären es nur 127 gewesen), wozu wir 200 000 Pfund nehmen, wir bitten um hochgnedige Resolution.“

Barbier sandte die zwei Schreiben an Ugarte nach Wien und meinte noch den Rat geben zu müssen, von diesem Antrag keinen Gebrauch zu machen, da Wiener Häuser und k. k. Untertanen den Vorzug verdienten. Aber den Anträgen Herries' und Limburgers wäre man mehr Rücksicht schuldig als denen Rothschilds.<sup>33</sup> Barbier wußte damals noch nicht, daß auch deren Vorschläge, wenn auch darin vorläufig nur Frankfurt und nicht die Firma Rothschild ausdrücklich erwähnt war, in Wirklichkeit auf die Übernahme des ganzen Geschäfts durch das Haus Rothschild hinzielten. Er sollte es bald merken; Karl Rothschild ließ ihm keine Ruhe mehr. Am 5. August sprach er wieder bei Barbier vor und meinte, der englische Wechselkurs sei jetzt sehr günstig. Er habe tags vorher ein Schreiben Limburgers erhalten und wollte nach dessen Inhalt einen genauen und vorteilhaften schriftlichen Antrag wegen Realisierung der Österreich noch gebührenden Subsidien machen. Barbier meldete dies nach Wien, fügte hinzu, die Ausfertigung liege noch nicht vor, und schloß: „Das Haus Rothschild macht hier nun allein mehr Geschäfte mit englischen Papiere als alle übrigen zusammengenommen, wozu der Umstand viel beitragen mag, daß ein Mitglied des Hauses

in London und ein anderes in Paris etabliert ist, und daß es mehrere große Geldremittierungskommissionen für unmittelbare Rechnung der englischen Regierung zu besorgen hat.“<sup>34</sup>

Der ganzen Angelegenheit lag der Plan Herries', dessen geistiger Vater Nathan war, zugrunde, daß die englische Regierung von nun an nach den schlechten Erfahrungen, die sie mit den Vermittlern gemacht, auch die Realisierung der Subsidien selbst in die Hand nehmen und dadurch jeder Durchkreuzung ihrer auf Verbesserung des englischen Wechselkurses abzielenden Bemühungen begegnen wollte. Während Nathan Herries in diesen Bemühungen unterstützte, benutzte er ihn dazu, sein Haus auch bei den Festlandmächten in den Sattel zu setzen, ihm vorläufig die Remittierung der englischen Subsidien an die drei größten Mächte zu verschaffen und es durch die sich hieraus ergebende Verbindung instand zu setzen, mit der Zeit auch andere große Geschäfte mit den Finanzverwaltungen dieser Mächte zu übernehmen. So wollte er seinem Hause allmählich eine privilegierte Stellung als Staatsbankier der gegen Napoleon siegreichen vier Hauptmächte verschaffen.

In einem Schreiben des Hauses Rothschild an Barbier aus Frankfurt vom 8. August 1814<sup>35</sup> wurde unter steter Bezugnahme auf Herries und Limburger schon auf Einzelheiten für die Remittierung der restlichen 500 000 Pfund eingegangen, die dann als Grundlage für den Rothschildschen Antrag dienten. „Wenn Euer Exzellenz“, schloß der Brief, „diesen unmaßgeblichen Vorschlag sonst noch zu genehmigen für gut fänden, so würden wir den Herrn von Limburger von Hochdero Gesinnungen zu unterrichten nicht ermangeln, um in den Stand gesetzt zu werden, hierauf einen förmlichen Antrag gehorsamst machen zu können.“

Während bisher Barbier und der ihm zugeteilte Hofkommissionsrat Schwinner Wechselgeschäfte nur mit Häusern wie



Bethmann, Metzler, Wertheimber usw. abgeschlossen hatten, war nun das Haus Rothschild aufgetreten, um diese Konkurrenten aus dem Felde zu schlagen. Der Antrag wurde eingereicht und von Barbier nach Wien weitergeleitet. Dabei bemerkte er Rothschild gegenüber, daß seine Äußerung zu unbestimmt wäre, um davon Gebrauch machen zu können, daß es sich hier nicht um ein Geschäft handle, welches er als Bankier auf Spekulation unternehmen würde, sondern daß es auf den Anträgen des englischen Generalkommissars beruhe, daher offiziellen Charakter habe.

Rothschild erwiderte hierauf, Limburger werde bald nach Frankfurt kommen, und er habe seinen Vorschlag deswegen nicht bestimmter halten können. Provision würden die österreichischen Finanzen bei einem solchen Geschäft nicht zu bezahlen haben; bei allen übrigen ähnlichen Unternehmungen, die sein Haus für die englische Regierung zu besorgen gehabt, wäre sie mit 2% bemessen gewesen, und er wünsche nur Gelegenheit zu finden, um seinen Eifer für den kaiserlichen Hof an den Tag legen zu können. Überdies erzählte Rothschild, um seinem Antrag gehörigen Nachdruck zu geben und den Österreichern zu zeigen, daß das Haus Rothschild bei dem gleichen Geschäft für Rußland und Preußen bereits mit gigantischen Ziffern beteiligt sei, Näheres über deren Durchführung. Die englische Regierung hatte damals an Rußland zehn und an Preußen fünf Millionen Taler zu zahlen. Sie vereinbarte mit ihnen, daß diese Summe nicht auf einmal in Wechseln, sondern in Monatsraten von je einer Million Talern abgetragen werden sollten. Dabei ließ man durchblicken, daß, wenn die beiden Staaten die Gelder früher benötigten, Bankiers sie einstweilen vorstrecken könnten. In Kenntniss dieser Vertragsbestimmung hatte Nathan seine Brüder in Frankfurt angewiesen, Preußen und Rußland sofort Vorschußanträge zu machen, die auch angenommen wurden. Daher konnte Rothschild in jener Unterredung Barbier stolz mit-

teilen, daß sein Haus a conto dieser Zahlungen dem russischen Hofe bare vier Millionen Gulden verabfolgt, und daß sein älterer Bruder (Salomon) sich wegen dieses bedeutenden Realisierungsgeschäftes nach Berlin begeben habe.

Wenige Tage später<sup>36</sup> teilte Rothschild, wiederum in der Absicht, Barbier zu imponieren, mit, daß in seinem Hause ein Betrag von 750 000 Francs in Piastern aus England eingetroffen sei, der gleichfalls zur Berichtigung der Subsidien verwendet werden könnte.

Inzwischen war Graf Ugartes Antwort auf Barbiers Schreiben vom 28. Juli und 1. August eingelaufen, in denen Barbier zuerst über Rothschilds Anträge berichtet hatte. „Wohlgeborner!“ schrieb der Graf, „wie Euer Exzellenz . . . ganz richtig zu bemerken belieben, wird es für die österreichischen Finanzen immer sicherer und vorteilhafter sein, sich zur Realisierung der englischen Subsidien der inländischen, unter dem Schutz der Regierung stehenden, als der auswärtigen, von derselben unabhängigen Handelshäuser zu bedienen, welchen man das für so ausgebreitete Operationen nötige Zutrauen . . . zu schenken nicht vermag und deren Schritte man übrigens auch nicht leiten kann, endlich welche für die ihnen anvertrauten, so ungemein beträchtlichen Summen keine Sicherheit zu leisten vermöchten.“ Ugarte meinte, der Absatz der englischen Effekten in Wien scheine überhaupt vorteilhafter zu sein, da man das Pfund dort zu neun Gulden drei Kreuzer handle, während es nach der letzten Meldung in Frankfurt nur auf neun Gulden kam. „Von einer Annahme“, fuhr er fort, „des von dem Hause Rothschild . . . gemachten Antrages, 20 000 Pfund Sterling in dem letztgedachten Preise zu acht Gulden achtundvierzig übernehmen zu wollen, kann daher keine Rede sein.“<sup>37</sup>

Damit war der Rothschildsche Antrag vorläufig abgelehnt. Ugarte hatte sich nicht überzeugen lassen, und auch Barbier war für die Brüder Rothschild noch nicht gewonnen. Doch sie

gaben sich mit dieser Ablehnung nicht zufrieden. Der Tatsache bewußt, daß die englische Regierung durch den Mund ihres Generalkommissars Herries, der von Nathan fortgesetzt dazu angetrieben wurde, für die Übernahme jener Geldgeschäfte durch die Brüder Rothschild wirke, fiel es ihnen nicht ein, ihre Bemühungen in dieser Richtung aufzugeben. Limburger war mit neuen Weisungen eben wieder aus England in Frankfurt angelangt, und der Chef des Hauses, Amschel, schrieb darauf eigenhändig an Barbier: „Hochwohlgebohrner Freiherr, Insonders gnediger Herr vize President! Euer Exzellenz haben wir auf deren Befehl gehorsamst anzuzeigen die Gnade, daß Herr Chevalier von Limburg hier angekommen ist und zwar um mit die drei von die Hohe Mächte bevollmächtigte Minister oder Comishairs (sic) zu unterhandeln wegen die Rickständige Subsidien, wir erneuern unsere Bitte um Hoch dero Befehle und sind mit größtem Respekt und Devotion Ew Exzellenz ganz gehorsamste Diener Meyer Amschel Rothschild & Söhne. Frankfurt, 22. August 1814.“<sup>38</sup>

Die mangelhafte Abfassung dieses Briefes, den schon ein Angehöriger der zweiten bekannt gewordenen Generation der Familie Rothschild schrieb, kontrastierte außerordentlich mit den sonstigen Ausfertigungen des Hauses, die nur eigenhändig unterzeichnet waren. Denn diese waren im Gegensatz zu den Korrespondenzen der meisten übrigen Bankiers jener Zeit stets musterhaft, kalligraphisch wie gestochen und daher sehr leicht lesbar, was in den in dieser Hinsicht nicht sehr verwöhnten Staatskanzleien einen guten Eindruck machte. Trat aber einmal ein Rothschild unerwartet und unvorbereitet persönlich in einem Briefe hervor, so merkte man an Stilistik und Orthographie die geringe Bildung, die sie im Vaterhause genossen. Das hinderte freilich die Entfaltung ihrer wirtschaftlichen Begabung nicht im mindesten und nötigte höchstens den Diplomaten und gesellschaftlich

hochstehenden Personen, mit denen sie zu tun hatten, ein verständnisinniges Lächeln ab.

Da sich Österreich den Rothschildschen Anträgen gegenüber ablehnend zeigte, so mußte ein schärferer Nachdruck von England her wirken, und man beabsichtigte, Limburger deswegen nach Wien zu schicken.<sup>39</sup> Was Karl Rothschild Barbier gegenüber über die Geschäfte seines Hauses mit Preußen und Rußland erwähnt hatte, beruhte auf Richtigkeit. Herries war nach Paris gereist, um die Subsidienverhandlungen mit den Vertretern der Mächte persönlich zu führen und sie zu dem von ihm vertretenen Nathanschen System zu bekehren, wonach die Subsidienzahlungen nicht durch für beide Teile verlustreiche Trassierung auf London, sondern durch in aller Stille von den Brüdern Rothschild auf dem Festlande besorgte Zahlungen erfolgen sollten. In Paris hatte James Rothschild sich dem Generalkommissar zur Verfügung gestellt, der den dortigen Platz am besten kannte und seinerseits wieder durch Herries bei den dort weilenden Vertretern der siegreichen Mächte eingeführt wurde. Als auch für die Verhandlungen in Berlin ein Unterhändler nötig wurde, bekam Salomon den Auftrag, von Frankfurt aus in die preußische Hauptstadt zu reisen und dort die näheren Verhandlungen zu führen. So spielten sich die fünf Brüder geschickt in die Hände und ergänzten einander, ganz im Sinne des Vaters, einträchtig und klug bei allen ihren Unternehmungen.

Frankreich hatte sich damals, am 28. Mai 1814, in einer Konvention verpflichtet, an die verbündeten Mächte fünfundzwanzig Millionen Francs als Pauschalsumme für nicht erhobene Kontributionen sowie zurückgelassene Magazinvorräte zu bezahlen. Von diesem Gelde entfiel auf Österreich eine Summe von acht Millionen 666 666  $\frac{1}{3}$  Francs. Frankreich erlegte hierfür „bons royaux“ genannte Papiere, und sofort bewarb sich das Haus Rothschild darum, diese einstweilen in Paris gegen  $\frac{1}{2}\%$  Provision zu realisieren.

Rothschild begab sich wieder zu Barbier und bemühte sich, dieses Geschäft, auch soweit Österreich in Frage kam, für sein Haus zu sichern. Er wies dabei nicht ohne Absicht darauf hin, daß er den gleichen Auftrag für Rußland bereits erhalten habe, und daß bei seinem Hause als Erlös aus den Bonds bereits nicht weniger als 250 000 Stück neuer holländischer Randdukaten bereit lägen, die für Rußland bestimmt seien. Das Ersuchen wurde auch schriftlich bekräftigt, und Barbier wurden hierbei Briefe der ersten Handlungshäuser von Paris vorgelegt<sup>40</sup>, wonach bei der herrschenden großen Geldflüssigkeit die Bonds dort jetzt sehr günstig realisiert werden könnten.

„Wenn es nun“, hieß es in dem Briefe, „Hochdemselben gefällig sein sollte, diese günstigen Umstände zu benützen und uns mit der Excomptierung der dem k. k. Gouvernement gehörigen bons royaux zu beauftragen, so wird die Tätigkeit und Sorgfalt, womit unser in Paris anwesender Bruder dieses Geschäft betreiben sollte, Hochdemselben nichts zu wünschen übrig lassen. Wir würden Euer Exzellenz die Effekten jedesmal berechnen, wie sie begeben worden, und Hochdemselben sollten sich vollkommen überzeugen, daß wir uns mit der gewöhnlichen Provision von  $\frac{1}{2}\%$  gerne begnügen.“ Barbier legte dieses Schreiben, ohne indessen den Brüdern Rothschild das Wort zu reden, mit einigen sachlichen Bemerkungen Ugarte vor und bemerkte dazu, daß noch einige andere Häuser, darunter Bethmann, sich um das gleiche Geschäft beworben hätten.<sup>41</sup>

Gleichzeitig bemühten sich die Rothschild noch um ein drittes Geschäft, zu dem sich damals gerade Gelegenheit bot. Zwischen dem preußischen Finanzminister und dem k. k. Generalgouverneur von Belgien war ein Abkommen getroffen worden, wonach aus der belgischen Hauptkasse eine Summe von 9 500 000 Francs für Besatzungszwecke zu gleichen Teilen an die drei Ostmächte bezahlt werden sollten.



Einer der Brüder ließ in Kenntniss dieser Tatsache vor Barbier wie zufällig die Bemerkung fallen, das Haus Rothschild habe vor kurzem 80 000 Stück Napoleondor nach Brüssel gesandt und müsse dahin für Rechnung Englands noch andere große Geldsendungen machen.<sup>42</sup> Barbier erinnerte sich, daß Österreich nun von dort jene Zahlung zu erhalten habe, hielt es nach dem eben Gehörten für günstig, daß das Haus Rothschild dies besorge, und fragte, ob er das Geschäft übernehmen wolle. Sofort machte sich Rothschild anheischig, jede Summe, die man ihm in Brüssel in Francs anweise, mit  $\frac{1}{2}\%$  Provisionsabzug in Talern oder guten Wechseln in Frankfurt auszubezahlen. Barbier war indessen gänzlich von Wien abhängig; er mußte dem Grafen Ugarte erst berichten und dessen Entscheidung abwarten. Nun brauchten in damaliger Zeit nicht nur die Briefe hin und her sehr lange Zeit, sondern auch die Erledigung der Dienststücke in den Ministerien ließ meist lange auf sich warten. Die Brüder Rothschild hatten Barbier am 29. Juli einen genauen Plan zur Remittierung jener Gelder aus Brüssel vorgelegt und mit den Worten geschlossen<sup>43</sup>: „Für unsere Unkosten und Mühe werden wir E. E. bitten, uns ein Halbes vom Hundert zu bewilligen, wogegen Hochdieselben nicht die geringsten weiteren Kosten zu tragen haben sollten. Wäre es uns bei Ankunft der Gelder allhier möglich, selbst eine für E. E. noch vorteilhaftere Berechnung aufzustellen, so würden wir ganz gewiß nicht unterlassen, Hochdenenselben diesen Beweis unserer Uneigennützigkeit abzulegen.“

Das Wort „Uneigennützigkeit“ war mit einem bloßen Lächeln nicht abzutun. In manchen Fällen, insbesondere, wenn es wie hier einen neuen Kunden zu gewinnen galt, betonte das Haus Rothschild stets, daß es vor allem das Interesse des anderen Geschäftspartners im Auge habe, und oft wurde ein Geschäft auch wirklich nur mit ganz bescheidenem Gewinn, zuweilen sogar auch mit Verlust, unternommen, um

weitere größere Geschäfte übertragen zu bekommen, bei denen man sich dann schadlos halten konnte. Es war genau der gleiche Grundsatz, den der alte Rothschild seinerzeit beim Kurfürsten von Hessen angewandt hatte, als er ihm zu Anfang der Verbindung Münzen und Antiquitäten weit unter dem Wert verkaufte. Dieser Grundsatz hatte sich bezahlt gemacht, denn seit 1814 sehen wir schon Rothschildsche Geschäfte, die in die Hunderttausende und Millionen gingen.

Barbier übermittelte alle bei ihm einlaufenden Anträge getreulich nach Wien und erhielt einen Monat später Ugarte's Antwort.<sup>44</sup> Dieser war nach wie vor für die fremden Juden nicht eingenommen und vertraute viel mehr den heimischen Bankiers. In der Brüsseler Geldübermittlungsangelegenheit konnte er sich den Ausführungen Barbiers aber doch nicht völlig verschließen. Darum schrieb er ihm, daß er den Rothschild'schen Antrag im allgemeinen annehmbar fände, schränkte aber die zu übermittelnde Summe auf etwa die Hälfte ein und verlangte, Barbier solle zur vollen Sicherheit beim Hause Rothschild durchsetzen, daß für die Quittung, auf welche die Zahlung bei der Generalkasse in Brüssel geschehe, entweder sogleich die Summe in bar oder vorzugsweise in sicheren Augsburger Wechseln erlegt, oder eine angemessene Sicherheit geleistet werde. Barbier beeilte sich, daraufhin mit dem Hause Rothschild und dem mit diesem im Verein arbeitenden Hause Gontard Rücksprache zu pflegen; aber unter solchen Bedingungen war das Geschäft mit beiden nicht abzuschließen. Bei allem Wunsch, mit Österreich in Verbindung zu kommen, wollten sie zum mindesten den Vorteil haben, eine so große Summe zu kurzfristiger, aber in den Rahmen ihrer vielfachen Zahlungen gut einzufügender Verwendung zu haben. Sie waren auch in gewissem Sinne beleidigt, daß man solches Mißtrauen in sie setzte.

„Die Chefs dieser Häuser bemerkten mir hierüber,“ schrieb Barbier an Ugarte, „daß diese Bedingnisse bei solchen Ge-

schäften gar nicht üblich wären und auch dem Kredit ihrer Häuser nachteilig sein könnten; daß gewiß auch kein anderes Haus sich solche Bedingnisse würde gefallen lassen, und daß sie bei einem Geschäfte, wobei nur eine sehr mäßige Provision bedungen wurde, keine Vorschüsse in bar . . . besonders in einem Augenblick machen könnten, wo sie so viele und andere Gelegenheiten hätten, ihre eigenen Fonds viel besser zu benützen. Rothschild bemerkte weiter, daß ihm von der englischen Regierung viel größere Summen anvertraut würden, daß andere Regierungen ihm auch ein nicht minder großes Zutrauen schenkten und insbesondere viele Millionen Gulden, die dem Kurfürsten von Hessen-Kassel gehörten und in den öffentlichen Fonds zu London, Wien, usw. angelegt wären, bloß auf seinen Namen geschrieben seien.“

Barbier gab im allgemeinen die Richtigkeit der Rothschild'schen Ausführungen zu, meinte aber doch auch noch, nicht akzeptierte oder mit keinen guten Giros versehene Wechsel nicht annehmen zu können, da dann als Sicherheit nur das eigene Vermögen des Ausstellers gelte, „obwohl“, wie er schrieb, „das Vermögen des Hauses Rothschild und das des Hauses Gontard ebenfalls als sehr solid bekannt und diese Häuser, ebenso wie mehrere andere vom zweiten Range in Ansehung des Vermögens . . . einen sehr guten Ruf und einen nicht minder großen Kredit haben“. Auch Bethmann, mit dem Barbier dann verhandelte, erklärte, das sei ein Verlustgeschäft, und er müsse sich ausbedingen, daß die Provision erhöht werde. Auf Barbiers Vorhalt, daß Rothschild nur ein halbes Prozent verlangt hätte, Bethmann daher einsehen müsse, daß eine Provisionserhöhung schwerlich durchzusetzen sei, erwiderte Bethmann, daß Rothschild dies Geschäft viel leichter als er hätte übernehmen können, weil er für Rechnung der englischen Regierung beträchtliche Zahlungen an die englischen Truppen in den Niederlanden zu leisten habe. Auch Limburger, an den sich Barbier wandte,

lehnte ein solches Geschäft ab, da seine Vollmachten sich nur auf die Bezahlung der noch ausständigen englischen Subsidien an die drei alliierten Höfe erstreckten. Er bemerkte zugleich, daß er selbst die Subsidiengeschäfte zufolge der ihm gegebenen Weisungen durch das Haus Rothschild unter seiner unmittelbaren Aufsicht und Leitung besorgen ließe, weil diese Geschäfte die Mitwirkung eines tätigen und sehr akkreditierten Bankiers erforderten; daß dieses Haus wirklich ansehnliche Zahlungen für die englischen Truppen zu machen habe und daher allerdings leichter als jedes andere die in der Frage stehende Realisierung würde übernehmen können. Trotz dieser neuen Offensive zugunsten des Hauses Rothschild wurde das Geschäft Bethmann übergeben, mit der Begründung, daß das Vermögen dieses Hauses „bekanntlich so groß sei, daß bei diesem keine andere Sicherheit als ein gehörig gefestigter Kontrakt oder eine Obligation erforderlich sei“. Das war also ein Sieg Bethmanns über Rothschild, weil man in Wien die Ausdehnung und finanzielle Größe des Hauses Rothschild, die damals freilich noch sehr jungen Datums war, nicht erkannte und auch Barbier zum alten christlichen Hause Bethmann mehr Vertrauen hatte als zum neu emporgekommenen jüdischen.

Nathan empfand diesen Fehlschlag als eine Unannehmlichkeit, die er durch noch größere Hartnäckigkeit zu besiegen entschlossen war. Zunächst mußte aber Ugarte in Wien einem neuen Manne, dem Grafen Stadion, weichen und Barbier gewonnen werden, was erst 1815 in Paris gelang. Für den Augenblick waren die beharrlichen Versuche des Hauses Rothschild, große Geschäfte mit Österreich an sich zu reißen, fehlgeschlagen, und es mußte sich mit der bescheidenen Bedienung der österreichischen Kriegskommissariatskasse in Frankfurt begnügen, die immerhin die Aufrechterhaltung der Verbindung mit staatsfinanziellen Organen der österreichischen Regierung ermöglichte.

Aus der Art der bisher geschilderten Geschäftsunternehmungen der Familie Rothschild erhellt, daß es hauptsächlich die ungeheuren Schwierigkeiten zu überwinden galt, die sich unter den damaligen politischen Verhältnissen und technisch so rückständigen Verkehrseinrichtungen dem internationalen Zahlungsverkehr entgegenstellten. Es ist für die heute Lebenden geradezu komisch, zu lesen, wie Freiherr von Hügel sich in einem seiner Berichte darüber verbreitet<sup>45</sup>, auf welche Weise wohl ein Betrag von 8353 Gulden 74 Kreuzer auf die sicherste und wohlfeilste Weise von Frankfurt nach Wien gelangen könnte. Zuerst will er ihn einem Unteroffizier übergeben, der mit einem Transport Akten nach der Kaiserstadt abgeht, dann findet er es doch gefährlich, einem Soldaten eine solche Summe anzuvertrauen, da man nie wisse, welche Zufälle ihm auf dem Wege „aufstoßen“ und die Sicherheit des ihm anvertrauten Gutes gefährden könnten. Nach langem Hin und Her verfiel Hügel schließlich doch auf das Handelshaus Rothschild und fragte dort an, ob es nicht einen Wechsel über diesen Betrag auf Wien ausstellen könnte. Dieses erklärte, einen solchen Wechsel, und zwar auf kurze Sicht, ausstellen zu wollen, jedoch nur gegen eine Provision von 1%, also eine Summe von 83,30 Gulden im 24-Gulden-Fuß, ein Betrag, der allerdings die Versendungsspesen mittels Postwagens nicht erreichte. Diese besonderen Verhältnisse ergaben Gewinnmöglichkeiten, die die Familie Rothschild in besonders geschickter Weise dadurch ausnutzte, daß sie unter sich, also unter den in London, Paris und Frankfurt weilenden Brüdern, eine Art Clearingverkehr einrichtete, der bald danach auch nach Wien hin erweitert wurde. Der Vater dieses Gedankens war Nathan, der sich, obwohl er der drittälteste Sohn war, immer mehr zum führenden Kopf seines Hauses entwickelte. Die Verbindung mit Herries, der sich in wachsendem Maße auf ihn verließ, wurde, obwohl vor der Öffentlichkeit noch immer sorgsam geheim-





Seyd umschlungen Millionen!

**11. Nathan Rothschild**

Kolorierter Kupferstich

Porträtsammlung der Wiener Nationalbibliothek



gehalten, immer inniger und finanziell und politisch gewinnreich. Die Dienste Nathans nahmen nicht nur großen Umfang an, sondern betrafen schon die mannigfaltigsten Gebiete. Nach dem Sturze Napoleons, zu dem Nathans Geldmaßnahmen zur Unterstützung der Alliierten und Wellingtons nicht wenig beigetragen hatten, nahmen seine Geschäfte einen fast unerhörten Aufschwung. Sofort benutzte er jede Gelegenheit, um sich den durch die Alliierten nach Frankreich zurückgeführten Bourbonen gefällig zu erweisen und so seinem Bruder James in Paris die Wege zu ebnen. Seit 1807 hatte der aus Frankreich vertriebene bourbonische Thronerbe, der spätere König Ludwig XVIII., zu Hartwell in Buckinghamshire im Exil gelebt. Als die Verbündeten 1814 in Frankreich eingedrungen waren, berief er sich in einem Aufruf auf sein von Gott stammendes Thronrecht und beschloß, sich sofort nach dem Sturze Napoleons nach Paris zu begeben. Doch es fehlte ihm das nötige Geld, um die Reise zu unternehmen und in Frankreich gleich mit dem erforderlichen königlichen Prunk auftreten zu können. Der König wandte sich an das englische Schatzamt mit der Bitte, ihm das nötige Kapital vorzuschießen; da französische Valuta und Wechsel auf Paris benötigt wurden, so kam dieses Ansuchen wieder zu Herries und damit zu Nathan. Dieser war hocheifrig, gleich Gelegenheit zu finden, sich Ludwig XVIII. nützlich zu erweisen, und er erwarb mit Hilfe seines Bruders James in Paris für 200 000 englische Pfund Wechsel auf diese Stadt.<sup>46</sup> Er stellte sie in kürzester Zeit dem neuen König zur Verfügung und ermöglichte ihm dadurch, am 26. April 1814 in Calais zu landen und am 3. Mai seinen Einzug in Paris zu halten.

Ließ Nathan sonst zu Herries' großer Genugtuung den dichtesten Schleier des Geheimnisses über seiner Tätigkeit ruhen und überließ er ihm England gegenüber den größten Teil des Ruhmes, während er sich mit dem geschäftlichen Gewinn und der Einführung bei den anderen Regierungen begnügte, so

sorgte Nathan in diesem Falle dafür, daß der neu eingesetzte Monarch seinen Anteil an dieser Transaktion erfuhr. Denn das schien ihm von großer Bedeutung für die künftige Stellung des Hauses Rothschild in Frankreich zu sein. Der Ausbau dieses Zweiggeschäfts sollte dem in Paris schon eingewöhnten und wohlbewanderten, damals freilich erst zweiundzwanzig Jahre zählenden James anvertraut bleiben. Seine äußere Erscheinung war zwar nicht gerade sehr einnehmend. Er sah sehr jüdisch aus, hatte rote Haare, tief liegende Augen, war gut gefärbt, zeigte aber einen sehr breiten Mund, eine scharf vorstehende, gebogene Nase und verkiffene Lippen. In den ersten Jahren seines Aufenthaltes in Paris legte er jedermann gegenüber eine Art unterwürfiger Höflichkeit an den Tag. Er hatte sie sich offenbar in Frankfurt, wo das Ansehen der Juden so gering war, angewöhnt, mit zunehmenden Erfolgen und wachsendem Ansehen aber verlor sie sich allmählich. Übrigens war James ein sehr kluger, durchaus ehrlicher und geschickter Bankier, der an Begabung gleich nach seinem Bruder Nathan eingereiht werden muß. Vor allem war ihm ein gut Teil von dessen beispielgebender Aktivität eigen. In dem fieberhaften Leben und Treiben, das sich nach der Eroberung von Paris in dieser Stadt entwickelte, wo Offiziere, Diplomaten, Bankiers und Geschäftsleute aus aller Herren Ländern zusammenströmten, war James ausgezeichnet an seinem Platz. Er war überall zu sehen: in den Ministerien wie an der Börse und in den diplomatischen Zirkeln<sup>47</sup>, und lebhaft bestrebt, sich gesellschaftlich eine gute Stellung zu schaffen. Er unterstützte Herries und seinen Bruder Nathan tatkräftig in ihren Bemühungen, die englischen Subsidien ohne Druck auf den Wechselkurs zu verwerten, und Nathan konnte in einem Bericht an das englische Schatzamt dartun, daß nach der neuen Methode der Verwertung Hunderttausende erspart wurden.<sup>48</sup>

Da die französische Regierung sich im Pariser Vertrage vom

10. Mai 1814 zur Einlösung von gewissen Verpflichtungen bereit erklärt hatte, die ihre Organe entweder in Frankreich selbst oder in den einst eroberten Gebieten eingegangen waren, so ergab sich für die Gläubiger das Bedürfnis, zur Behebung Mittelsleute zu bestellen. James wurde zum Mandatar zahlreicher Banken und Stellen ausersehen, die solche Forderungen hatten. So wurde er auch mit der Wahrnehmung der Interessen des Kurfürsten von Hessen und anderer kleinerer deutscher Fürsten betraut. Persönlich lebte er sehr bescheiden in einer kleinen Hofwohnung, obwohl seine Geschäfte ihm nicht nur Ansehen in Handelskreisen, sondern auch reichen Gewinn brachten. Schon damals beschloß er, sich endgültig in Paris anzusiedeln, wie sich Nathan für immer in England etabliert hatte. Mit der Naturalisation hatte er es aber nicht so eilig wie dieser, einmal weil abgewartet werden mußte, wie sich die Dinge in Frankreich nach den Stürmen der Revolution und der Napoleonischen Epoche entwickeln würden, und dann, weil Frankreich damals einem Angehörigen der siegreichen Mächte nichts in den Weg legen konnte, wollte er seine Firma in Paris eintragen lassen. Denn gegebenenfalls waren die Mächte sofort mit diplomatischer Intervention für ihre Untertanen bei der Hand. James ließ sein Geschäft in der Tat protokollieren, ohne sich naturalisieren zu lassen, und wir finden ihn im Jahre 1814 zum erstenmal im königlichen Handelsalmanach in Paris als in der Rue de Pelletier wohnhaft verzeichnet.

Während das Haus Rothschild durch diese zwei Brüder in Westeuropa festen Fuß faßte und steigende Bedeutung gewann, hatte es im Gegenteil in seiner Heimatstadt infolge der Abneigung der Bürgerschaft gegen die Juden um seine Stellung zu kämpfen. Man sah dort in Frankfurt den auf Kosten der christlichen Häuser wachsenden Reichtum der Familie Rothschild mit Mißvergnügen anschwellen. Buderus war es wirklich völlig gelungen, die Konkurrenten auszuschalten.



Am längsten hatte noch das Haus van Notten in Amsterdam widerstanden. Aber auch dieses fiel der zielbewußten Minierarbeit des Buderus beim Kurfürsten zum Opfer. Unter dem 13. Mai 1814 hatte Buderus seiner Abneigung gegen dieses Haus dem kurfürstlichen Geschäftsträger Lorentz in London gegenüber in folgenden Worten Ausdruck gegeben<sup>49</sup>: „Die Herren Banquiers van Notten müssen kleinliche Menschen sein. In der drückendsten Not habe ich einmal, weil ich auf Hilfe aus England hoffte, 35 000 Pfund auf sie entnommen. Sie haben sich auf eine unbeschreibliche Weise um den Ersatz geängstigt. Hoffentlich sind sie nun beruhiget. Die Herren Bankiers Rothschild in Frankfurt haben dagegen über eine halbe Million vorgeschossen und Dienste jeder Art mit Vergnügen geleistet.“ Dem Kurfürsten gegenüber sparte Buderus natürlich auch nicht mit solchen Ausfällen, und so wurde den Konkurrenten der Brüder Rothschild beim hessischen Fürsten das Wasser gänzlich abgegraben.

Von österreichischer und preußischer Seite hatten die Frankfurter Juden nichts zu befürchten. Als der Großherzog Dalberg Frankfurt verließ, besaß das Haus Rothschild bei diesem beträchtliche Guthaben; so 22 900 Gulden für eine Mehllieferung an Frankreich, 71 181 Gulden Vorschuß anläßlich des Fuldaer Domänengeschäftes und 50 000 Gulden, die es Dalberg für die noch nicht fälligen Judenablösungswechsel vorgestreckt hatte.<sup>50</sup> Freiherr von Hügel, der nach der Besetzung Frankfurts an dessen Zivilverwaltung teilnahm, setzte auf Amschels Einschreiten diese Forderungen sämtlich zum großen Ärger des Senats in das schon sehr verwirrte Stadtbudget ein, und das Haus Rothschild scheint dabei keinerlei Verlust gehabt zu haben. Insbesondere mißgönnten die Einwohner Frankfurts den Juden die ihrer Ansicht nach erschlichene und durch indirekte Bestechung durchgesetzte rechtliche Gleichstellung mit den Christen. Diese bedrohliche Einstellung ihrer Heimatstadt ließ die Brüder Rothschild für

ihr Stammhaus, die Grundlage ihrer Macht, fürchten. Sie beschlossen daher, alles mögliche zu tun, um zu verhindern, daß die Juden Frankfurts irgendeines ihrer während der Regierung Dalbergs erkauften Rechte wieder aufgeben müßten. Die neue Verfassung Frankfurts und damit auch die Entscheidung über die künftige Stellung der Juden gehörte zu den Fragen, die bei dem am 1. Oktober 1814 eröffneten Wiener Kongresse gelöst werden sollten. Die Wahl Wiens war den Rothschild nicht sehr genehm, denn Österreich war gerade der Staat, der sich bisher hartnäckig geweigert hatte, mit ihnen in enge Geschäftsverbindung zu treten, und dessen Staatsmänner, wie Ugarte, noch kein rechtes Vertrauen zu dem neu emporgekommenen jüdischen Frankfurter Hause hegten. Dazu kam, daß die Rothschild sehr genau wußten, welch strenger polizeilicher Kontrolle fremde Juden in Wien unterworfen und wie sehr die Juden in Österreich in ihrer Handlungsfreiheit beschränkt waren. Entschlossen, sich die gewünschte Verbindung mit dem Kaiserstaate doch zu beschaffen, hatten sie keine Lust, sich durch etwaige Zusammenstöße mit den Polizeibehörden in Wien die Ausführung ihres Planes zu erschweren.

Diese oder ähnliche Erwägungen ließen das Haus Rothschild davon absehen, eines der Mitglieder ihrer Familie nach Wien ziehen zu lassen. Die Israeliten Frankfurts entsendeten den Vater Börnes, Jakob Baruch und J. J. Gumprecht als ihre Vertreter. Sie wurden von der Wiener Polizei scharf überwacht, ja, man beantragte ihre Ausweisung, und diese war schon Allerhöchst angeordnet, als Metternich dazwischentrat und den Schritt verhinderte. Das Eingreifen Metternichs war wahrscheinlich darauf zurückzuführen, daß er Baruch noch von seiner Gesandtenzeit in Frankfurt her kannte. Noch läßt sich aber für damals eine entscheidende Einflußnahme Rothschilds auf den Minister nicht nachweisen.

Die Vertreter der Juden in Wien arbeiteten mit Geschenken; so boten sie z. B. Humboldt drei prachtvolle Ringe mit Smaragden oder 4000 Dukaten an, die dieser freilich zurückwies, während Gentz sich gern bestechen ließ. An Metternich freilich wagten sie sich nicht heran. Zu diesen Geldern hatten selbstverständlich auch die Brüder Rothschild beigetragen; sie hielten sich aber noch ganz im Hintergrunde. Die allgemeinen Beratungen der stolzen Fürsten- und Diplomatenversammlung zu Wien nahmen ihren Fortgang und zeitigten zuweilen kritische Phasen. Einen Augenblick schien es sogar, als würden sich zwei große Mächtegruppen bilden, deren Gegensätze zu einem Kriege drängten. Das hielt der in Elba über alle Vorgänge wohlunterrichtete Napoleon für den geeigneten Augenblick, um seine Pläne zur Rückkehr nach Frankreich und Wiedereroberung des Thrones zu verwirklichen. Am 1. März betrat er mit einer Handvoll Getreuer französischen Boden. Drei Wochen später hatte ihn der Ruhm seines glorreichen Namens schon in das Schloß Fontainebleau bei Paris zurückgeführt.

Ludwig XVIII. und sein Hof waren aus der Hauptstadt geflüchtet. Nun erhoffte Napoleon nicht nur die Sprengung des Wiener Kongresses, sondern auch eine Parteinahme einzelner Mächte für seine Sache. Aber es geschah das Gegenteil. Während die Verhandlungen in Wien bisher schleppend vor sich gegangen waren, mußte es nun jedem klar sein, daß Gefahr im Verzuge und schnelle Arbeit nötig sei. Die Mächte wandten sich einmütig gegen den Friedensstörer und beschlossen gemeinsame Schritte gegen ihn. In Eile wurden die restlichen Angelegenheiten, so gut es ging, erledigt. Dabei wurden Halbheiten sanktioniert, wie die Deutsche Bundesakte, die aus neununddreißig Gemeinwesen einen Bund von Staaten bildete, wovon jeder einzelne unabhängig bleiben sollte, mit einer gemeinsamen obersten Behörde, dem Bundestag unter dem Vorsitze Österreichs und mit dem Sitze in

Frankfurt am Main. Metternich hatte ein Interesse daran, Deutschland in Zerrissenheit zu erhalten. Strittige Fragen, wie z. B. die Judenfrage, sollten später von der Bundesversammlung beraten werden, bis dahin aber in jedem Staate der augenblickliche Zustand aufrechtbleiben. Metternich theilte dies den Bevollmächtigten der israelitischen Gemeinden in Deutschland mit<sup>51</sup> und versicherte dabei, der Bundestag werde das Wohl der israelitischen Gemeinden berücksichtigen und er selbst wolle sich für Erteilung der allgemeinen bürgerlichen Rechte an die Juden tätig einsetzen. Das waren günstige Nachrichten für diese, und deren Mandatare beeilten sich, eine Abschrift der Metternichschen Zuschrift auch an das erwartungsvoll gespannte Haus Rothschild nach Frankfurt gelangen zu lassen.

Doch war es jetzt nicht an der Zeit, diese Frage wieder aufzunehmen. Viel wichtiger war es, Napoleons Herr zu werden, der seine Macht in Frankreich auch militärisch wieder aufzurichten begann. Am 25. März 1815 hatten die vier Hauptmächte ihr einstiges Bündnis erneuert. Jede verpflichtete sich, 150 000 Mann zu stellen, und England sollte die geringere Anzahl Truppen durch Subsidien ersetzen. So wollte man schließlich durch gemeinsame Anstrengungen die endgültige Vernichtung Napoleons erreichen. Wieder ergab sich also die Notwendigkeit, Subsidien Englands an die verschiedenen Festlandsmächte, darunter in bedeutendem Maße auch an Preußen und Österreich, zu übermitteln. Preußen insbesondere war abermals in größter Verlegenheit, und nur deren sofortige Behebung konnte seine weitere militärische Leistungsfähigkeit sichern. Herries und Nathan verdoppelten nun ihre fieberhafte Tätigkeit. Ende April ließ der letztere durch Salomon, der zu diesem Zwecke neuerdings nach Berlin reiste, die große Summe von 200 000 Pfund auf einmal der preußischen Regierung überbringen. Als auch dies zu wenig war, leistete Salomon, ohne Nathan vorher zu befragen, auf

Grundlage der englischen Subsidien, zu allerdings für ihn höchst gewinnreichem Kurse, einen weiteren Vorschuß von 150 000 Pfund. Nachträglich bewilligte dies Herries nicht nur anstandslos, sondern nahm auch den Salomons hohen Gewinn darstellenden bedeutenden Kursverlust der preußischen Regierung auf Englands Schulter.<sup>52</sup> Salomon trug dabei nicht nur erklecklichen Gewinn, sondern auch äußere Ehren davon, da er für seine sofortige Bereitwilligkeit, eine so hohe Summe auf eigene Verantwortung vorzustrecken, zum preußischen Kommerzienrat ernannt wurde, eine Auszeichnung, die ihn über die Mehrzahl seiner Konkurrenten hinaushob.

In Österreich war mittlerweile ein Wechsel in der obersten Leitung der Finanzen erfolgt. Graf Ugarte war zurückgetreten, und Graf Stadion, der hochbegabte und hochangesehene Staatsmann und erbitterte Gegner Napoleons, nahm seine Stelle ein. Das finanzielle Gebiet freilich lag diesem Manne, der bisher nur diplomatisch tätig gewesen war, ganz fern. Stadion trat daher sein neues Amt mit Bangen an. Grillparzer, der so große Stücke auf Stadion hielt, daß er ihn als einen der charaktervollsten<sup>53</sup>, ja als den großartigsten Mann bezeichnete, dem er je begegnet sei<sup>54</sup>, schrieb in sein Tagebuch, Stadion habe nach eigenem Geständnis nur sehr geringe finanzielle Kenntnisse gehabt.<sup>55</sup> Ein solcher Finanzminister mußte bald trotz seiner sonstigen menschlichen Größe ein günstiges Objekt für geschäftslüsterne und geschäftserfahrene Bankiers und Geldmänner abgeben. Da nun in Wien ein anderer Wind wehte und neue englische Subsidienzahlungen in Aussicht standen, machten sich die Brüder Rothschild sofort wieder durch Vermittlung von Herries und Limburger, aber auch durch direkte Zuschriften an die österreichische Regierung bemerkbar.

Stadion kannte sie noch zu wenig, wußte, da die großen Geschäfte Nathans absichtlich noch im Dunkel gehalten waren, auch darüber nichts Näheres und hatte nur höchst unsichere



Kenntnis über Herkunft und Geschäfte des Hauses Rothschild. Da fiel ihm einmal in einer Zuschrift auf, daß Meyer Amschel Rothschild & Söhne sich k. k. Hofagenten nannten und auch als solche unterzeichneten. Stadion zog hierüber bei der Staatskanzlei, zu Händen des nach der Schlacht von Leipzig zum Fürsten erhobenen Metternich, Erkundigung ein und betonte, diese Art Unterzeichnung falle ihm auf; da der Finanzhofstelle gar nicht bekannt sei, wann und in welcher Hinsicht die Rothschild diesen Charakter vom österreichischen Hofe erhalten hätten und doch hieraus Folgerungen gezogen werden könnten, so sehe er sich veranlaßt, von Metternich nähere Aufschlüsse hierüber zu erbitten.<sup>56</sup>

Diese Note wurde von der Geheimen Staatskanzlei wie folgt beantwortet: „Auf die schätzbare Anfrage . . . in betreff des von dem Frankfurter Handlungshause Rothschild angenommenen Titels kaiserlich-königliche Hofagenten gibt sich die Geheime Hof- und Staatskanzlei die Ehre zu erwidern, daß in ihren Protokollen nichts von einer Verleihung dieses Titels an besagtes Handlungshaus vorkommt und hierorts auch sonst darüber nichts bekannt sei.“<sup>57</sup>

In Wirklichkeit stand die Sache so, daß die Rothschild, was Stadion übersehen hatte, nicht als kaiserlich-königliche, sondern als kaiserliche Hofagenten gezeichnet hatten, wie ihnen dies nach dem Dekrete vom 29. Januar 1800, das Kaiser Franz, damals noch als Römisch-deutscher Kaiser, erlassen hatte, zustand.<sup>58</sup> Der Vorfall zeigte immerhin den Grad des Mißtrauens, das man der Familie Rothschild in Österreich entgegenbrachte.

Auch in Frankfurt setzte man ihr alle möglichen Widerstände entgegen. Um sie in der Ausdehnung ihrer stets zunehmenden Geschäfte zu stören, versuchte man dort die in der Stadt anwesenden Brüder gelegentlich des großen Aufgebotes gegen den wiedergekehrten Napoleon zu militärischer Dienstleistung zu zwingen. Angstvoll wandten sie sich an Nathan

um Hilfe, der nun beschloß, die Intervention in dieser Angelegenheit mit einer Lehre an die Adresse Österreichs zu verbinden, da er erkannte, daß von England her ein ganz energischer Druck ausgeübt werden müsse, um Österreich endlich auch in den Kundenkreis des für das Inselreich in Subsidiendingen geradezu schon monopolartig arbeitenden Rothschildschen Hauses herüberzuziehen. Nathan ging zu Herries, trug ihm die Sache vor, und dieser erwirkte nun einen Schritt des Foreign office beim österreichischen Gesandtschaftsrat in London, Herrn von Neumann, wonach dieser das Haus Rothschild dem österreichischen Bevollmächtigten in Frankfurt, dem Freiherrn von Hügel, empfehlen sollte. „Herr Baron,“ lautete dieses Schreiben aus London<sup>59</sup>, „die englische Regierung hat mich ersucht, E. E. das mit der Übermittlung unserer Subsidien betraute Haus Rothschild in Frankfurt ganz besonders zu empfehlen; es wird durch mehrere Brüder vertreten, deren einer hier etabliert und von der britischen Regierung zu all deren großen Finanzoperationen mit dem Festlande verwendet wird. Das Vertrauen, das er genießt, die Ausdehnung seiner Geschäfte haben, wie es scheint, ihm sowohl als seinen Brüdern die Eifersucht der Frankfurter Bankiers in einem Maße eingetragen, daß man versucht hat, sie dadurch zu belästigen (tourmenter), daß man sie zur militärischen Dienstleistung zwang. Da die englische Regierung scheinbar einen großen Wert darauf legt, daß dieses Haus in keiner Weise belästigt werde und die Wohlfahrt unseres Dienstes dabei direkt interessiert ist, habe ich geglaubt, mich dieser Demarche nicht entziehen zu können, und bitte Sie daher, Herr Baron, dem genannten Hause allen Schutz und alle Hilfe angedeihen zu lassen, die von Ihnen abhängen.“

Freiherr von Hügel sandte dieses Schreiben sogleich nach Wien weiter, wo es Metternich und Stadion vorgelegt wurde und seine Wirkung nicht verfehlte. Von nun an stand man

der Übermittlung der Subsidien durch die Brüder Rothschild nicht mehr ablehnend gegenüber, und überhaupt entwickelten sich die staatsfinanziellen Geschäfte überall viel leichter, da Stadion seine auswärts befindlichen Beamten nicht so sehr am Gängelbände führte wie Ugarte. Der neue Finanzminister ließ ihrer Initiative und ihrem eigenen Ermessen um so mehr Spielraum, als sie an Ort und Stelle die Sachlage meist besser überblicken konnten und die langsamen Kommunikationsmittel ein Hin- und Herschreiben über sofort zu entscheidende Fragen oft gänzlich unmöglich machten. Herries begab sich überdies in jener Zeit selbst nach Frankfurt, wo sein Kommissär Limburger weilte und unter anderem mit dem Hofkommissär Schwinner über die an Österreich zu bezahlenden Beträge, die Stadion gerne in ausgemünztem oder Stangengeld gehabt hätte, verhandelte. Herries verlangte nachdrücklich, daß dem Hause Rothschild dabei möglichst freie Hand gelassen werde.

Der Generalkommissär und Nathan hatten infolge der Rückkehr Napoleons, die beider Pläne mit einem Schlage umgeworfen und neue Maßnahmen nötig gemacht hatte, alle Hände voll zu tun. Bargeld und zwar vornehmlich französisches zur Bekämpfung des kühnen Abenteurers aufzubringen, war das Allerwichtigste. Als solches weit und breit nicht mehr aufzutreiben war, ließ Herries auf Nathans Rat, ohne viel zu fragen, aus Barrenmetall Louisdors prägen, um die Armeen damit versorgen zu können. Napoleon hatte sich inzwischen Mitte Juni wieder zum Kampfe gestellt. Frankreich stand nur mit halbem Herzen hinter ihm, denn nach so langer Kriegezeit ersehnte man überall den Frieden und ertrug dafür, wenn auch schweren Herzens, die Invasion. Nun aber stand man neuerdings vor Opfern an Gut und Blut und dazu vor einem Kampfe, der gegen eine Übermacht auszufechten war. Einen Augenblick schien Napoleon das Kriegsglück wieder zu lächeln, aber schon am 16. Juni 1815 ereilte den Kaiser

der Franzosen sein Schicksal bei Waterloo. Er wurde völlig und entscheidend geschlagen, Abdankung, Gefangenschaft und Verbannung nach St. Helena war die Folge.

Herries und Nathan waren, als die Kämpfe in Frankreich wieder aufgenommen wurden, bereits nach London zurückgekehrt und harrten angstvoll der Nachrichten über die nahende Entscheidung. Von jeher legten Nathan und seine Brüder den größten Wert darauf, einander unmittelbar oder durch ihre Geschäftsfreunde möglichst schnell Nachrichten über wichtige Geschehnisse zukommen zu lassen, die irgendwie auf ihre Geschäfte von Einfluß sein oder etwa den Entschluß zu neuen Unternehmungen auslösen konnten. Nathan hatte den Kapitänen der von England nach dem Festlande verkehrenden Schiffe Prämien für die rascheste Übermittlung von Nachrichten versprochen. Dazu wies er seine Agenten in aller Welt an, ihm besonders über den Ausgang der zu erwartenden Kämpfe möglichst schnell Nachricht zu geben. Diese Maßnahmen hatten in der damaligen Zeit um so größere Bedeutung, als es keines der modernen technischen Nachrichtennittel gab und die durch Estafette, d. h. von Bote zu Bote, übermittelte Nachricht die schnellste Orientierungsmöglichkeit darstellte.

Nathans Vorsorge bewährte sich im Falle der Schlacht von Waterloo aufs beste. Einer seiner Agenten, Rothworth mit Namen, weilte in Erwartung der Nachrichten über den Ausgang des Feldzuges in Ostende. Diesem gelang es, die erste Zeitungsnachricht über den günstigen Ausgang der Schlacht, nämlich ein Blatt der holländischen „Gazette“, frisch von der Presse zu erhaschen und mit diesem ein eben nach London abgehendes Schiff zu besteigen. Er traf sehr früh am Morgen des 20. Juni in der britischen Hauptstadt ein und verständigte augenblicklich Nathan, der die ihm zugekommene Siegesnachricht an Herries und damit an die englische Regierung weitergab. Diese nahm die Sache zunächst un-

gläubig auf, da sie selbst noch keine Nachricht hatte und der von Wellington entsandte Major Henry Percy mit der Meldung des Feldmarschalls erst am 21. ankam.<sup>60</sup> Dieses Früherwissen einer so wichtigen Nachricht machte großen Eindruck bei den Mitgliedern der britischen Regierung und wurde schließlich auch allgemein bekannt. Da im Publikum ungefähr gleichzeitig die weitgehende Verwendung Nathan Rothschilds im Dienste des englischen Schatzamtes offenbar wurde, spannen sich ganze Legenden darum, wie Nathan zu dieser Wissenschaft gekommen war und wie er sie ausgenutzt hatte. Bald sollte er eine Taubenpost eingerichtet, bald höchstpersönlich die Schlacht von Waterloo mitgemacht und in halsbrecherischem Ritt den Kanal erreicht haben. Dort mußte natürlich, damit die Erzählung noch romantischer sei, schwerer Sturm herrschen, so daß Nathan London nur mit Lebensgefahr erreichen konnte. Dann hätte Nathan die Nachricht gleich an der Börse verwertet, und so sei mit einem Schlage das riesige Vermögen der Rothschild entstanden. Es versteht sich von selbst, daß Nathan die frühzeitig erhaltene Kunde sofort, natürlich nicht zu seinem Schaden, in seine geschäftlichen Kalküls einstellte, aber im Wesen war das Vermögen der Brüder Rothschild durch die Gewinne an den früher geschilderten Geldgeschäften entstanden, und der glückliche Ausgang der Schlacht bei Waterloo vermehrte es nur und eröffnete weitere Perspektiven für künftige gewinnreiche Geschäfte. Und dies natürlich um so mehr, als ja vor allem England triumphierte, wohin Nathan das Schwergewicht der Rothschildschen Unternehmungen verlegt hatte.

Trotz der glücklichen Beendigung des kaum sechstägigen Feldzuges zahlte England die Subsidien an die Festlandsmächte weiter. Für Österreich z. B. wurde für die Monate August und September das Haus Rothschild vom englischen Schatzamt, also Herries und Nathan, beauftragt, 277 777 Pfund



auf Verlangen sogleich und ohne allen Eskompte auszu- zahlen, damit Österreich die Gelder ohne irgendeinen Verlust erhalte.<sup>61</sup> Die auf die Brüder Rothschild entfallende Provision zahlte England selbst. In den folgenden Monaten bis einschließlich Dezember wurden die Zahlungen fortgesetzt. Stadion hatte den Wunsch geäußert, möglichst viel Münzen zu erhalten. Das erschwerte die Übermittlung und hatte eine Senkung des Kurses zur Folge, war aber auch ein Ausfluß des Mißtrauens, das auch der Vertreter Österreichs in Frankfurt, Schwinner, nicht zu zerstreuen vermochte. Nur von englischer Seite arbeitete man dieser Meinung auf das energischste entgegen, und es ergab sich demgemäß ein Briefwechsel, der sehr deutlich zeigt, wie hoch man im Vergleich zu Österreich in England oder zumindest in dem damals maßgebenden Kreise des Generalkommissärs Herries schon zu jener Zeit das Ansehen und den Reichtum des doch noch so jungen Handelshauses Rothschild einschätzte.

„Der . . . Kurs (des Pfundes)“, schrieb im November 1815 Schwinner an die Londoner österreichische Gesandtschaft, „ging in den ersteren Tagen des Monats November immer höher, bis gegen den 9. hin derselbe etwas flau ward, weil Rothschild in der Meinung, daß die österreichischen Finanzen auf der Übernahme großer Summen klingender Münze bestehen werden, die von Fremden ausgebotenen Tratten nicht angekauft hat. Dieser Fall möchte wohl die Überzeugung des englischen Kommissärs Freiherrn von Limburger, in die auch der vor einigen Monaten hier anwesend geweste Generalkommissär Herr von Herries einstimmte, rechtfertigen, daß, je mehr dem Hause Rothschild hierin freie Hand gelassen wird, . . . desto gewisser der Kurs der englischen Tratten auf seiner Höhe sich erhalten werde. Das Haus Rothschild hat in dieser Hinsicht für die November- und Dezemberrate . . . Wechselbriefe angetragen, wovon bei den früheren Zahlungen schon mehrere Millionen angenommen und vollständig einkassiert

worden sind, allein ich konnte mich, ungeachtet der Gewißheit, daß die allgemein anerkannte Solidität des Hauses Rothschild für diese von ihm übernommenen Effekten vollkommen gutschreiben könne, dennoch nicht von den Maßregeln trennen, an die man für jenen Fall sich halten müßte, wenn gegen alles Vermuten die Einkassierung der Wechsel gefährdet werde. Diese Maßregeln glaubte ich in der Vorsicht aufgefunden zu haben, daß der Freiherr von Limburger im Namen des englischen Gouvernements sich zur schriftlichen Erklärung herbeiließe, daß die k. k. Finanzen in jedem Falle durch das englische Gouvernement unmittelbar schadlos gehalten werden, wenn durch die Einkassierung der von Rothschild übernommenen Wechsel was immer für ein Schaden oder Verlust zugehe.“<sup>62</sup>

Schwinner hatte schon früher einmal Limburger gegenüber seine Bedenken und seine Furcht vor der Verantwortung bei Verlusten „zufolge mangelhafter Solidität des Hauses Rothschild“ geäußert. Dieser aber hatte ihm darauf wie folgt geantwortet:

„Euer Hochwohlgeboren geehrte Zuschrift von heute habe ich erhalten. Ohnmöglich kann ich den Gerüchten, welche Sie mir mitteilen, den geringsten Glauben geben, vielmehr halte ich solche für boshafte Verleumdungen, welche die ausgezeichnetste Strafe verdienen. Um übrigens Euer Hochwohlgeboren auf jeden Fall zu beruhigen, so wiederhole ich Ihnen im Namen meines Gouvernements, was der Commissaire en chef Herr Herries Ihnen bei seinem Hiersein mündlich erklärt hat, daß nämlich das k. k. österreichische Gouvernement, wenn auch wirklich die übernommenen Wechsel nicht bezahlt werden sollten, in keinem Falle verliere, vielmehr schadlos gehalten werden würde, im Fall wider Erwarten bei Einziehen der gleichen Wechsel ein Verlust entstehen sollte. Fürs erste ist bei den großen Summen, welche Euer Hochwohlgeboren in solchen Tratten bisher erhalten, nie ein der-

gleichen Fall eingetreten, und zweitens ist das Haus Rothschild in sich selbst zu reich und zu mächtig, um dergleichen Verlust nicht augenblicklich selbst zu vergüten, ohne daß es einmal der Dazwischenkunft meines Gouvernements bedürfen würde.“<sup>63</sup>

Diese ganze Korrespondenz wurde von Schwinner nach Wien gesandt und gelangte zur Kenntniss Metternichs und Stadions. Da den beiden nun von allen Seiten beruhigende und nur günstige Kunde insbesondere auch über den gewaltigen Kredit, den das Haus Rothschild genoß, zukamen, gewann man in Wien volles Vertrauen. Von nun an wurde das Haus Rothschild für die finanziellen Dienste Österreichs in weitestgehendem Maße auch in Geschäften herangezogen, die mit den englischen Subsidien nichts zu tun hatten. So war es Nathan gelungen, für seine Person hinter den Kulissen zu bleiben und seine Brüder auf dem Festland bei der österreichischen Finanzverwaltung in den Sattel zu setzen. Daraus sollte sich binnen weniger Jahre auch eine engere politische Verbindung mit den leitenden Kreisen des Kaiserstaates entwickeln. Während das Ansehen der Familie Rothschild im Auslande immer mehr stieg und sie infolge der gewaltigen finanziellen Staatsgeschäfte, die ihnen anvertraut wurden, ihr Vermögen ins Ungemessene vermehrte, kämpfte sie in ihrer Heimatstadt Frankfurt um die zur Zeit der Franzosenherrschaft errungene Gleichstellung der Juden mit den übrigen Bürgern. Trotz der Beschlüsse des Wiener Kongresses, trotz Metternich und Hardenberg, war diese Gleichstellung durch den feindlichen Senat bedroht. Nun aber wagten sich die Brüder Rothschild, durch ihre Position bei den Großmächten kühner gemacht, im Interesse ihrer Stammesgenossen schon weiter vor.

Dem neugegründeten Bundestag in Frankfurt stand in dieser Sache nunmehr ein gewichtiges Wort zu, und es galt für die Rothschild, die stimmführenden Vertreter der Mächte für

ihre Sache zu gewinnen. Einen warmen Freund hatten sie dort schon in dem Vertreter des Kurfürsten von Hessen, der in seinem Lande alles bis zum Zopf der Soldaten so wieder eingeführt hatte, wie es einst gewesen, und der sich eben wieder mit seinen Ständen um finanzielle Dinge sowie um die Frage der Trennung der Staatskasse von der fürstlichen Privatkasse stritt. Er hatte am 17. Oktober 1815 seinen Vermögensverwalter, den alten Förderer der Familie Rothschild, Buderus von Carlshausen, der inzwischen zum Geheimen Rat und Kammerpräsidenten aufgerückt war, zu seinem Gesandten beim Deutschen Bundestage ernannt. Von Carlshausen war kurz vorher der Ersatzforderungen seines Herrn wegen in Paris gewesen und hatte James die Interessen des Kurfürsten besonders ans Herz gelegt. Nun sollte er gleichsam als Verbindungs-offizier zwischen dem Kurfürsten und dem Hause Rothschild dienen, wie er es früher schon immer gewesen. Nur hatte sich das Blatt einigermaßen gewendet; früher waren die Rothschild die Bittenden, nun suchten der Kurfürst und Buderus nähere Verbindung. Die Brüder Rothschild vergaßen den beiden freilich nicht, was sie ihnen zu verdanken hatten, und suchten möglichst allen ihren Wünschen gerecht zu werden, aber die Geschäfte mit dem Kurfürsten waren stark in den Hintergrund getreten, seitdem die Familie mit den europäischen Staaten in die Millionen gehende Geldgeschäfte machte. Jedenfalls waren bei dieser ersten großen Verbindung der Familie Rothschild alle Beteiligten gut gefahren. Der Kurfürst, mit dessen während der Napoleonischen Wirren bedrohten, in aller Welt verstreuten Vermögensteilen sie so gut zu operieren verstanden hatten, Buderus, der nun ein steinreicher Mann war, und die Rothschild selbst, denen die Gelder des Kurfürsten ihre ausgedehnten Geschäfte zu Anfang überhaupt erst ermöglicht hatten. Natürlich bearbeiteten sie von Carlshausen, das allgemeine Interesse der Juden beim Bundestage zu vertreten.

Dann wandten sich Salomon und Karl Rothschild an den preußischen Staatskanzler, Fürsten Hardenberg, und sandten ihm eine Abschrift jenes Briefes, den Metternich bei Abschluß des Wiener Kongresses an den Vertreter der Judenschaft gerichtet hatte, mit folgendem Begleitschreiben<sup>64</sup>:

„Mit ehrfurchtsvollster Zuversicht überreichen wir Euer Durchlaucht die beiliegende für das Schicksal der israelitischen Gemeinde zu Frankfurt höchst wichtige Schrift.

Nach allem, was Euer Durchlaucht in den letzten Jahren für diese Gemeinde getan haben, muß es uns erlaubt sein, zu hoffen, daß Hochdieselbe ihr auch in diesem entscheidenden Zeitpunkt Ihren mächtigen Schutz nicht entziehen werden. Nur dieser allein kann der Frankfurter Judenschaft für die Zukunft eine erträgliche Existenz bereiten. Da aber alles davon abhängt, daß die von dem Bundestage ernannte Kommission bei der Behandlung dieser Sache nach gerechten, billigen und aufgeklärten Grundsätzen verfare und eine von Euer Durchlaucht in diesem Sinne gegebene Impulsion nichts anderes als die ersprißlichsten Folgen haben wird, so bitten wir Hochdieselbe, so ehrerbietig als angelegentlich, dem königlich preußischen Gesandten in Frankfurt baldmöglichst diejenigen Vorschriften gnädigst zu erteilen, welche in der Beilage als die letzten noch übrigen Rettungsmittel bezeichnet sind.“

Dieser Brief war notwendig geworden, weil deutliche Anzeichen dafür vorhanden waren, daß der Senat sich um die Beschlüsse des Wiener Kongresses wenig zu kümmern beabsichtigte. Das hatte auch finanzielle Folgen. Noch waren einige von der Judenschaft für die Befreiung ausgestellte Obligationen nicht eingelöst. Nun wollten die Juden das Geld erst dann wirklich erlegen, wenn es sicher war, daß die ihnen dadurch erkauften Rechte auch bestehen blieben. Das Haus Meyer Amschel Rothschild & Söhne schrieb gleichlautend an Hardenberg und Metternich, es sei ihnen wohl mitgeteilt



worden, daß alle wohlerworbenen Rechte jeder Klasse der Frankfurter Einwohner aufrechterhalten werden sollen und daher der Auszahlung der Obligationen nichts mehr entgegenstehe. „Da indes“, so hieß es weiter, „von einem hohen Magistrate in Frankfurt am Main hierüber bis jetzt noch nichts verfügt worden ist und die Inhaber der befragten Obligationen täglich dringender die Auszahlung derselben betreiben, so bitten wir untertänigst um die gnädigst gefällige Verfügung, daß die Einlösung dieser Obligationen nun ohne weiteren Anstand geschehen möge.

Wir hoffen um so mehr auf die gnädigste Gewährung unserer untertänigsten Bitte rechnen zu dürfen, da die Gelder hiezu schon lange in Bereitschaft liegen und es nur der Verfügung zur Abgabe derselben bedarf.“<sup>65</sup>

Die Rothschild wollten vor der Auszahlung dieser Gelder seitens der Stadt Frankfurt die Zusicherung haben, daß sie den Vertrag mit Dalberg über die Gleichberechtigung der Juden vom 28. Dez. 1811 nicht weiter anfechte. Die beiden Adressaten waren einer Meinung, und Hardenberg schrieb Metternich, er halte dieses Verlangen für recht und billig, die Stadt Frankfurt könne rechtlicherweise nichts dagegen einwenden, und es wäre ratsam, daß die beiden Höfe es der Stadt Frankfurt gemeinschaftlich und ernstlich zur Pflicht machten, den genannten Vertrag als für sich rechtsverbindlich anzuerkennen und zu erfüllen.<sup>66</sup>

Österreichs Bevollmächtigter beim Bundestag und damit auch dessen Vorsitzender, Graf Buol-Schauenstein, war jedoch, im Gegensatz zu seinem Gebieter Metternich, kein Freund der Juden und hatte auch diesem seinen Ansichten gemäß nach Wien berichtet. Er fand, der Großherzog Dalberg habe das Bürgerrecht an eine Masse jüdischer Familien um ein Butterbrot verschleudert. „Noch ist“, berichtete der Gesandte aus Frankfurt, „der Handel der einzige Erwerbszweig, welchen die Juden ergreifen. Nach Art dieser Nation,

welche sich nie mit einer anderen amalgamiert, sondern immer nur in geschlossenen Reihen ihren Zweck verfolgt, werden sie bald die christlichen Handelshäuser überflügeln, mit ihrer ohnehin in einem schreckbaren Verhältnis fortschreitenden Population die Stadt überziehen und so nach und nach eine jüdische Handelsstadt an der Seite des ehrwürdigen Domes sich erheben.“<sup>67</sup>

Diese Einstellung Buols mußte bei der Haltung Metternichs schließlich natürlich zu einem Konflikt führen, vorläufig aber fiel in der Judenfrage nach keiner Richtung eine Entscheidung, und die Frage der Stellung der Juden in Frankfurt blieb bei den herrschenden Gegensätzen in der Schwebe.

In Paris boten sich damals Gelegenheiten zu neuen großen Geschäften, und alle Mitglieder des Hauses Rothschild waren vollauf damit beschäftigt, sie nach Möglichkeit zu nützen.

Die siegreichen Mächte legten Frankreich eine hohe Kriegskontribution auf, zu deren Bestimmung und Entgegennahme vier Kommissäre der Hauptmächte, unter dem Vorsitz des österreichischen, des schon bekannten Freiherrn von Barbier, mit dem Sitze in Paris ernannt wurden. Die an die Mächte zu bezahlende Summe wurde auf 700 Millionen Francs festgesetzt, die binnen fünf Jahren, und zwar in fünfzehn Raten zu 46 666 666 Francs vom 1. Dez. 1815 an zu entrichten waren. Sofort ergab sich wieder die Schwierigkeit der Übermittlung dieser Zahlungen an die Mächte. James erkannte die großen Gewinnmöglichkeiten, die sich aus dieser Lage der Dinge ergaben, avisierte seine Brüder und gab die Parole aus, alles zu tun, um den Auftrag zur Remittierung dieses französischen Tributs an die verschiedenen Empfängerstaaten zu erhalten. Die Brüder hatten dabei schweren Wettbewerb zu bestehen. Österreich bediente sich immer noch seiner vier Bankhäuser, die auch in Paris vertreten waren, und von England aus bemühten sich Baring und andere große Firmen in Verbindung mit dem Pariser Bankhause Ouvrard darum, den Auftrag zu

erhalten. Alle Unternehmer waren bestrebt, diese Gelegenheit zu einem ausgiebigen Fischzug zu benutzen, und die Art und Weise, wie die große Kontribution berichtigt werden könnte, beschäftigte alle Bankiers und Spekulanten. So erhielt Barbier einen Vorschlag der Compagnie Baring-Ouvrard, der unannehmbar war, weil man, wie Barbier meldete<sup>68</sup>, „den Unternehmern ungeheure Vorteile hätte verschreiben müssen, ohne selbst nur die Hauptzwecke, nämlich vollständige Sicherheit und Vorschüsse vor Fälligkeit zu erreichen“.

Österreich beabsichtigte damals unter anderem, große Summen aus dieser Kontribution zu verschiedenen, vorwiegend militärischen Zwecken nach Kolmar zu leiten. Dazu waren die vier Wiener Häuser, welche schlechte Verbindungen nach Deutschland hatten, nicht zu brauchen. Es handelte sich also darum, ob die Messagerien, d. h. die Postgesellschaften über Land, mit dieser Aufgabe zu betrauen seien, oder ob die Vermittlung von Bankiers in Anspruch genommen werden sollte. Der erste Weg flößte Barbier Besorgnisse ein. Die Sicherheit auf den Fahrstraßen war so bald nach den kriegerischen Wirren recht gering, was dadurch zum Ausdruck kam, daß die in Betracht kommende Gesellschaft „les vols à main armée“ bei ihrer Haftung ausgenommen hatte, weil auf einer anderen Straße ein Postfelleisen ausgeraubt worden war.

„Von den Frankfurter Banquiers Rothschild und Gontard“, meldete Barbier an Stadion<sup>69</sup>, „vernehme ich, daß sie ganz auf ihre Gefahr einige Geldsendungen für das in Frankreich verbleibende württembergische Truppenkorps übernommen hatten, für welche ihnen aber  $1\frac{1}{2}\%$  Provision bewilligt worden waren, was gerade den doppelten Betrag der von den Messageries geforderten Transportkosten von  $\frac{3}{4}\%$  ausmacht, dann daß sie für das russische Truppenkorps  $1\frac{1}{4}\%$  verlangt haben. Ich trug denselben die Versendung unserer Gelder auf ihre Gefahr und mit Inbegriff aller Kosten gegen eine Provi-

sion von 1% an, aber sie erklärten bestimmt, daß die Kosten und die Gefahr dabei zu groß wären, um sich mit dieser Provision begnügen zu können. Es blieb mir also nach mehreren Verhandlungen mit denselben nichts anderes übrig, als die verlangte Provision zu bewilligen, oder die wohlfeilere aber nicht ganz sichere Versendung mittels den Messengerien geschehen zu lassen.“

Freilich, die Messengerien waren billiger, aber ein einziger Unfall bei einer Teilsendung konnte diese Transportart zur allertheuersten machen. Barbier schloß daher mit den Häusern Rothschild und Gontard ab, und diese sandten am 6. Jan. 1816 den Schlußbrief über die Übermittlung von zunächst 2,2 Millionen Francs nach Kolmar ein. „Erlauben Hochdieselben,“ schrieben sie darin<sup>70</sup>, „die Versicherung hinzuzufügen, daß wir unsere vereinigten Kräfte aufbieten werden, um dies Geschäft zu Hochdero vollkommener Zufriedenheit auszuführen . . . Wir konnten dabei die Provision nicht niedriger anbieten, da die darauf haftenden Unkosten uns noch nicht genau bekannt sind. Wir werden es uns aber zur Pflicht machen, diese Provision bei denen künftigen Remittierungen zu reduzieren, wenn es uns die Umstände erlauben. Wir dürfen uns daher schmeicheln, daß uns Euer Exzellenz von künftigen Übermachungen Nachricht zu geben so geneigt sein wollen, um Hochdenenselben die billigsten Anträge machen zu können.“

Die beiden Häuser übernahmen die Übermittlung jener Summen von Paris nach Kolmar mit Verantwortung für Transportgefahr gegen  $1\frac{1}{4}\%$  der zu übermittelnden Beträge. Sie konnten das sehr leicht tun, denn sie ließen das Geld nicht wirklich reisen, sondern verschafften sich den Gegenwert durch ihre großen Verbindungen an der Übergabestelle selbst und konnten daher die hohe Provision völlig gefahrlos als Gewinn buchen. Als die Überweisungen einige Zeit in Gang waren, griff der kommandierende General in Kolmar, Baron

Frimont, der diese Provision zu hoch fand, ein und versuchte, das Geld mit militärischen Kurieren herüberzuschaffen. Nachdem er dies aber zwei Monate hindurch versucht hatte, streckte er, gewitzigt durch schlechte Erfahrungen, die Waffen und bat selbst<sup>71</sup>, daß diese Remittierungen und die Bezahlung der Offiziersgagen fortan wieder durch die Häuser Rothschild und Gontard erfolgen möchten, „wie dies mit den Geldern der Frankfurter Operationskasse am sichersten und verlässlichsten geschehe“.

Bei diesen Geschäften blieb es nicht. Bald wurden Barsendungen aus der im wesentlichen Eskeles und Geymüller anvertrauten französischen Kontribution in Millionenbeträgen<sup>72</sup> durch Rothschild und Gontard wieder gegen  $1\frac{1}{4}\%$  Provision nach Wien vermittelt. Trotzdem blieben große Aufträge der österreichischen Regierung noch den vier österreichischen Häusern anvertraut, und die mit diesen konkurrierenden Häuser Rothschild und Gontard mußten außerordentliche Anstrengungen machen, um auch nur Teilbeträge der französischen Kontributionsgelder zugewiesen zu erhalten. Der Wettbewerb war sehr scharf. Nun gelang es den Brüdern Rothschild endlich, Österreichs finanziellen Vertreter in Paris, Barbier, der ihnen bisher neutral gegenüberstand, auf ihre Seite zu ziehen, und er wurde mit der Zeit, wie aus dem Schriftwechsel mit dem sachlich und unparteiisch arbeitenden Grafen Stadion hervorgeht, ein warmer Anwalt der Familie Rothschild und der mit ihnen verbündeten Frankfurter Bankiers.

Stadion erkannte die pünktliche Dienstleistung der Brüder Rothschild bei Übermittlung der Subsidien Gelder an; Nathan sorgte schon dafür, daß der Minister von England aus darüber sehr genau aufgeklärt wurde. Die Periode der Subsidienzahlung war jetzt, da Napoleon auf St. Helena gefangen saß, völlig abgeschlossen, und die strikte Geheimhaltung dieses Geschäftes nicht nur nicht mehr nötig, sondern Nathan auch nicht mehr erwünscht, da die möglichst allgemeine Erkennt-



nis, welch gewaltige Summen damals durch die Hände des Hauses Rothschild gegangen waren, dessen Kredit und Ansehen nur in bedeutendem Maße heben konnte. Man muß bedenken, daß in der Zeit vom 1. Oktober 1811 bis zum Oktober 1816 nicht weniger als  $42\frac{1}{2}$  Millionen Pfund<sup>73</sup> durch Herries' Hände gegangen waren, wovon fast die Hälfte durch Vermittlung Nathans und seiner Brüder an die verschiedenen Festlandempfänger weitergeleitet wurde. In den vom Sohne Herries' herausgegebenen Memoiren des englischen Finanzmannes wird auszugsweise eine Denkschrift<sup>74</sup> wiedergegeben, die dieser seiner vorgesetzten Behörde übermittelte und die von Rothschild in den höchsten Tönen spricht. Freilich ist zu bedenken, daß Herries, wenn er Rothschild lobte, auch sich selbst Ehre antat, denn schließlich war er es, der die Verantwortung trug und bei etwaigen Fehlschlägen die Schuld hätte auf sich nehmen müssen.

„Das Handelshaus Mr. Rothschilds und seiner Brüder“, schrieb Herries, „hat mir vielleicht allein ermöglicht, die Wechseloperationen so glücklich durchzuführen. Die größte Anerkennung muß diesen gentlemen, die sich gänzlich dem öffentlichen Dienste gewidmet haben, für ihre Anstrengungen gezollt werden; der Lohn, den sie dafür erhalten werden . . . wird fair und ehrenhaft erworben sein.“ Herries betonte freilich<sup>75</sup>, er habe Nathan stets unter strenger Kontrolle gehalten, ihm ohne seine ausdrückliche Bewilligung nie einen Schritt erlaubt, und ihn fast ständig bei sich in seinem Zimmer gehabt, aber er sagte auch in einem Privatbrief an den Schatzkanzler wörtlich: „Ich bin es Mr. Rothschild schuldig, die Gelegenheit nicht zu versäumen, um von der Geschicklichkeit und dem Eifer Zeugnis abzulegen, mit welchem er diesen Dienst in aller Stille und so ausgeführt hat, daß sich kein nachteiliger Einfluß auf den Wechselkurs zeigte.“ Wie sehr man auch des Herries Zeugnis kritisch gegenüberstehen muß, zweifellos hat Nathan großzügige finanzielle Arbeit ge-

leistet, die ihm freilich auch persönlich ausgiebig zugute kam.

Der österreichische Finanzminister Graf Stadion war damals gerade im Begriff, die Finanzen seines Landes gründlich zu sanieren, das umlaufende Papiergeld zu vermindern und die Staatsschulden Österreichs, soweit es anging, herabzusetzen. Dazu brauchte er viel Bargeld. Es stand ihm zwar in Gestalt des österreichischen Anteils an der französischen Kriegsentschädigung in Aussicht, aber da die Zahlungen auf Jahre hinaus ratenweise verteilt waren und er dringend Geld benötigte, so dachte er daran, sich durch eine Vorschußoperation schneller große Summen zu verschaffen. Darum schrieb er aus Mailand<sup>76</sup> an Barbier nach Paris: „Sollten Anträge für eine Vorauszahlung der in den folgenden Jahren fälligen Kontributionsbeträge an E. E. gebracht werden, so bin ich der Meinung, daß ihnen Folge gegeben werden könnte, da dadurch der Vorteil erzielt wird, bald und mit Sicherheit eine große Summe zur Disposition der Finanzen zu erhalten.“

Barbier meldete hierauf seinem Minister: „Da derley Anträge nur von einer Gesellschaft von sehr vermöglichen Banquiers . . . erwartet werden konnten, so hatte ich damals diese Angelegenheit beim Hause Rothschild auf eine gute Art zur Sprache gebracht; diese Eröffnung blieb aber ohne Erfolg. Vor kurzem erklärte mir nun der junge Rothschild, daß es jetzt vielleicht möglich wäre, die Ablösung des österreichischen Kontributionsanteiles für die vier letzten Jahre auf einmal zu bewirken, und daß, wenn ich zu einer solchen Negotiation die Vollmacht hätte, dieselbe würde angeknüpft werden können. Ich verlangte von demselben darüber eine schriftliche Äußerung, er erwiderte mir aber, daß er dieselbe nicht geben könnte, bevor nicht ein Kommissar von Seite Österreichs die bestimmte Weisung würde erhalten haben, um darüber eine Verhandlung zu pflegen. Bei dieser Erklärung ist es seither stehen geblieben. Dieses führte mich auf die Ver-

mutung, daß der Antrag vorderhand bloß ein Projekt von Rothschild sein dürfte, welcher erst alsdann Gesellschafter für diese Unternehmungen suchen würde, wenn er die diesfällige Gesinnung von unserem Hofe würde vernommen haben . . . Rothschild sprach auch von dem enormen Rabatt von 40%.“

Barbier betonte, daß die Unternehmer dabei jedenfalls auf größten Gewinn spekulierten, und daß Rothschild durch Erwähnung dieses großen Rabattes hierauf vorbereiten wollte. Barbier schätzte den Verlust bei solchen Vorauszahlungen „nur“ auf etwa 20% und bemerkte schließlich, daß nur höhere Rücksichten es rätlich machen könnten, sich einen noch größeren Verlust als 20% gefallen zu lassen.

Die Forderungen, die die Rothschild stellten, waren freilich gewaltig hoch und der aus einer solchen Transaktion winkende Nutzen enorm zu nennen, aber allein die Tatsache, daß der Antrag gestellt wurde, die voraussetzte, daß die Brüder Rothschild und ihre Geschäftsfreunde imstande wären, sofort zahllose Millionen Francs Bargeld flüssig zu machen, zeigt, wie kapitalkräftig die Rothschild damals schon waren. Sie befanden sich bei einem solchen Geschäft gleichsam schon jenseits aller Konkurrenz und ließen sich diesen Vorrang auch bezahlen.

Die Geldbedürftigkeit Österreichs zu jener Zeit und die Aussichten, von den Brüdern Rothschild vielleicht doch zu besseren Bedingungen Vorschüsse zu erhalten, gab Stadion den Gedanken ein, sich diese Finanzfamilie, die unter ihrem Herkommen beträchtlich litt und alles aufbot, um ihre soziale Stellung zu verbessern, durch einen geschickten Schritt besonders zu verpflichten. Die Brüder Rothschild hatten sich nämlich nach Abschluß des Subsidiengeschäftes wiederholt an den Freiherrn von Handel und an Schwinner in Frankfurt mit der Bitte gewandt, sie aus diesem Anlaß zu einer Allerhöchsten Auszeichnung vorzuschlagen, ein Ersuchen, das Schwinner

an den Finanzminister, Grafen Stadion, weiterleitete. Dieser ergriff bereitwillig die sich so bietende Gelegenheit. Von den rund 1800000 Pfund = fünfzehn Millionen Gulden<sup>77</sup> betragenden Subsidien, die im Jahre 1815 flüssig gemacht wurden, realisierten anfangs die vier Wiener Wechselhäuser einen Betrag von ca. 2750000 Gulden an die österreichische Regierung gegen eine Provision von 1%. Ihre Gebarung ging jedoch nicht so schnell vor sich, wie man gewünscht hätte. Die österreichische Regierung sah sich daher gezwungen, bei den vier Wechselhäusern Vorschüsse auf die Bezahlungen zu verlangen, wofür sie 6% Zinsen entrichten mußte. Es war ihr also sehr erwünscht, als die englische Regierung sich herbeiliess, die Gelder in großen Summen, ja sogar mehrmonatige Raten im voraus beim Hause Rothschild zahlbar zu machen, wofür österreichischerseits nicht nur an dieses keine Provision bezahlt zu werden brauchte, daher die 1% erspart wurden, sondern auch die Notwendigkeit, Vorschüsse zu 6% aufzunehmen, wegfiel. In dem Vortrage des Finanzministers an Kaiser Franz heißt es nun demgemäß<sup>78</sup>: „Graf Stadion schmeichelt sich, daß die Führung dieses Geschäfts sich des Allerhöchsten Beifalles erfreuen werde. Er hält es aber auch für Pflicht, zugunsten des Frankfurter Wechselhauses Meyer Amschel Rothschild & Söhne auf eine Auszeichnung anzutragen, da dieses Haus ganz besonders zu dem guten Erfolge des schnellen und richtigen Einflusses der so bedeutenden englischen Subsidien Gelder mitwirkte, und dieses Haus bei den gegenwärtigen Umständen vielleicht noch ferner benutzt werden muß. Dieses Haus besitzt ein sehr großes Vermögen, aber einen noch größeren Kredit und kann sogar Geschäfte, die für einen Privaten auf dem Continente ungeheuer scheinen, aus dem Grunde machen, weil es von der großbritannischen Regierung zu den ausgedehntesten Operationen gebraucht und daher von ihr mit den entsprechenden Geldmitteln unterstützt wird.

Aus der Übersicht der Subsidienrealisierung zeigt sich, daß das Haus Rothschild allein 1442000 Pfund Sterling, 3 Shillings 5 Pence mit einem Betrage von 12203822 fl. 43 Conv.-Münze realisiert hat. Aus dem Berichte des damaligen Hofkommissionsrates Schwinner, welcher die Subsidienrealisierung in Frankfurt leitete, geht hervor, daß Rothschild nicht nur mit der größten Ordnung und Pünktlichkeit jedesmal bezahlt, sondern bei verschiedenen Anlässen, wie bei Umsetzungen von fremden Münzen und Wechseln, sich immer mit der größten Bereitwilligkeit und ohne kleinlichen Eigennutz benommen habe.

Der Chef dieses Hauses hat nach dem beendigten Subsidien-geschäfte den Wunsch geäußert, seine geleisteten Dienste öffentlich von Euer Majestät anerkannt zu sehen. Daher wurde von dem Hofkommissionsrate Schwinner der Vorschlag über die Art der Auszeichnung abverlangt. Er pflog darüber mit dem damals in Frankfurt gewesenen Grätzer Polizeidirektor Göhausen Rücksprache . . . Dieser trägt auf die taxfreie Verleihung des Titels ‚k. k. Rat‘ an den Chef dieses Hauses an, da ein ähnlicher Titel aus gleicher Veranlassung den Gebrüdern Kaula in Hanau und Stuttgart und auch anderen Israeliten verliehen wurde. Die Verleihung des Adelsstandes würde dagegen bei den christlichen Wechselhäusern Eifersucht erregen und in dem gegenwärtigen Augenblicke, wo die bürgerliche Existenz der Frankfurter Judengemeinde erst verhandelt werden soll, eine besondere Sensation machen.

Der Hofkommissionsrat Schwinner hält die Verleihung des k. k. Ratstitels nicht für angemessen, da mit diesem Titel ausgezeichnete Staatsbeamte belohnt zu werden pflegen, und erklärt sich für die Verleihung des erbländischen Adelstandes, da ihm die Besorgnisse des Polizeidirektors nicht richtig scheinen. Seither hat Rothschild wiederholt um eine Auszeichnung zur Belohnung zu seiner und anderer Aufmunterung gebeten.



Graf Stadion erinnert: die von Rothschild geleisteten Dienste sind nicht von der Art, um sie mit einem Orden belohnen zu können; die Zivilehrenmedaille hingegen dürfte seiner Erwartung nicht zusagen. Bei dem großen Vermögen, welches er besitzt, kann es ihm noch weniger darum zu tun sein, eine Belohnung im Gelde oder Geldeswerte zu erhalten, welche für jeden Fall der hohen Würde des Gebers entsprechen, folglich sehr ansehnlich sein müßte und daher viel kosten würde. Die Verleihung von Titeln ist nach dem Erachten des Grafen Stadion mehr für Beamte angemessen und dürfte, da Rothschild deren schon mehrere führt, wenig Eindruck auf ihn machen. Daher bittet Graf Stadion, daß Euer Majestät als ein öffentliches Merkmal der Allerhöchsten Zufriedenheit mit den geleisteten Diensten des Frankfurter Hauses Meyer Amschel Rothschild & Söhne den beiden vorhandenen Brüdern dieses Hauses den deutscherbländischen Adelsstand mit gänzlicher Nachsicht der Taxe gnädigst verleihen und ihn, Graf Stadion, ermächtigen wollen, demselben in einem besonderen Schreiben Euer Majestät Allerhöchste Zufriedenheit zu erkennen geben zu dürfen.“

Der Vortrag wurde nun noch zur Begutachtung an den Staats- und Konferenzrat, Freiherrn von Lederer, geleitet. Dieser Mann, die rechte Hand des Staats- und Konferenzministers Grafen Zichy, hatte den Kaiser bei seiner Flucht vor Napoleon im Jahre 1809 begleitet und dabei dessen Neigung und Vertrauen erworben. Als nach dem Wiener Kongreß die Neuordnung Österreichs vorgenommen wurde, war Graf Zichy an die Spitze des Zentralorgans für Behandlung aller diese Neuordnung betreffenden Angelegenheiten ernannt worden, und es wurde die Aufgabe des Freiherrn von Lederer, die von allen Seiten einlaufenden Vorschläge zu prüfen und zu beurteilen. Während Stadion sich für die Dienste des Hauses Rothschild so sehr erwärmte, hatte sich Lederer ihnen gegenüber einen kühlen Kopf bewahrt. Er sah

in ihnen nur eine kaltrechnende Familie von Geldverdienern, denen jedes andere Interesse als das ihre fernelag, und erstattete daher einen eingehenden Bericht, der gegen die Verleihung des Adels an die Rothschild sprach. Einleitend erläuterte Lederer in einer Tabelle die Bewegung des Pfundes vor und nach der Schlacht bei Waterloo, wie sie den Rothschild'schen Zahlungen zugrunde gelegt worden war.

„Im Jahre 1814“	schrieb er <sup>79</sup> ,	„wurde das Pfund Sterling im Durchschnitte zu . . . . . 8 fl 11 <sup>1</sup> / <sub>8</sub> x
im Jahre 1815 vor	der Schlacht von Waterloo zu 7 „	42 <sup>3</sup> / <sub>5</sub> „
„ „ 1815 nach „	„ „ „	„ 8 „ 50 <sup>3</sup> / <sub>4</sub> „
„ ganzen Jahre 1815		„ 8 „ 23 <sup>1</sup> / <sub>2</sub> „
in den beiden Jahren 1814 und 1815		„ 8 „ 21 <sup>3</sup> / <sub>4</sub> „

realisiert.

Ich gehe nun zu der von dem Finanzminister in Antrag gebrachten Belohnung der zwei Brüder Rothschild über. Es kömmt hiebei auf die Erörterung von zwei Fragen an: 1. Haben sich dieselben um den österreichischen Staatschatz in diesem Geschäfte verdienstlich gemacht und worin besteht ihr Verdienst? 2. Worin dürfte die Anerkennung dieses Verdienstes geschehen?

ad 1. Das Haus Rothschild ist erst im Junius 1815 als Geschäftsführer der englischen Regierung bei der Realisierung der Subsidien eingetreten. Es besorgte die Zahlung für diese Regierung, von der es dafür gewiß eine reichliche Provision bezog und der es daran lag, das Kursverhältnis zwischen England und dem Kontinente so viel wie möglich zugunsten Englands zu halten und zu verbessern. Von Österreich war das Haus Rothschild gar nie berechtigt, für die im Rahmen der englischen Regierung bezahlten Gelder eine Provision zu verlangen. Wenn es sich hiebei klug benahm, so hat es dem Vertrauen und der Absicht der englischen Regierung entsprochen. Wieviel aber hiebei seinen Bemühungen und wieviel den glücklichen Ereignissen zugesprochen werden darf,

läßt sich aus dem Resultate der Realisierung vor und nach der Schlacht bei Waterloo abnehmen. Wenn das Haus Rothschild die Zahlung mit Ordnung und Pünktlichkeit leistete, so hat es nur seine Pflicht getan. Selbst den Umstand, daß es, wie Schwinner anführt, die dem österreichischen Staatsschatz obgelegenen Zahlungen an das Generalgouvernement in Frankfurt und an die davon abhängigen Militärbranchen aus den Subsidiengeldern geleistet hat, ohne dafür insbesondere eine Provision zu fordern, kann ich dem Hause Rothschild nicht hoch anrechnen, denn es bezog ja für die ganze Summe die Provision von England und verursachte demselben wohl keine größere Mühe, ob es teilweise Zahlung an die gedachten Behörden oder an die Zentralkasse in Frankfurt leistete. Überhaupt kann ich mir von Geschäften eines Handlungshauses, wobei es sein Interesse aus dem Gesichte verlöre, keinen Begriff machen. Der Handelsmann unternimmt Geschäfte, um zu gewinnen. Aber er maße sich dabei kein Verdienst an, wo keines ist.

Graf Stadion legt überdies einen Wert darauf, die Geneigtheit eines Hauses von so ausgebreitetem Kredit für künftige Fälle zu gewinnen. Ich muß gestehen, ich vermag mir diesen Erfolg von was immer einer dem Hause Rothschild zuteil werdenden Auszeichnung nicht zu versprechen. Dasselbe wird auch in der Zukunft Geschäfte mit der österreichischen Finanzverwaltung eingehen, es wird darum buhlen, wenn es dabei seine Rechnung findet. Es wird aber selbe im entgegengesetzten Falle ablehnen, wenn auch die Vorsteher dieses Hauses der Gnade Eurer Majestät eine Auszeichnung zu verdanken haben. Die Rechentafel ist der erste und mächtigste Bestimmungsgrund des Handelsmannes in Geldgeschäften. Da indessen das Haus Rothschild in so bedeutenden Geldgeschäften mit der österreichischen Finanzverwaltung stand, wobei diese die Bezahlung der Provision ersparte, so scheint es mir schicklich und der Würde Eurer Majestät gemäß, den

beiden Brüdern Rothschild einen Beweis der Allerhöchsten Gnade zu geben. Nach dieser Ansicht könnte ich aber ad 2. mich mit dem Antrage der Verleihung des deutsch-erbländischen Adels nicht vereinigen. Dieser soll nur Lohn des Verdienstes sein; es tritt überdies hier noch die besondere Rücksicht ein, daß die Gebrüder Rothschild Israeliten sind. Wir haben zwar Fälle, wo Euer Majestät sich bestimmt fanden, Israeliten in den österreichischen Adelstand zu erheben, z. B. den Baron Arnsteiner, den Ritter von Eskeles, allein ob es nicht eine politische Inkongruität wäre, gerade jetzt, wo die Ansprüche der Frankfurter Juden auf das Bürgerrecht noch ein Gegenstand der Diskussion sind und von dem Resultate der diesfallsigen Verhandlung des Bundestages abhängen, eine solche Auszeichnung jüdischen Handelsleuten angedeihen zu lassen, darüber kann ich mir kein Urteil erlauben und nur darauf einraten, daß, wenn Euer Majestät übrigens geneigt wäre, den Antrag des Grafen Stadion zu genehmigen, noch vorläufig der Minister der auswärtigen Geschäfte zu vernehmen wäre. Ich meinerseits halte es aber für das angemessenste, jeden der beiden Brüder Rothschild mit einer goldenen Dose, mit dem Chiffre Euer Majestät in Brillanten geziert, zu beschenken. Über den hiebei zu beachtenden Geldwert des Geschenkes hätte sich Graf Stadion noch zu äußern.“

Graf Zichy, bei dem dieses Gutachten auf seinem Wege zum Kaiser durchlief, fand zwar die Bemerkungen des Freiherrn von Lederer „grundhältig“, bemerkte aber, doch nicht gleich für die Ablehnung des Antrages stimmen zu können. Da Fürst Metternich über die Verhältnisse der Israeliten in Frankfurt die beste Auskunft zu erstatten imstande sei und das Handlungshaus Rothschild dennoch einige Verdienste für das Allerhöchste Aerarium habe, so solle man erst das Gutachten des Fürsten Metternich einholen.<sup>80</sup> Hierauf forderte Kaiser Franz mit Kabinettschreiben an Metternich eine



Wappenentwurf, 1817 von der Familie Rothschild vorgelegt



12. Das 1817 bewilligte Wappen der Familie Rothschild





Äußerung über den Antrag Stadions ein und fragte, ob die gegenwärtigen Verhältnisse der Juden in Frankfurt es nicht in politischer Hinsicht unschicklich machten, gerade jüdische Handelsleute so auszuzeichnen.<sup>81</sup>

Nun also sollte Metternich entscheiden. Jener Mann, der, wie bekannt, den Frankfurter Juden wohlgesinnt war, und mit dessen Einverständnis ja Stadion seinen Antrag erstattet hatte. Damit war alles auch schon zugunsten der Familie Rothschild erledigt, und Metternich trat im mündlichen Vortrage bei Kaiser Franz für die Verleihung des Adels an das Haus Rothschild ein.

Mit Rücksicht auf die großen finanzpolitischen Erwägungen, die Stadion diesem Antrage zugrunde legte und die von Metternich dabei hervorgehoben wurden, stimmte der Kaiser zu, obwohl er sich sagte, daß der einheimische kleine Adel die Erhebung fremder Juden in den österreichischen Adelsstand mit sehr gemischten Gefühlen begrüßen würde. Das Handschreiben zur Adelsverleihung an Amschel und Salomon für die Realisierung der englischen Subsidien erging aus Schönbrunn am 25. Sept. 1816.<sup>82</sup> Wenige Tage später — man hatte indessen Stadion nahegelegt, daß die beiden andern Brüder Karl und James, die man ebenfalls für die geplanten Operationen brauchte, sich vielleicht zurückgesetzt fühlen könnten — beantragte Stadion auch die Erhebung dieser zwei Brüder in den Adelsstand, was von Kaiser Franz mit Kabinettserslaß vom 21. Okt. 1816<sup>83</sup> bewilligt wurde. Kaum war das Handschreiben des Kaisers ergangen, so ließ es Ugarte in der offiziellen Wiener Zeitung einrücken. Stadion bedankte sich dafür ausdrücklich beim Kanzler, was wiederum zeigt, welchen Wert er auf die ganze Sache legte, und teilte Ugarte gleichzeitig mit, daß er die beiden Brüder Rothschild bereits aufgefordert habe, einen Wappenentwurf einzusenden und sich zu erklären, ob sie etwa auch ein adeliges Prädikat anzunehmen wünschten.<sup>84</sup>

Stadion hatte auch Ugarte seine in dem Vortrag an den Kaiser ausgeführten Gründe für die Adelsverleihung mitgeteilt und fügte noch hinzu: „Ich glaube jedoch, daß sich in dem Diplom selbst keineswegs in das Detail des Verdienstes eingelassen, sondern bloß im allgemeinen aufgeführt werden sollte: daß, weil die beiden Brüder Meyer Amschel Rothschild und Salomon Meyer Rothschild das sehr bedeutende englische Subsidiengeschäft im Jahre 1815 nicht nur allein mit der größten Ordnung und Pünktlichkeit geführt, sondern sich dabei auch durch eine besondere Willfährigkeit und Dienstwilligkeit außer ihren eigentlichen Obliegenheiten ausgezeichnet haben, Seine Majestät sich allergnädigst bewogen finde, etc. etc.“

Inzwischen legten die Brüder Rothschild, der Aufforderung Stadions folgend, einen Wappenentwurf vor, den die Abbildung auf Tafel 12 oben zeigt. Diesem fügten sie ein von Salomon Rothschild eigenhändig geschriebenes Blatt bei<sup>85</sup>, das die Erklärung des Wappens enthielt. Auf diesem stand zu lesen: „Erstes Feld: Durchschnittenes rotes und gelbes Feld, halber schwarzer Adler in gelbem Felde. Anspielung auf das k. k. österreichische Wappen.

Zweites Feld: Leopard in rotem Felde; Anspielung auf das königlich englische Wappen.

Drittes Feld: Löwe; Anspielung auf das kurfürstlich hessische Wappen.

Viertes Feld: Arm mit fünf Pfeilen in blauem Felde; Symbol der Einigkeit unter den fünf Brüdern.

Rotes Schild in der Mitte des Wappens. Das Wappen wird zur Rechten von einem Jagdhunde, dem Symbol der Treue, und zur Linken von einem Storche, dem Symbol der Frömmigkeit und des Glücks gehalten. Das Ganze hat eine Krone, aus der sich der hessische Löwe erhebt.“

Gleichzeitig mit der Vorlage dieses Entwurfes baten die Rothschild, daß für jeden der vier Brüder, da sie in verschiedenen

Ländern lebten, ein gesondertes Adelsdiplom ausgefertigt werde. Der Entwurf wurde nun dem „Wappeninspektor“ — eine solche Stellung gab es im damaligen Österreich — übermittelt und sein Gutachten darüber eingefordert. Der Wappeninspektor bemerkte zunächst, man habe nichts dagegen, vier Diplome auszufertigen, obwohl mit kaiserlichen Diplomen „besonders bei der israelitischen Nation aus mehreren Ursachen, vorzüglich aber, weil sie mit den Vorzügen des Adels nicht bekannt sind, mit aller Vorsicht vorgegangen werden solle“, doch meinte er, sollten sie, wenn ihnen schon die Adelstaxen nachgelassen würden, für diese besondere Bewilligung eine solche von 150 Gulden zahlen, worüber sie sich bei der großen Auszeichnung, die ihnen zuteil würde, wohl nicht beschwert fühlen könnten. „Was das Wappen anbelangt,“ hieß es weiter<sup>86</sup>, „so verlangen sie eine Krone, Herzschild, Schildhalter, den englischen Leopard und den hessischen Löwen. Dem Adel gebührt nach heraldischen Vorschriften nur ein Helm, und ist ihr Ansinnen in keinem Falle zulässig, weil sonst alle Auszeichnung der höheren Stände aufhören würde, da Kronen, Schildhalter und Herzschilder nur der Herrenstand ansprechen kann. Auch gibt keine Regierung die Symbole anderer Regierungen, da der Adel, nur wegen Verdienst für Fürst und Vaterland, nicht aber wegen Verdienst anderer Länder erteilt wird, wie überhaupt Löwen nur die Tapferkeit bezeugen, in welchem Falle sich die Petenten nicht befinden.“

Dem Bericht war ein Wappenentwurf beigelegt, wie ihn der Inspektor für angemessen erachtete. Da war vor allem (Abbildung auf Tafel 12 unten) die den Antragstellern nicht gebührende siebenzackige Krone verschwunden, die wohl den Wunsch nach dem Freiherrntitel andeuten sollte, die wappenhaltenden Tiere sowie der hessische und englische Löwe gestrichen, nur der halbe Adler und der Arm mit den Pfeilen waren geblieben, jedoch hielt die Hand nicht fünf, sondern

vier Pfeile, entsprechend dem bemerkenswerten Umstande, daß derjenige der fünf Brüder, der, allerdings im Hintergrunde bleibend, am allermeisten mit der englischen Subsidienzahlung zu tun gehabt hatte, nämlich Nathan, vorerst leer ausgehen sollte.

Dem Antrag des Wappeninspektors wurde in allen Teilen Folge gegeben und sein Entwurf nun für einige Jahre zum rechtmäßigen Wappen der Familie Rothschild, wie es das Adelsdiplom mit dem Datum vom 25. März 1817 ausweist. Wenn auch die Adelserhebung vorerst nur ein bescheidenes „von“ vor den Namen Rothschild setzte, so war diese Standerhöhung doch von ganz besonderer Bedeutung. Man muß sich in die damalige Zeit versetzen, wo der hohe Adel fast in allen Staaten Europas herrschend war, alle höchsten Stellen im Staate einnahm und infolge seiner verschiedenen Privilegien auch finanziell unter allen Staatsbürgern am meisten bevorzugt war. Vollends aber war es für eine jüdische Familie, die in ihrer Heimatstadt schwer um ihre Stellung zu kämpfen hatte, eine seltene Auszeichnung und ein gewaltiger Schritt vorwärts im Kampf um eine höhere soziale Wertung. Fortan war es den Brüdern Rothschild bedeutend leichter, in höhere Kreise zu dringen, sobald sich nur der erste Unmut der Adelligen etwas legte. Natürlich war dieser Vorgang für die Beziehungen des Hauses Rothschild zu den österreichischen Staatsmännern sehr förderlich. Zur vorschußweisen Übernahme der ganzen riesigen französischen Kontributionssumme kam es freilich nicht, doch Teilbeträge wurden darauf vorgestreckt und die Geldübermittlung nach Kolmar, sowie die Remittierung großer Summen, die zu Festungsbauzwecken nach Mainz bestimmt wurden, besorgt. Als Österreich für russischen Truppen während der Napoleonischen Kriege gewährte Vorschüsse von Rußland 300 000 holländische Dukaten zu erhalten hatte, zog es Wechselbriefe auf das Frankfurter Haus Rothschild, die im Dezember 1817



und Januar 1818 fällig wurden. Auf Barbiers Anfrage antwortete James Rothschild sehr entgegenkommend<sup>87</sup>, er könne die Wechsel noch nicht akzeptieren, weil der Auftrag vom russischen Finanzminister noch nicht eingegangen sei. „Sollte es indes“, schrieb er, „der Wunsch E. E. sein, daß diese Wechsel dennoch durch mich angenommen würden . . . so bin ich hiezu mit Vergnügen bereit, wenn E. E. bloß die Gnade haben wollten, mir die Versicherung zu erteilen, daß die gedachten Tratten ihre Richtigkeit haben und daß mir der Bericht des kais. russischen Finanzministeriums zukommen wird.“

Die Brüder Rothschild stellten weiter den Antrag<sup>88</sup>, im Verein mit Gontard 300 000 Dukaten gegen 5% Zinsen und 1% Provision einige Monate vor Fälligkeit abzustatten. „Wir dürfen uns schmeicheln,“ hieß es darin, „daß E. E. die Billigkeit unserer Vorschläge gnädigst einsehen werden, und erlauben uns Hochdieselben zu versichern, daß unser Hauptgrund dabei war, dem Allerhöchsten k. k. Hof einen neuen Beweis unseres steten Dienstefers zu geben; auch sind wir bereit, unsere Vorschläge abzuändern, wenn zu der Zeit, wo E. E. sich veranlaßt fühlen werden, solche anzunehmen, eine eingetretene Veränderung in den Wechselkursen eine Abänderung zum Vorteil Höchstdero Hofes zuläßt.“

Barbier unterstützte den Rothschildschen Antrag, polemisierte gegen die vier Wiener Häuser und bemerkte dazu, er finde, daß die Rothschild besser und billiger arbeiteten.<sup>89</sup> In Wien hatte man aber wieder andere Pläne, wollte jetzt diese Wechselzahlung wieder erst zur Verfallszeit beheben und hatte ebensowohl bei Rothschild und Gontard wie bei den vier Wiener Häusern über die einfache Übermittlung der Dukaten nach Wien angefragt.<sup>90</sup> Die Brüder Rothschild nannten ihre Bedingungen und fuhr fort<sup>91</sup>: „Im Fall eine hohe Finanzstelle späterhin den Betrag obiger 300 000 Dukaten vorschußweise zu erhalten wünschen, so sind wir jederzeit bereit, sol-

chen . . . anzuschaffen. In diesem Fall jedoch, wo ein Vorschuß von unserer Seite stattfindet, werden es E. E. nicht unbillig finden, uns außer den gewöhnlichen Zinsen von 5% jährlich 1% Provision zu bewilligen. Wir dürfen uns schmeicheln, daß E. E. unsere verschiedenen Vorschläge billig finden werden, und glauben, alles erschöpft zu haben, was von uns abhängt, um Hochdenenselben einen neuen Beweis zu geben, wie sehr wir wünschen, fortdauernd mit dem Zutrauen einer hohen Finanzstelle beehrt zu werden.“

Die Briefe zeigen, in wie geschickter Weise die Rothschild ihre Dienste in höfliche Phrasen einzukleiden wußten und stets bestrebt waren, die Dinge so darzustellen, als ob der Antragsteller nur nützlich sein wolle und bloß der Adressat allen Gewinn und Vorteil zu erwarten habe.

Während sich die Brüder um Österreich bemühten, ließen sie keineswegs die anderen Staaten aus dem Auge. Ähnliche Vorschußgeschäfte auf die französische Kontribution scheinen auch mit Preußen und Rußland versucht worden zu sein, und im Februar 1817 wurde eine mehrere Millionen betragende Anleihe unter der Marke Rothschild an Preußen begeben, bei der allerdings wieder der Kurfürst von Hessen stark beteiligt war.<sup>92</sup> Noch führten die Brüder Rothschild die ganz großen Geschäfte in Verbindung mit ihrem Gönner oder anderen Firmen durch, doch war die Zeit nicht mehr fern, da die fünf allein auftraten und ein großes Haus nach dem andern ihrer Konkurrenz erlag. Nun kümmerten sie sich wieder um die Sicherung ihrer Stellung in Frankfurt. Die jüdische Gemeinde hatte eine Bitte um Hilfe an den damals beim Bundestag tätigen preußischen Staatsminister Freiherrn von Humboldt gerichtet, und Rothschild hatte sich an den jungen Sylvester Jordan, den deutschen Rechtsgelehrten und Staatsmann, um Intervention beim Grafen Buol in Frankfurt gewandt, der Jordan von frühester Jugend an kannte. „Der Banquier Rothschild,“ hatte dieser darauf-

hin an Buol geschrieben<sup>93</sup>, „einer der reichsten Banquiers Europas, der keinen andern Kummer hat als jenen, Jude zu sein, hat mich aufs allerinständigste und dringendste gebeten, E. E. die Interessen der Israeliten und seines Hauses im besonderen zu empfehlen. Hardenberg hat schon bezügliche Weisungen an Humboldt erlassen. Der Senat von Frankfurt will sie absolut in der Judengasse konfinieren, was begreiflicherweise einem millionenschweren Banquier unsympathisch ist.“

Mitte Dezember 1816 ging neuerdings eine gedruckte Denkschrift mit nicht weniger als dreizehn Beilagen über die bürgerlichen Rechte der Juden an die Bundesversammlung ab, die unter anderen auch von Amschel und Jonas Rothschild sowie von Jakob Baruch, dem Vater Börnes, unterzeichnet war.

Im Auslande arbeiteten die Brüder Rothschild indessen mit allem Eifer am Ausbau ihrer Stellung im Rahmen der Länder, in denen sie weilten. In Österreich hatten sie durch Hartnäckigkeit am meisten Glück gehabt, und darum ließen sie gerade hier nicht locker, um durch stetes Bitten und Drängen neue Würden und neue Titel zu erwerben. Sehr früh erkannten sie, daß der innige gesellschaftliche Kontakt in jedem Lande ihren Handelsgeschäften von größtem Nutzen war, doch gerade da stießen sie vielfach in London und Paris auf große Schwierigkeiten. Es war doch recht schwer für höchst dürftig gebildete, deutsche zugewanderte Juden, wenn sie auch schon sehr reich waren, in höhere Gesellschaftskreise einzudringen. Am besten war das bisher James gelungen; er sah um jene Zeit schon bei den ausgezeichneten Dinern, die er gab, Diplomaten, wie den österreichischen Gesandten, Baron Vincent, ja sogar einmal einen Prinzen von königlichem Geblüt, Paul von Württemberg, an seiner Tafel. Aber es wurden ihm auch zahlreiche Absagen zuteil. Da kamen Nathan und James auf den Gedanken, sich von Österreich die Würden und das Amt

eines Honorarkonsuls zu erbitten. In dem Augenblick einer solchen Ernennung gehörten sie gleichsam zum diplomatischen Korps, und da mußten sich ihnen, als offiziellen Persönlichkeiten, viele bisher verschlossene Türen öffnen. Dazukam, daß der Konsultitel einer europäischen Großmacht, wie das damalige Österreich, ihr Ansehen und ihren Kredit auch in der Handelswelt bedeutend erhöhen mußte. Sie wandten sich an Amschel in Frankfurt mit der Bitte, er möge ihnen den Titel in Wien erwirken. Sofort schrieb dieser an Metternich<sup>94</sup>:

„Durchlauchtigster Fürst, gnädigster Fürst und Herr!

Euer Hochfürstlichen Durchlaucht gnädigste und gütige Gesinnungen haben wir das Glück gehabt, in verschiedenen Anlässen zu erfahren, und diese sind es, welche uns den Mut einflößen, das Folgende ehrfurchtsvoll vorzutragen.

Unsere Brüder und Chefs der respektiven Etablissements in Paris und London, Jakob M. von Rothschild und Nathan M. Rothschild, geehrt durch die jüngst erhaltene Auszeichnung unserer Famillie und Huldvolle Erhebung in den Adelstand sind von dem eifrigsten Wunsche beseelt, Ihre Kräfte dem Nutzen der Allerhöchsten k. k. Österreichischen Regierung widmen zu können, und würden sich glücklich schätzen, einen Weg gefunden zu haben, diesem ihren innigen Antriebe Genüge zu leisten, wenn einer aus ihnen zum k. k. österreichischen Konsul ernannt würde, welche Stelle sowohl in Paris, als in London gegenwärtig unbesetzt ist.

Es hängt von dem Vortrage Euer Hochfürstlichen Durchlaucht ab, diese Stelle zu vergeben, und wagen wir daher die untertänigste Bitte, daß es Hochdenselben gefallen möge, unser ehrfurchtsvolles Gesuch zu genehmigen und zu bewilligen. Die Allerhöchste k. k. Regierung wird keine treueren, eifrigeren und unermüdeten Diener finden als unsere Brüder, und wir schmeicheln uns, daß die Verbindungen, in welchen wir mit den Regierungen von Frankreich und England

sind, es uns erleichtern würden, dem k. k. österreichischen Handel auf allgemeine und individuelle Weise nützlich zu werden; es wird uns glücklich machen, hiezu auf diese ehrenvolle Art in den Stand gesetzt und neuerdings ausgezeichnet zu werden.“

Gleichzeitig schrieb Amschel auch an Stadion<sup>95</sup> und führte aus, es sei nicht das Verlangen nach einer neuen Würde, sondern das aufrichtige und unausgesetzte Bestreben, der Allerhöchsten kais. österreichischen Regierung je und je nützlicher zu werden, was ihn zu der Bitte um Ernennung seiner Brüder zu Konsuln veranlaßte. Er sei überzeugt, daß es ihrem Eifer und ihren Anstrengungen, unterstützt von den Verbindungen, in welchen beide Brüder mit ihren Landesregierungen stehen, sicher gelingen werde, den k. k. österreichischen Untertanen vorzüglich in kommerzieller Hinsicht nützliche Dienste zu leisten, und daß die Gewährung der untertänigsten Bitte sein Gesamthaus in den Stand setzen würde, auf verschiedenartige Weise alle seine Kräfte zu Nutz und Frommen des österreichischen Handels zu verwenden.

Außerdem wandte sich Carl Rothschild noch an den Grafen Zichy<sup>96</sup>, den er von mehreren Geschäften her kannte, teilte ihm mit, daß der österreichische Botschafter in London, Fürst Eszterházy, sich für seinen Bruder Nathan bei Metternich wegen der Ernennung verwendet habe, und bat um die gleiche Gnade. Zichy sandte Metternich den Brief Rothschilds zu, mit dem Bemerkung<sup>97</sup>, es gehöre zwar nicht in den Bereich seiner Wirksamkeit, diese Sache zu befürworten, er müsse aber dennoch bemerken, daß dieses Haus sich schon wesentliche Verdienste um die österreichische Finanzverwaltung erworben zu haben scheine und durch seinen Reichtum und Einfluß besonders in England Österreichs pekuniärem Interesse noch in der Zukunft manchen Dienst zu leisten imstande sein würde.



Die Erledigung dieser Gesuche ließ freilich noch lange auf sich warten. Die österreichische Staatsmaschine arbeitete überhaupt sehr langsam, und es machten sich zunächst noch vielerlei Bedenken und Einwände geltend, die nur in jahrelanger Arbeit nach und nach zu besiegen waren. Erst die enge Verbindung mit Metternich und Gentz, die die Brüder Rothschild in der nun folgenden Periode der Kongresse erwarben, ermöglichte es ihnen, das Gelände so zu ebnen, daß drei Jahre später den gewünschten Ernennungen nichts mehr im Wege stand. Bis dahin aber war ein weiter Weg und noch ein hartes Stück Arbeit zu bewältigen. Doch die Brüder Rothschild hielten zähe an dem einmal als wünschenswert Erstrebten fest, mochten sich auch Schwierigkeiten aller Art ergeben und jahrelanges Warten ihre Geduld auf eine harte Probe stellen. Zu guter Letzt setzten sie ihren Willen doch durch; zähes Ausharren und stetes, um Abweisungen unbekümmertes Erneuern ihrer Bitten förderten sie auf der beispiellosten Laufbahn, die ihrer Familie beschieden sein sollte.

---

#### VIERTES KAPITEL

### DIE BRÜDER ROTHSCILD IM ZEITALTER DER KONGRESSE (1818—1822)

Das große Vermögen der Rothschild war vorhanden; es galt nun, es nicht nur zu erhalten, sondern noch auszubauen und möglichst fruchtbringend arbeiten zu lassen. Die Erschütterungen und großen militärischen Anstrengungen aller Staaten Europas im letzten Vierteljahrhundert hatten überall Unordnung in die finanziellen Verhältnisse gebracht; nur langsam und allmählich waren sie in harter, friedlicher Arbeit wieder zu heben. Nachdem alle Staaten durch so lange Zeit ihr Geld mit vollen Händen ausgegeben, war die Geldknappheit sehr groß geworden. Die notleidenden Staaten mußten nun die zur Sanierung nötigen Bargelder bei denen suchen, die die Kriegsverhältnisse durch Lieferungen und spekulative Unternehmungen auszunutzen und große Reichtümer aufzuhäufen verstanden hatten. Dazu gehörte vor allen das Haus Rothschild, das seinerseits Fürsten und Staaten gerne lieb, da die Rückzahlung durch deren Untertanen gesichert war. So streckte es zahlreichen kleinen fürstlichen Familien, vornehmlich in der engeren Umgebung ihrer Heimat, Gelder vor und setzte dabei seine Beziehungen zum Kurfürsten von Hessen äußerlich unverändert fort. Nathan nahm unbestritten die führende Stellung unter den fünf Brüdern ein, obwohl er der drittälteste war. Infolge seiner langjährigen und vom Glück begünstigten Verbindung mit dem englischen Staat erkannte er leicht den Vorteil ganz großer Geldgeschäfte und die verhältnismäßige Sicherheit solcher Unternehmungen im Verkehr mit mächtigen Staaten, deren Sorge

um ihren öffentlichen Kredit und deren Ansehen in der Welt ihnen pünktliche Erfüllung ihrer Verpflichtungen vorschrieb. Nathan war weit entfernt, auf seinen Lorbeeren auszuruhen und sich auf Erhalten und Genießen des großen Vermögens der Familie zu beschränken. Er war bestrebt, die Machtstellung seines Hauses noch zu steigern, und vertrat die Ansicht, daß Dukaten genau so wie Soldaten, wenn man einen Sieg gewinnen will, plötzlich, unerwartet und in Masse auf einen bestimmten klug zu wählenden Punkt geworfen werden müssen.<sup>1</sup> Diese Erwägung bestimmte im großen seine und seines Hauses Politik in den kommenden Jahrzehnten. Um diese aber technisch durchführen zu können, war nun, da einmal das Ansehen des Hauses in der Handelswelt fest begründet war, auch eine Festigung seiner gesellschaftlichen Stellung nötig. Der österreichische Adelsbrief hatte den glücklichen Anfang gemacht. Nur die Heimatstadt Frankfurt und deren Senat blieben nach wie vor den Juden überhaupt und damit auch den Rothschild abgeneigt. Amschel in Frankfurt, dem der Kampf gegen den Senat übertragen war, nützte jede Gelegenheit, um von außen her, besonders durch Preußen und Österreich, einen Druck auf die Stadtgewaltigen auszuüben. Da bot sich ein günstiger Augenblick, um zu Anfang des Jahres 1818 den den Juden ohnehin freundlich gesinnten preußischen Staatskanzler, Fürsten Hardenberg, wieder einmal vor den Wagen Rothschildscher Wünsche zu spannen.

In Preußen herrschte nämlich ebenso wie in Österreich große Verwirrung in den Staatsfinanzen. Das Defizit war sehr bedeutend, und man war nicht weit davon entfernt, die Gehälter der Beamten und des Heeres einstellen zu müssen; die Hofhaltung lebte von der Hand in den Mund, und der König mußte erfahren, daß er persönlich Mahnungen seitens kleiner Geschäftsleute erhielt. In dieser Lage hatte der Vertreter der preußischen Seehandlung in London, Barandon, empfohlen,

in England eine Anleihe aufzunehmen und sich zu diesem Zwecke Nathan Rothschilds zu bedienen. Hardenberg ließ sich nicht lange bitten und wandte sich an den ihm persönlich bekannten Amschel in Frankfurt, damit dieser das Anleiheprojekt betreibe und fördere. Amschel sagte zu und benutzte die Gelegenheit, um dem Staatskanzler wieder einmal das Schicksal seiner Glaubensgenossen in Frankfurt ans Herz zu legen. „In dem gegenwärtigen Augenblicke,“ schrieb er ihm<sup>2</sup>, „wo Seine Exzellenz, der Herr Bundestagsgesandte und Minister, Graf von Buol, sich bei Eurer Durchlaucht befindet, erneuere ich meine untertänige Vorstellung in betreff des Schicksals meiner hiesigen Glaubensgenossen, die der Entscheidung des hohen Bundestages in der gespanntesten Erwartung entgegensehen. Wir setzen unsere größte Hoffnung in die erleuchtete preußische Regierung und hegen die innigsten Wünsche für die Vollziehung der von derselben anerkannten Grundsätze, überzeugt, daß Euer Durchlaucht die Fortschritte, welche meine Glaubensgenossen seit vierzig Jahren in der Kultur gemacht, zu richtig würdigen, als daß Höchstdieselben erlauben sollten, daß ihnen zur ferneren Ausbildung und Verbesserung die Wege versperrt, oder sie darin beschränket würden.“

Hardenberg war gerne bereit, diesem Wunsch zu willfahren, weil er damit auch nach seiner persönlichen Überzeugung handelte. Freilich hatte er es nicht leicht mit seinem König, der den Juden wenig geneigt war. Der Monarch stellte ihm zwar auf ein Einschreiten des Frankfurter Magistrats die Art der zu treffenden Verfügungen anheim, gab aber dabei dem Wunsche Ausdruck, daß den Forderungen des Magistrats möglichst genügt werde. „Auf jeden Fall“, schloß die Resolution, „will Ich, daß preußischerseits die Juden bei dem Bundestage nicht unterstützt werden.“<sup>3</sup> Geärgert vermerkte Hardenberg darunter: „Vorerst ad acta. Die Bestimmungen des Wiener Kongresses sind doch zu handhaben.“<sup>4</sup>

Nun aber tat der König Wasser in seinen Wein, denn Hardenberg hatte ihm begreiflich gemacht, daß der preußische Staat in seiner Geldnot die Gebrüder Rothschild für eine Anleihe brauche, und daß man sie daher durch eine judenfeindliche Stellungnahme Preußens beim Frankfurter Bundestag nicht verstimmen dürfe. Dieser war ja ohnedies in seiner Mehrheit den Wünschen des Frankfurter Senats sehr geneigt, und die 1811 erworbenen Rechte der Juden erschienen daher gefährdet. Nur die mächtigen Stimmen Metternichs und Hardenbergs hatten ihn bisher von einer judenfeindlichen Entscheidung abgehalten. Amschel sah wohl, da sein Haus immer mehr den Glanz des Bethmannschen zu überstrahlen begann, auch in dessen Chef einen Feind der Juden. Bethmann wollte aber keineswegs als ein solcher gelten. „Wenn Herr James“, schrieb er damals an David Parish, „mich einmal in Frankfurt besuchen wird, so wird er sich leicht überzeugen, daß ich weder Christen- noch anderen albernen Dünkel bei mir hege und keine Vorurteile gegen den achtbaren Juden habe. Amschel den dummen Wahn zu benehmen, als wäre ich ein Gegner der Forderungen der jüdischen Gemeinde in Frankfurt, insoweit sie vernünftig sind, habe ich mich schon manchmal vergebens bemüht. Nichts sollte ihn von dem schiefen Ungrund seiner Ansicht besser überzeugen, als daß ich vielmehr bei meinen christlichen Mitbürgern in Verdacht stehe, als sei ich parteiisch für die Juden.“<sup>5</sup>

Jedenfalls hatte Amschel Meyer ein großes Interesse daran, sich Preußen und Österreich geneigt zu erhalten, und da er überdies in dem augenblicklichen dringenden Geldbedarf des erstgenannten Staates auch eine ausgezeichnete Gelegenheit sah, wieder viel Geld zu verdienen, tat er im engsten Einvernehmen mit seinem Bruder Nathan in London alles, um Preußens Anleihewünsche in den Rothschildschen Hafen zu leiten. Das Königreich hatte allen Grund, nach Geld Ausschau zu halten, denn 1817 war der Staat mit über 20 Millionen soge-



nannter fliegender Schulden belastet; sie waren so ungünstig aufgenommen, daß sie bis zu 20% jährlicher Unkosten erforderten, deren Bedeckung die Schulden von Jahr zu Jahr nur vermehrte.<sup>6</sup> Dabei wies das Jahresbudget ein Defizit von mehreren Millionen Talern auf. So beauftragte Fürst Hardenberg auf Befehl des Königs den Direktor im preußischen Schatzamte, Christian von Rother, einen höchst tüchtigen Beamten und Hardenbergs rechte Hand in Finanzangelegenheiten, der sich insbesondere bei der Geldbeschaffung während der Freiheitskriege hervorgetan hatte, mit der Einleitung einer Anleihe.

„Wir müssen“, schrieb der Fürst an Rother?, „notwendig Geld haben zu so manchen Zwecken. Die Erhaltung des Staates fordert es laut. Mit Ungeduld sehe ich Nachrichten von Ihnen entgegen. Handeln Sie nur ja fest und als Mann.“

Rother versuchte es zuerst mit Berliner Handlungshäusern, die die ungünstigen Zeitverhältnisse zu ihrem Vorteil benutzten und nach seiner Meldung an den König geradezu „unerhörte und erniedrigende“ Bedingungen stellten. Auch in Holland erreichte er nichts. Besser erging es ihm in Frankfurt. Dort wußte Rother, der schon in seiner Stellung als preußischer Finanzkommissar seinerzeit in Paris mit dem Rothschildschen Hause in Berührung gekommen war, Amichel Meyer höchst günstig für sich zu stimmen. Dieser wies ihn an seinen Bruder Nathan in London, den er als am besten geeignet bezeichnete, die Anleihe in die Wege zu leiten. Bisher hatte in England Barandon die Verhandlungen geführt, der dem Hause Rothschild jedoch nicht genehm war. Rother dagegen, den die Brüder von Paris her kannten und gewiß als angenehmeren Verhandlungspartner betrachteten, zogen sie in jeder Weise vor und waren sehr befriedigt, als durch dessen Erscheinen in London Barandon kaltgestellt wurde. So hatten sie es nur noch mit zwei Freunden ihres Hauses zu

tun, mit Rother und mit dem preußischen Gesandten in London, Wilhelm von Humboldt, dem Bruder des großen Naturforschers Alexander, auch er nicht nur Diplomat, sondern auch ein vortrefflicher Gelehrter, Sprachforscher und Philosoph. Von finanziellen Dingen freilich verstand Humboldt wenig und ließ auch sein Privatvermögen von Rothschild verwalten, während Rother in seiner Heimat als eine finanzielle Leuchte galt. Jedenfalls stand Humboldt ganz unter dem Eindruck der unbestrittenen finanziellen Überlegenheit Nathan Rothschilds. Er berichtete auch in diesem Sinne nach Berlin und gebrauchte dabei Worte, die im Munde eines so bedeutenden Mannes besondere Beachtung verdienen. „Wenn die Anleihe hier gelingen soll,“ meldete er nach Hause, „so glaube ich allerdings, daß dies nur durch Rothschild zu bewirken ist . . . Rothschild ist leicht jetzt hier der unternehmendste Kaufmann . . . Er ist auch ein zuverlässiger Mann, mit dem die hiesige Regierung viel Geschäfte macht. Er ist dabei, soviel ich ihn kenne, billig, sehr rechtlich und verständig. Allein ich muß auf der anderen Seite hinzufügen, daß, wenn man ihm das Geschäft in die Hände gibt, man ihm ziemlich wird in seinen Ideen folgen müssen, denn er hat durchaus die Unabhängigkeit, welche der Reichtum und längeres Leben in diesem Lande geben, und befindet sich in einem Zufluß von Spekulationen und Geschäften, in denen er sich nicht so viel daraus macht, eins zu entbehren. Er will die ganze Anleihe allein übernehmen. Hierin dürfte er sehr ausschließend sein, hat sich auch im voraus alle Einmischung des hiesigen preußischen Konsuls verboten, gegen den er Vorurteile hat.“<sup>8</sup>

Humboldts Meldung ist um so ernster zu nehmen, als er, natürlich ganz gegen die Wünsche Nathans, die Anleihe am Schlusse seines Berichtes widerriet und damit seine Unabhängigkeit bewies. Rother wurde dagegen mit Nathan in Kürze über eine Anleihe von fünf Millionen Pfund einig und

betrachtete sie als für Preußen vorteilhaft, da andere große Staaten zu gleicher Zeit nur zu niedrigeren Sätzen auf dem Anleiheweg Geld aufreiben konnten.<sup>9</sup> Dabei scheinen zwischen Rother und Rothschild trotz des Hin und Her der Verhandlungen sehr herzliche Beziehungen entstanden zu sein. Wenigstens legen die bei dieser Gelegenheit gewechselten Briefe davon Zeugnis ab. An Salomon Rothschild, der damals auch in London anwesend war, schrieb Rother z. B.<sup>10</sup>, er freue sich, seinen Bruder Nathan näher kennen gelernt zu haben, dem er seine größte Bewunderung in Rücksicht seines Geistes und Charakters nicht versagen könne.

In der Antwort Salomons stand viel von Freundschaft und Offenherzigkeit; das Herz und nicht der Mund spreche in den Beziehungen zu Rother, und Nathan und Salomon versicherten ihm beim Abschied, nun könne er glücklich reisen, er hätte nun ein „göttliches Geschäft“ gemacht und sie seien seine „herzliche, ewige und getreue gute Freunde“.<sup>10</sup>

Diese Art, dem preußischen Unterhändler den Hof zu machen, verfehlte ihre Wirkung nicht. Rother war begeistert, daß er das Geschäft zustande gebracht hatte, und daß Nathan noch am Tage der Unterfertigung ein Schiff mit einer Million Taler in Silber als a conto-Zahlung nach Hamburg abgehen ließ. Rother hatte womöglich einen noch stärkeren Eindruck von dem Einfluß Nathans gewonnen als Wilhelm von Humboldt. „Der hiesige Rothschild“, meldete er nach Berlin<sup>10</sup>, „ist ein sehr schätzenswerter Mensch und hat hier in London auf alle Geldgeschäfte einen unglaublichen Einfluß. Es ist viel gesagt und beinahe doch wahr, daß er den Kurs an der hiesigen Börse ganz dirigiert. Seine Kräfte als Banquier sind sehr groß.“ Die durchschnittlich zu einem Kurse von 72% gegebene Anleihe wurde schließlich für Rothschild zu einem „göttlichen Geschäft“, da sie niemals unter den Ausgabekurs fiel und im Jahre 1824 sogar den Parikurs erreichte. Das Haus Rothschild hatte also bei dieser ersten großen Staatsanleihe, die es

allein übernahm, die besten Erfahrungen gemacht und daraus Mut geschöpft, auf diesem Wege in großzügiger Weise fortzufahren: die erste Anleihe eröffnete den Reigen vieler anderer. Die Brüder hatten dabei wertvolle Freundschaften geschlossen, denn Wilhelm von Humboldt machte sie auch mit seinem berühmten Bruder Alexander bekannt. In Kürze konnte man auch diesen in London an Rothschilds Tische speisen sehen. Nathan war häufiger Gast bei Wilhelm von Humboldt, dessen umfassende Bildung und reiches Wissen freilich gar sehr von dem Niveau des so schnell emporgekommenen Frankfurters abstach. Humboldt äußerte sich über ihn sehr freimütig in einem Briefe an seine Gemahlin: „Gestern aß“, heißt es dort<sup>11</sup>, „Rothschild bei mir, der ein ganz roher und ganz ungebildeter Mensch ist, aber sehr viel Verstand und für das Geld wirklich Genie hat. Den Major Martens, der auch hier aß und immer alles Französische lobte, hat er einigemal himmlisch abgeführt. Unter anderen apitoyierte sich Martens auf eine albern sentimentale Weise über das Unglück der Kriege und die vielen Gebliebenen. Ach, sagte Rothschild, wenn die Leute nicht alle gestorben wären, Herr Major, wären Sie ja vermutlich noch Tambour. — Das Gesicht von Martens hättest Du sehen sollen.“

Die Rothschild blieben bestrebt, sich die Geneigtheit der Brüder Humboldt zu erhalten. Auch Salomon bemühte sich, ihnen, wo immer er konnte, angenehm zu sein. Als er einst zufällig Caroline von Humboldt in Karlsbad traf, überstürzte er sich in Gefälligkeiten und Liebenswürdigkeiten. Sie berichtete darüber ihrem Gatten: „Viele Besuche gehabt. Unter anderen Herrn von Rothschild, den Bruder dessen, der Deine Angelegenheiten in Frankfurt besorgte. Er hat mir einiges ordentlich Komisches gesagt. Er dankte mir im Gespräch, daß ich ihn angenommen hätte, und sagte: Euer Exzellenz sollten nur wieder nach Frankfurt kommen. Solch eine Dame wie Sie sind, könnten wir da brauchen! Es klang unendlich

komisch. Er fragte mich auch, ob er mir mit Geld dienen könnte, seine Kasse stände mir zu Befehl.“<sup>11</sup>

Bei den Verhandlungen über die preußische Anleihe, die die Brüder Humboldt mit Rothschild zusammenführten, konnte man wieder das Zusammenarbeiten der drei Brüder Rothschild gut beobachten.

Während Salomon und Nathan sich in London mit der preußischen Anleihe befaßten, war Amschel Meyer in Frankfurt eine neue Verlegenheit erwachsen. In Fällen nun, wo es eine für das Haus unerwünschte Sache galt, konnte man sich vorteilhafterweise auf die Schwierigkeit ausreden, die eigentlich zu jedem größeren Geschäfte erforderliche Zustimmung aller Brüder, also jene von fünf räumlich voneinander meist getrennten Personen, erlangen zu müssen. Diese Taktik wurde in einer Angelegenheit verfolgt, in deren Mittelpunkt der mit seinem Vater, dem nunmehr bereits 75 Jahre alten und ziemlich hinfälligen Kurfürsten von Hessen, im steten Kampf befindliche Kurprinz von Hessen stand. Dieser hatte es verstanden, sich ganz im Gegensatz zu seinem übersparsamen Vater durch verschwenderischen Luxus, der freilich vielen Leuten lohnenden Verdienst bot, beliebt zu machen. Das ging aber stark ins Geld, und der Kurprinz war dessen um so mehr stets bedürftig, als sein Vater ihm nur eine nach des Thronerben Ansicht unverhältnismäßig geringe Apanage zubilligte. Die Folge war, daß der Kurprinz den Weg zu jenem Hause antrat, dessen Blüte und Emporkommen vornehmlich seinem Vater zu danken war, und bei Rothschild Darlehen erbat. Natürlich geschah das vollkommen geheim und ohne Wissen und Zustimmung des Kurfürsten. Zu Anfang 1818 beanspruchte der Kurprinz einen Kredit von 200 000 Reichstalern, die das Haus Rothschild bewilligte. Es vergingen aber nicht sechs Monate, da erbat der Kurprinz neuerdings einen Vorschuß von 300 000 Reichstalern. Er ließ dabei die Bemerkung fallen, das Haus



Rothschild hätte sicherste Kenntniss der kurfürstlichen Geschäfte und könnte auf diese Weise für die spätere Wiedererstattung am leichtesten vorsorgen.

Carl Rothschild weilte damals zufällig in Kassel. Der Kurprinz beschied ihn sofort zu sich, theilte ihm mit, daß er sich neuerdings um Geld an sein Haus gewandt habe, und machte auch ihm gegenüber die gleiche Anspielung. Kopfschüttelnd verließ Carl Rothschild das Audienzzimmer. Er fand es höchst merkwürdig, daß der Kurprinz schon wieder Schulden machte, und ärgerte sich einigermaßen über die Bemerkung, die das Ersuchen begleitete. Es bestand ja die Gefahr, daß der alte Kurfürst einmal von diesen Anleihegeschäften seines Sohnes Wind bekäme, und das hätte jedenfalls den höchsten Unwillen nicht nur gegen diesen, sondern auch gegen das Haus Rothschild erregt. Im Vorzimmer begegnete Carl Rothschild einem Kammerherrn und machte ihm gegenüber eine vielleicht unmutig klingende Äußerung über die neu erbetene Anleihe. Nach Carls Rückkehr nach Frankfurt beriet er sich mit dem allein dort anwesenden Amschel, und das Ergebnis war folgendes Schreiben<sup>12</sup>:

„Allerdurchlauchtigster Kurprinz!

Wir finden uns beglückt mit dem allergnädigsten Schreiben von Euer Hoheit vom 28. d. v. M. Euer Hoheit dürfen wir nicht verschweigen, daß wir, nachdem wir kaum das große Anlehen von Reichstalern 200 000 in Allerhöchstihren Händen überliefert haben, die Anforderung einer noch größeren Summe nicht vermuteten. Es ist Eurer Hoheit gnädigst bekannt, daß wir nur in Übereinstimmung mit unseren abwesenden Brüdern zu handeln vermögen, und wir werden daher nicht säumen, das Höchste Schreiben denselben zur Einholung ihres Gutachtens mitzuteilen. Indessen bitten wir um die gnädigste Erlaubnis, einstweilen über folgende Stelle in dem Allerhöchsten Schreiben eine Erläuterung allerunter-

tänigst erbitten zu wollen. Euer Hoheit geruhen sich nämlich auszudrücken: „Sie sind von den hiesigen kurfürstlichen Geschäften am sichersten in Kenntniss und können auf diese Weise die Wiedererstattung durch Trassierung um so leichter abmachen.“

Wir haben von den kurfürstlichen Geschäften keine weitere Kenntniss als dasjenige, was uns zu besorgen aufgetragen wird. Unmöglich ist es uns, auch nur einen Kreuzer aus diesen Geschäften zurückzubehalten und zum Vorteil von Euer Hoheit zu verwenden, da wir auch über das kleinste Geschäft eine vollständige Rechnung ablegen und nach Cassel senden müssen.“

Mit diesem Briefe sollte ein doppelter Zweck erfüllt werden: einmal ein Aufschub des kurprinzlichen Geldbegehrens und dann eine Deckung gegen Vorwürfe des Kurfürsten für den Fall, daß die Angelegenheit ruchbar werden sollte. Dieser Brief war dem Kurprinzen höchst unangenehm; er fühlte die Zurechtweisung wohl heraus und hätte sie am liebsten zornig abgelehnt, aber er bezähmte sich, da er immernoch von Rothschild Geld erhoffte. Doch war es schwer für ihn, unter solchen Verhältnissen die Verhandlungen in höchsteigener Person fortzuführen; darum wählte er Buderus als Mittelsmann, ersuchte ihn, dem Kurfürsten gegenüber strengstes Geheimnis zu bewahren, und bat ihn um seine Vermittlung. Zunächst beklagte er sich über Carl Rothschild: „Die zufällige Ankunft des Barons Carl von Rothschild“, schrieb der Kurprinz unter Vorwegnahme des künftigen Titels jener Familie an Buderus<sup>13</sup>, „veranlaßte Mich, diesen in Kenntniss des an sein Haus unternommenen Schrittes zu setzen, welches Ich mit aller Höflichkeit tat, jedoch von diesem auf der einen Seite auf eine sehr unfreundliche Art erwidert wurde und dieser sich sogar hinter Meinem Rücken Reden erlaubte, die Meiner Ehre nicht zustehen.“

Der Kurprinz erklärte, gleichwohl noch Zutrauen zu dem Hause zu haben, und bat Buderus, ihm durch seine Fürsprache aus der Verlegenheit zu helfen. Der Brief Rothschilds, meinte er, müsse auf einem Irrtum beruhen. „Ich Meinerseits“, fuhr er fort, „konnte natürlich auf so etwas nicht denken und war vorzüglich Meine Absicht, ihm anzudeuten, daß er dadurch den sichersten Weg ginge, indem er Mich sozusagen in Händen habe.“

Buderus beeilte sich, den Wünschen des Erbprinzen, seines künftigen Herrn, nachzukommen. Er fuhr nach Frankfurt und hielt Carl Rothschild die vom Kurprinzen gerügten Reden vor. Dieser beteuerte, er habe niemandem als dem Kammerierer Holzförster, der stets von den Geldangelegenheiten des Kurprinzen unterrichtet sei, eine Äußerung über die neue Kapitalsangelegenheit gemacht. „Den allein in Frankfurt anwesenden Finanzrat Carl“, meldete Buderus dem Kurprinzen<sup>14</sup>, „habe ich dahin zu bringen vermocht, daß er die einstweilige Abgabe von einigen tausend Friedrichdors zugesagt hat. Der Finanzrat Salomon in London ist in ein Seebad abgereiset und der Finanzrat Amschel ebenfalls auf Reisen. Vor vier Wochen soll es nicht möglich sein, die Antworten von den abwesenden Brüdern einzuholen.“

Aber der Kurprinz war hartnäckig. Er erklärte Buderus sofort, er könne sich nicht mit einigen tausend Friedrichdors abspeisen lassen. Dann fügte er noch eine stark nach Drohung klingende Bemerkung hinzu. „Ich weiß<sup>15</sup>, daß Ihr Vorwort Mir bei diesen Herren allein gültig ist und werde meine Erkenntlichkeit für die Folge gegen den Herrn Geheimen Rat von Carlshausen einzig aus dem guten Willen abnehmen, Mir reelle Dienste geleistet zu haben.“ Dann folgten Vorschläge, wie die 300 000 Reichstaler doch bei Rothschild durchgesetzt werden könnten. Der treue Buderus war über dieses wenig gnädige Schreiben höchst erbittert. Schließlich konnte er das Bankhaus nicht mit vorgehaltener Waffe dazu zwingen, Geld

herzuleihen. „Ich versichere alleruntertänigst<sup>16</sup>,“ antwortete er, „daß es mir an gutem Willen, den allerhöchsten Wünschen zu entsprechen, wahrhaft nicht fehlet, ich keine Aufopferung und Mühe scheue und im Gelingen meiner Mühen mein größtes Vergnügen finde. Mit allen diesen redlichen Absichten vermag ich aber nicht über das Vermögen eines anderen zu disponieren, oder ihm Vorschriften zu erteilen, wie er damit umgehen soll.“

Buderus meldete, er hätte sich sogleich wieder dringend an das Haus Rothschild gewandt und folgende Mitteilung Carls erhalten: „Angelegentlich wünsche ich<sup>17</sup>, dem Verlangen Seiner Hoheit stattgeben zu können, und versichere, daß, wenn solches von mir allein abhinge, die Vollziehung nicht dem mindesten Anstand unterliegen würde. Da aber in dem vorliegenden Falle eine Rücksprache mit meinen sämtlichen dermalen von hier abwesenden Brüdern um so notwendiger ist, als durch die neueren so beträchtlichen Anleihenegotiationen unsere Fonds sich gar sehr versteckt haben, so gereicht es mir zu meinem unendlichen Bedauern . . . nicht sogleich einen Entschluß abgeben zu können. Nichtsdestoweniger mögen Euer Exzellenz versichert sein, daß wir das mögliche zu erzwingen trachten werden, um Seiner Hoheit Genüge zu leisten.“

Salomon war inzwischen nach Frankfurt zurückgekehrt, und man war zum Entschluß gekommen, dem Kurprinzen das gewünschte Geld gegen ganz besondere Sicherheiten doch vorzustrecken. Im Schlußbrief vom 15. Okt. 1818 verpfändete dieser dafür nicht nur sein damals vorhandenes „bewegliches und unbewegliches Vermögen, insgesamt und nichts davon ausgenommen“, sondern auch jedes ihm einmal auf die eine oder andere Art zufallende Vermögen.<sup>17</sup>

Kaum waren drei Monate vergangen, so brauchte der Kurprinz wieder Geld. Es mußte nach seinem eigenen Gefühl Carlshausen seltsam vorkommen, daß er schon wieder 100 000

Gulden brauchte. Er versuchte zuerst, ob dies Geld vielleicht bei der Freundin seines Vaters „acquiriert“ werden könnte, denn die Höflichkeit dieser Dame ließ ihn erwarten, daß sie sich seinem Wunsche nicht abgeneigt zeigen würde.<sup>18</sup> Aber die Gräfin von Hessenstein war in ihrer Antwort über den Anleihepunkt „hinausglissiert“. Der Kurprinz wollte dem Hause Rothschild gern 10% Zinsen zahlen, wenn er das Geld nur bekäme. Von Carlshausen mußte daraufhin im Auftrage Rothschilds dem Kurprinzen bekanntgeben, daß das Haus niemals 10% Zinsen nähme, da dies ja förmlicher Wucher sein würde. Daraufhin ließ der Kurprinz den treuen Beamten seines Vaters wie folgt an: „Ich weiß wohl, daß das Haus Rothschild zu 5% ohne Schaden keine Kapitalien in Bargeld ausleihen kann, ebenfalls, daß die Reellität dieses Hauses zu groß ist, um mehrere Prozente nehmen zu wollen, und es kann demselben nicht anders zur Ehre gereichen, obwohl denen Zeiten nach gegen den Aufsatz auch in keiner Hinsicht etwas zu sagen wäre. Ich hege deshalb das Vertrauen zu E. E., daß Sie das Haus von Rothschild nach ihrer gewöhnten Güte disponieren wollen, mir eine neue Anleihe von 400 000 Talern zu machen.“<sup>19</sup>

Dieses neuerliche Ansuchen erregte helle Empörung im Rothschildschen Hause. „Ihr Brief“, schrieb dieses an Carlshausen, „traf mit der von unserem Bruder in Berlin eingeholten resolvierenden Antwort zusammen, zufolge welcher es uns glatterdings unmöglich wird, ein mehreres als die bereits bestimmten 500 000 Reichstaler an barem Geld verschaffen zu können, um so weniger, da wir auch bereits hiezu das Unmögliche aufbieten müssen.“<sup>20</sup>

Bei dieser Antwort ist zunächst der Ausdruck „resolvieren“ bemerkenswert, der sonst nur bei Entschlüssen souveräner Persönlichkeiten gebräuchlich ist, dann aber auch, daß es scheinbar doch nicht so „glatterdings“ unmöglich war, das Geld vorzustrecken, denn am 1. April 1819 kam auch diese





13. Friedrich von Gentz  
Stich nach einer Zeichnung von I. Lieder  
Nationalbibliothek Wien



dritte Anleihe zustande, und der Kurprinz erhielt das gewünschte Geld.

Kaum zwei Jahre später starb der Kurfürst, sein Sohn trat die Regierung und die riesige Erbschaft seines Vaters an, und die Rothschild erhielten ihr Geld mit allen Zinsen aufs genaueste zurückgezahlt.

Nun lenkte ein gewaltiges politisches Ereignis die Aufmerksamkeit des Hauses von diesen kleinen Anleihegeschäften ab und wandte sie der großen Politik Europas ausschließlich zu. Die Siegermächte hatten sich entschlossen, in einem Kongreß zu Aachen zusammenzutreten und dort ein neues Verhältnis zum Frankreich der Restauration zu gewinnen, wie auch darüber zu beraten, ob die Besatzungstruppen schon zurückgezogen und Erleichterungen hinsichtlich der zu zahlenden Entschädigungen zugebilligt werden könnten. Immer noch hegten England und die Ostmächte Mißtrauen gegen Frankreich, und das Interesse an diesem Kongreß war so groß, daß die Monarchen der Heiligen Allianz persönlich kamen und England sich durch seine zwei bedeutendsten Männer, Lord Castlereagh und Wellington, vertreten ließ.

Metternich beabsichtigte bei dieser Gelegenheit, den Zaren und den König von Preußen gänzlich für seine Pläne zu gewinnen, indem er ihnen Furcht vor Umsturz und Revolution einflößte. Neben den zahllosen Staatsmännern strebten die hervorragendsten Bankiers und Kaufleute Europas, Beute witternd, der Stadt Aachen zu. Die meisten reisten durch Frankfurt und benutzten die Gelegenheit, dort im Handelszentrum Deutschlands mit den Koryphäen des Geldes zusammenzukommen. Auch Metternich war in Begleitung Gentzens am 3. Sept. 1818 in Frankfurt eingetroffen. Gentz mußte als Sekretär und als Ratgeber in finanziellen Fragen dienen. Er kümmerte sich aber nicht nur um das finanzielle Staatswohl, sondern auch um sein eigenes. Mit seltener Unbefangenheit berichtet er in seinen Tagebüchern, daß er z. B.

1815 von Rußland eine Kasette mit 300 und eine mit 800 Dukaten erhalten habe, und daß ihm, dem österreichischen Staatsbeamten, Preußen 800 Dukaten und 200 Napoleon-dors Gratifikation gegeben hatte.<sup>21</sup> Auch darüber schrieb er ganz offen, daß ihm der jüdische Bankier Lämle Geld zugesteckt und Parish ihn an der österreichischen Anleihe vom Mai 1818 finanziell beteiligt habe. Solche Vorgänge nannte Gentz „angenehme Geldgeschäfte“.<sup>22</sup> Seine Art, davon zu sprechen, ist so unbefangen, daß man den Eindruck gewinnt, er sei sich unter den damaligen Verhältnissen gar nicht bewußt gewesen, mit der Annahme solcher Spenden etwas Unrechtes zu tun. Fürst Metternich trat in Frankfurt mit allen lokalen Größen, darunter auch Bethmann, in Verbindung. Er scheint mit Rothschild damals noch nicht in persönliche Berührung gekommen zu sein, um so mehr aber seine rechte Hand, Friedrich von Gentz. Die Brüder Rothschild wußten sehr wohl, welch großen Einfluß Gentz in staatlichen Geldangelegenheiten auf Metternich und dadurch auch auf den Finanzminister Graf Stadion ausübte. Sie wußten auch, daß Gentz bestechlich war, während sie sich an Metternich selbstverständlich nicht heranwagten.

Amschel Meyer und Carl Rothschild suchten daher Gentz sofort nach seiner Ankunft auf. Dieser Besuch galt nicht nur mündlichen Abmachungen finanzieller Natur, sondern auch der Bitte um Einwirkung auf den Fürsten zwecks Unterstützung in der Frankfurter Judenangelegenheit. Denn damals versuchte der Senat<sup>23</sup> die Zuständigkeit des Bundestages in der Judenfrage anzufechten und diese als eine rein lokale hinzustellen. Der Druck, den die Rothschild auf Gentz und dadurch auf Metternich ausübten, bewirkte, daß die Einwendungen des Senats verworfen wurden, und daß man eine Bundestagskommission einsetzte, die zwischen den beiden Parteien vermitteln sollte. Dieser Beschluß vom 10. Sept. 1818 veranlaßte die Brüder, sich am 12. neuerdings bei Gentz ein-

zufinden und ihm „in interessanter Weise“ die ganze Angelegenheit nochmals klarzulegen. Gentz regte dabei an, Hardenberg neuerdings an die Sache zu erinnern, da dieser in Aachen mit Metternich zusammentreffen werde und mit ihm die Sache besprechen könnte. Die Brüder ließen sich dies nicht zweimal sagen und schrieben wie folgt an Hardenberg:

„Euer Durchlaucht huldvolle Gesinnungen gegen uns gleich Höchstdero weltkundiger toleranter Denkungsweise über Religionsverschiedenheit geben uns Raum zu der schmeichelhaften Hoffnung, daß Höchstderselbe die Veranlassung unseres gegenwärtigen ehrerbietigsten Schreibens gnädigster Berücksichtigung würdigen werden. Es betrifft nämlich die endliche Entscheidung unserer bürgerlichen Verhältnisse, welche jetzo für uns die wichtigste ist, indem das Wohl der Bekenner unseres Glaubens hierselbst darauf beruht und jeden Augenblick unseres Denkens beschäftigt. Das Zusammentreffen Eurer Durchlaucht mit Seiner Durchlaucht dem Herrn Fürsten von Metternich ist die gewünschte Veranlassung, welche wir eifrigst ergreifen, indem wir von ihm die endliche günstige Entscheidung unseres Schicksals erbitten und vertrauensvoll hoffen. Wenn wir es wagen, dem Herzen Eurer Durchlaucht unser Interesse so nahe als möglich zu legen, so darf es uns vergönnt sein, mit Trost der Zukunft entgegenzublicken.“<sup>24</sup>

In den sechzehn Tagen, die Gentz in Frankfurt verbrachte, erhielt er sehr häufig den Besuch der Brüder Rothschild; am 22. September war er um fünf Uhr nachmittags bei Rothschild zum Diner geladen, an dem unter anderen Frau Herz und General Wolzogen teilnahmen. Amschel bemühte sich damals, vornehme Leute an seiner Tafel zu vereinen; aber es war, wie der Bremer Bürgermeister Johann Smidt berichtete<sup>25</sup>, zu dieser Zeit noch gegen alle Sitte und Lebensart, einen Juden zu der sogenannten guten Gesellschaft zuzulassen. Noch lud kein christlicher Frankfurter Bankier oder Kaufmann einen



solchen zum Essen, selbst keinen der Brüder Rothschild, und die Bundestagsgesandten taten es gleichfalls nicht. Aber schon so manche Leute begannen sich von dieser Sitte abzuwenden und ließen sich entweder aus Vorurteilslosigkeit oder aus persönlichem Interesse von Rothschild zu Gaste bitten.

Während Metternich schon früher nach Aachen vorausgeeilt war, folgte ihm Gentz am 25. September. In der Kongreßstadt war eine glänzende Gesellschaft versammelt. Neben den Monarchen und deren Staatsmännern dominierten die großen Geldleute, wie Baring und Hope, die damals noch die für die Zahlung der Kriegsentschädigung nötigen Anleihegeschäfte Frankreichs besorgten. Das Haus Rothschild hatte zwei Brüder, Salomon und Carl, nach Aachen entsendet. Letzterer hatte kurz vorher am 16. September die schöne und kluge Adelheid Herz geheiratet, die ihn nun begleitete. Seine Geschäftsreise zum Kongreß war also gleichzeitig seine Hochzeitsreise. Wichtige Geschäfte und eine so einzigartige Gelegenheit, weitreichende Verbindungen anzuknüpfen, drängten eben im Hause Rothschild auch die rücksichtswürdigsten Momente in den Hintergrund. In Aachen kam Metternich durch Gentz in unmittelbare Berührung mit den zwei Brüdern. Gentz geriet völlig unter ihren Einfluß. Sein Tagebuch verzeichnet häufig ihre Besuche, und am 27. Oktober überreichte ihm Salomon 800 Dukaten, die er angeblich in einer Spekulation in englischen Fonds für ihn gewonnen hatte.<sup>26</sup>

Am 2. November verzeichnet Gentz wieder<sup>27</sup> „angenehme Geldgeschäfte“ mit Salomon, und am 12. November sehen wir die Brüder im Verein mit Gentz und Parish an Metternichs Tisch zu Mittag speisen. Tags darauf arbeitete Gentz trotz seiner großen Überlastung als Protokollführer des Kongresses von früh bis spät, wohl auch gegen klingende Münze, ein Memoire zugunsten der Frankfurter Judenschaft aus. Zwischendurch machte er Besuch bei der jungen Frau Carls, die sich aufs höchste geehrt fühlte, als ihr der Sekretär und

Vertraute jenes Mannes, der in der illustren Versammlung das große Wort führte, seine Aufwartung machte. Gentz unterstützte auf Antrieb Rothschilds den Dr. Buchholz, den die Juden nach Aachen geschickt hatten, um ihre Frankfurter Sache dort zu günstiger Entscheidung zu bringen. Geling dies auch noch nicht, so ward der europäische Areopag doch wenigstens in freundlichem Sinne auf die Streitfrage aufmerksam gemacht.

Am 14. Nov. 1818 löste sich der Kongreß auf. Er schloß mit einem großen Gewinn für das Haus Rothschild, obwohl unter den Bankiers nicht sie, sondern Baring und Hope die Hauptrolle spielten. Die Rothschild übernahmen jedoch Wechsel von diesem Hause, hatten mit Erfolg Forderungen kleiner Fürsten vertreten und sahen vor allem anderen durch Gentz tief hinein in das Getriebe der Männer, die große europäische Politik machten. Zudem hatten sie für die Zukunft ihres Hauses unschätzbare Verbindungen angeknüpft und waren insbesondere Metternich näher getreten, dem damals mächtigsten Manne Europas.

Die Brüder verließen die Kongreßstadt also höchst befriedigt. Nicht minder zufrieden war Gentz, der nebst zahllosen Schmeicheleien ob seiner Protokollführung zwei Orden und nicht weniger als 6000 Dukaten von allen Seiten zugesteckt bekommen hatte. Auch er legte größten Wert darauf, mit den „ersten Puissancen der kaufmännischen Welt die lehrreichsten Gespräche geführt und daran teilgenommen zu haben, wie in seiner kleinen Stube die innersten Geheimnisse der größten Geldgeschäfte, die je Menschen betrieben“, verhandelt wurden.<sup>28</sup>

Gentz liebte es freilich, seine Person in helles Licht zu setzen und alle Dinge, an denen er teil hatte, zu übertreiben. Aber die Aachner Verhandlungen, wie Frankreich die noch ausstehenden 270 Millionen Francs Kriegskontribution entrichten sollte, waren wirklich ein gewaltiges Geldgeschäft. Wäh-

rend Metternich die Heimreise mit seinem Monarchen antrat, kehrte Gentz Ende November über Frankfurt zurück, wo er sich noch etwa eine Woche lang aufhielt. Die erste Dezemberwoche 1818 war nach seinem Tagebuch fast täglich durch einen Rothschildschen Besuch oder die Erwiderung eines solchen und lange Gespräche und Arrangements mit den Mitgliedern der Bankiersfamilie ausgefüllt. Stundenlang und eifrig arbeitete Gentz zugunsten der Frankfurter Judenschaft. Damals wird wohl das enge und für beide Teile so fruchtbringende Einverständnis besiegelt worden sein, das einerseits Rothschild eine wichtige politische Informationsquelle und die Verbindung mit Metternich eintragen, andererseits Gentz sein verschwenderisches Leben und seine kostspielige späte Liebe zu Fanny Elßler ermöglichen sollte. Erst sein Tod hat dieses Verhältnis gelöst. Von Frankfurt aus trat Gentz die Heimreise über München an und erhielt dort einen Brief seines Freundes Adam Müller. Dieser bat darin unter dem Eindruck dessen, was mittlerweile über die Rolle der Brüder Rothschild in den abgelaufenen kritischen Jahren in die Öffentlichkeit gedrungen war und was Gentz ihm mitteilte, er möchte sich doch die Zeit nehmen und in einer kurzen Schrift den Aufstieg des Hauses Rothschild schildern.<sup>29</sup>

Gentz antwortete ihm hierauf wie folgt: „Es hat mich sehr ergötzt, daß Sie eine Monographie der Rothschilds wünschen, einer der witzigsten und glücklichsten Gedanken, die mir seit lange vorgekommen sind. Das Wort ist um so treffender, weil die Rothschilds in der Tat eine eigene species plantarum bilden, die ihre eigenen charakteristischen Merkmale hat. Sie sind gemeine, unwissende Juden, von gutem äußeren Anstand, in ihrem Handwerke bloße Naturalisten, ohne irgendeine Ahnung eines höheren Zusammenhangs der Dinge, aber mit einem bewunderungswürdigen Instinkt begabt, der sie immer das Rechte und zwischen zwei Rechten immer das Beste wählen heißt. Ihr ungeheurer Reichtum (sie sind die

ersten in Europa) ist durchaus das Werk dieses Instinkts, welchen die Menge Glück zu nennen pflegt. Die tiefsinnigsten Raisonsnements von Baring flößen mir, seitdem ich alles in der Nähe gesehen habe, weniger Vertrauen ein, als ein gesunder Blick eines der klügeren Rothschilds (denn unter den fünf Brüdern gibt es auch einen ganz Schwachen und einen Halbschwachen), und wenn Baring und Hope je fehlen, so weiß ich zu voraus, daß es geschehen wird, weil sie sich weiser dünkten als Rothschild und seinen Rat nicht befolgt haben . . . Ich erzähle Ihnen *con amore* von diesen Menschen und diesen Geschäften, denn sie waren meine Erholung in Aachen, und zugleich habe ich viel von ihnen gelernt.“

Dieses Urteil Gentzens ist wertvoll, weil es in einem vertrauten Privatbrief an einen Freund zu lesen ist. Es wird sich später zeigen, wie ganz anders Gentz über die gleichen Rothschild in einer Arbeit spricht, die zur Veröffentlichung bestimmt und von der Familie fürstlich bezahlt war. Während der Kongreß von Aachen die drei Brüder Amschel, Salomon und Carl vorübergehend in den Vordergrund rückte, waren James in Paris und Nathan in London gleichfalls nicht untätig geblieben. Insbesondere Nathan war es gelungen, auf dem Wege der Begebung großer Anleihen weiterzuschreiten und zwölf Millionen Pfund englischer Staatsanleihe auszugeben. Das Geschäft soll an und für sich für das Haus Rothschild nicht sehr gewinnbringend gewesen sein, aber es festigte weiter das Ansehen des Hauses im britischen Finanzamt und zeigte aller Welt, daß es sich gegen die heimische Konkurrenz als Bankier des nun nach der Niederwerfung Napoleons politisch so mächtig dastehenden und reichen England erhalten hatte.

James in Paris stand nach wie vor mit dem dort weilenden Barbier, dem Präses der österreichischen Liquidationskommission, in enger Verbindung, konkurrierte weiter wegen Übermittlung der Kriegsentschädigung und breitete seine

Geschäfte bedeutend aus. Während sich also das Haus in aller Welt auf das glücklichste entwickelte, schien mit einem Male dessen Bestand in seiner Vaterstadt Frankfurt aufs schwerste bedroht. Eben hatte die Familie dort einen ihrer besten Freunde verloren, jenen Mann, dem recht eigentlich die bedeutungsvolle Rolle zugeschrieben werden muß, dem Hause Rothschild die Leiter gehalten zu haben, auf der es zu solcher Höhe emporklimmen konnte. Buderus von Carlshausen war am 3. August 1819, nachdem er sein ganzes Leben, wie schon ein kurzer Blick in seine hinterlassenen Papiere zeigt, in aufreibender, emsig genauer Rechenarbeit verbracht hatte, in Hanau am Arbeitstische sitzend, vom Schlage getroffen worden. Als Sohn eines armen Schullehrers hatte er es zum Wirklichen Geheimen Rat, Kammerpräsidenten, Eigentümer einer schönen Herrschaft und Besitzer von etwa anderthalb Millionen Gulden gebracht.<sup>30</sup> Was wog aber das alles, wenn man bedenkt, welche Dienste er dem Kurfürsten in der Napoleonischen Zeit geleistet und wieviel große Vermögensteile er ihm gerettet hatte. Freilich, beliebter war er dadurch nicht geworden, denn man warf ihm vor, die Interessen des Kurfürsten mit allzu großer Härte vertreten zu haben. Von Carlshausen fühlte dies auch an seinem Lebensabend, und es klingt wie eine Rechtfertigung, wenn er sein Testament wie folgt schloß: „Ich habe für meine lieben Kinder gesorgt, soviel es in meinen Kräften stand. Keine Entbehrung und Anstrengung war mir zu groß, wenn es darauf ankam, ihr Glück zu befördern, und mein ganzes Leben war ein zusammenhängendes Bestreben, ihre Wohlfahrt fest zu gründen. Gott hat mein Mühen gesegnet . . . und Ihr, meine lieben Kinder, vernehmet und befolget meine letzte väterliche Ermahnung: Schätzt das Vermögen, welches ich mit Gottes Beistand mühsamst erworben habe. Keine Träne eines Bedrückten und keine Verwünschung eines Uebervorteilten lastet darauf. Suchet es durch Sparsamkeit, Ordnungs-



liebe, Fleiß, Klugheit, Milde und Gottesfurcht zu vermehren und zu befestigen. Fern muß jedoch Habgier, Wuchersinn des jeden Keim der Tugend tötenden Geizes und jedes ungerechte Gut von Euch sein! Vergesst nie, daß die Genügsamkeit des Reichtums Krone ist.“<sup>31</sup>

Das Haus Rothschild verdankte dem Toten Unermeßliches. Wohl hatte es ihn ihrem Vertrage entsprechend an den Geschäften Anteil nehmen lassen, und daher stammte auch der größte Teil seines Vermögens; aber was bedeutete dies im Verhältnis zur Gegenleistung, dem Verdrängen sämtlicher Handlungshäuser aus den Geschäften des reichen Kurfürsten, und zu der durch Buderus gegebenen Möglichkeit, des Fürsten flüssige Gelder zur Hebung des Kredits des Bankhauses und zur Sicherung seiner ausgedehnten Spekulationen zu benutzen.

Der Aufstieg des Hauses hatte ihm gerade an seinem Ursprungsort den meisten Neid und die größte Eifersucht eingetragen. Ein Polizeirapport aus Frankfurt, der jener Zeit entstammt, gibt ein ziemlich gutes Bild dieser Stimmung in der alten Kaiserstadt:

„Bei Gelegenheit eines Bußtages,“ hieß es dort<sup>32</sup>, „der zum Andenken an einen großen Brand in Frankfurt vor 100 Jahren, wodurch 400 Häuser zerstört wurden, dieser Tage gefeyert werden soll, läßt sich stark die Meinung der christlichen Einwohner jener Stadt gegen die Juden vernehmen, da nach der Chronik durch diese so viele Effekten gestohlen worden seyn sollen. Überhaupt ergreift man gern jede Veranlassung zum Neid und zur Mißgunst, so daß man alle Billigkeit vergißt, indem doch auch so viele reiche Juden den Christen so viel eintragen. Darum tadelt denn auch der Besserdenkende laut, daß man z. B. dieser Tage dem jüdischen Bankier von Rothschild zu Frankfurt, der zwar vielen Aufwand macht, aber damit vielen Leuten teils zu verdienen gibt, teils gegen die Armen — sie seien Christen oder Juden — sehr wohltätig ist,

ein Pasquill vor die Türe heftete, worin man seine Baronisierung<sup>33</sup> lächerlich zu machen suchte. Wieviel indessen dieses jüdische Handlungs- und Wechslerhaus zu tun vermag, ersieht man aus der Übernahme eines Anlehens für England, wovon man soeben Kenntnis erhält und wobei bemerkt wird, daß das Haus von Rothschild im Wettstreit mit anderen den Vorzug errungen habe. Vor einigen Tagen erkaufte dieses Haus auf einen von Wien erhaltenen Kurier 15 000 Stück Metalliques, wodurch der Kurs der österreichischen Papiere sogleich hinaufging und ein außerordentliches Treiben der Agioteurs entstand.“

Diese so offenkundige Macht des Hauses gab Anlaß zu den übertriebensten Folgerungen. Gerade in einer so aufgeregten Zeit, wie sie Deutschland damals durchmachte, wirkte ein solcher Aufschwung über die Menge der Mitmenschen und Konkurrenten hinaus besonders aufreizend. Der Wunsch nach Freiheit und nationaler Einigung hielt alle Denkenden in Deutschland in tiefer Erregung. Am 23. März 1819 ließ Kotzebue wegen seiner Angriffe auf die nationale Partei sein Leben unter dem Dolche eines Fanatikers. Überall wandte sich das von Metternich künstlich niedergehaltene nationale Gefühl vor allem gegen die Juden. In ganz Deutschland wurde eine Posse gespielt, die „Unser Verkehr“ betitelt war, die unter tosendem Beifall der Zuschauer Sitten und Gebräuche der Juden verhöhnte.<sup>34</sup> Der Verfasser blieb zunächst unbekannt; überall erzählte man, das Haus Rothschild habe einen Preis auf seine Entdeckung gesetzt.

Eben tagten im August 1819 unter Metternichs Leitung die Karlsbader Ministerkonferenzen, die die berichtigten Maßnahmen gegen jede freiheitliche Bewegung festsetzten; da schuf sich die allgemeine Erregung ein Ventil in einem gewaltigen Ausbruch der Volksleidenschaft gegen die Juden. Würzburg war die erste Stadt, wo es zu Gewalttätigkeiten kam; Volkshaufen rotteten sich zusammen, zogen vor die

Judenhäuser, schlugen die Fenster ein, erbrachen die Türen und begannen zu plündern. „Hepp, hepp, Jude verreck!“<sup>35</sup> scholl es tosend durch die Gassen. In Bamberg und in anderen Städten spielten sich die gleichen Szenen ab.

Die Nachricht von diesen Vorkommnissen löste unter der Frankfurter Judenschaft um so größere Erregung aus, als schon seit Monaten auch dort drohende Vorzeichen einer ähnlichen Bewegung zu bemerken waren. Amschel Meyer Rothschild und seine beiden Brüder, die ob ihres Reichtums nach wie vor die Zielscheibe für Angriffe aller Art boten, begannen ernstlich um ihr Leben zu fürchten und an eine wenigstens zeitweise Flucht zu denken. Einer der Brüder scheint diese Absicht einem österreichischen Beamten gegenüber erwähnt zu haben, denn am 6. August berichtet ein Legationssekretär in Frankfurt folgendes<sup>36</sup>: „Ich gebe mir vorläufig die Ehre, untertänigst anzuzeigen, daß ich aus ganz sicherer und zuverlässiger Quelle erfahren habe, daß das hiesige jüdische Handelshaus Rothschild Frankfurt gänzlich verlassen will; sie werden durch den kaiserlichen Finanzminister, Herrn Grafen von Stadion, die Erlaubnis ansuchen, sich in Wien etablieren zu dürfen. Diese Absicht ist hierort noch strenges Geheimnis, und ihre Verwirklichung wird sowohl bei den städtischen Behörden selbst, als bei der ganzen Handelsschaft große Sensation erregen und den Schimmer Frankfurts bedeutend verdunkeln. Es steht dann nur noch zu befürchten, daß es die Erbitterung gegen die Juden noch mehr reizt und daß die Entfernung der Rothschilds den Juden den Todesstoß gibt.“

Die judenfeindlichen Unruhen in den übrigen Städten Deutschlands machten in Frankfurt bald Schule. Sie mußten dort um so mehr zu Gewalttätigkeiten führen, als man sich im Hasse gegen die Juden mit den höchsten Obrigkeiten der Stadt einig wußte. Der Anlaß zum Ausbruch war gering. Am Abend des 10. August 1819 durchzogen einige Burschen die

Judengasse unter aufreizendem Hepp-hepp-Geschrei. Mehrere Juden, die zufällig vor ihren Türen standen, trieben die Burschen vereint aus ihrer Straße heraus und prügelten einen der Ruhestörer, der ihnen in die Hände gefallen war. Daraufhin verbreitete sich in ganz Frankfurt mit Windeseile das Gerücht, ein Christ sei von Juden getötet worden. Im Nu sammelten sich Volkshaufen, durchzogen unter Geschrei die Judengasse und warfen die Fenster und Läden mit Steinen ein. Auch das Haus der Rothschild wurde von diesen Angriffen betroffen. Sämtliche Fensterscheiben lagen zertrümmert auf der Straße. Die Bewohner hatten sich in die rückwärtigen Räume flüchten müssen und dort zitternd die tod drohenden Rufe der Menge mit angehört. In der Frühe des 11. stand an allen Straßenecken mit großen Buchstaben: „Hepp, hepp“, das Losungszeichen zur Vertreibung der abscheulichen Juden. Daraufhin verließen mehrere vermögende Israeliten das ungastliche Frankfurt, und auch die Brüder Rothschild waren nahe daran, es zu tun. Als sich die Unruhen ausbreiteten, bekam der Senat schließlich Angst, daß sich aus der Judenhetze ein allgemeiner Aufstand entwickeln könnte. Man bot die verfügbaren Truppen auf, um den aufgeregten Pöbel in Schranken zu halten. Auch die Bundestagsgesandten forderten ein Einschreiten, insbesondere beunruhigt durch die Angriffe auf das Rothschildsche Haus, das mit der Mehrzahl der in der Bundesversammlung vertretenen Regierungen in wichtiger finanzieller Verbindung stand. Es wurde der Antrag auf einen Gesamtbeschluß der Bundesversammlung gestellt, wonach an den Senat die Forderung abgesandt werden sollte, die Ruhe und den Besitzstand der Juden mit allem Nachdruck aufrechtzuerhalten. Es wäre gewiß in der Absicht des Fürsten Metternich gelegen gewesen, wenn Graf Buol beim Senate, wenigstens im Namen Österreichs, energisch auf Maßnahmen gedrungen hätte. Aber Buol, selbst ein Judenfeind, zögerte und wartete auf Be-

fehle. Anders der preußische Vertreter, der Geheime Legationsrat Himly. Noch am Morgen des 11. August gab er einem „hochedlen Rat der freien Stadt Frankfurt das angelegentlichste Vertrauen zu erkennen<sup>37</sup>, welches er dahin hege, daß ein hoher Rat die zweckdienlichsten Vorkehrungen treffen werde, damit der bereits verübte Angriff auf das Haus der königlich preußischen Kommerzienräte Meyer Amschel von Rothschild & Söhne in gemessener Art gerügt werde und denselben in ihrer Person und Vermögen dernachdrücklichste Schutz vor weiteren Gefährdungen angedeihe, sowie denn der Unterzeichnete um gefällige baldigste Mitteilung von den Maßregeln ersucht, die ein hoher Rat in dieser Beziehung getroffen haben wird“.

Die Bürgermeister Metzler und von Usemer erwiderten ihm, daß die in der Judengasse stattgehabten unruhigen Auftritte alsbald beruhigt worden seien, der Senat auch die kräftigsten Maßregeln ergriffen habe, deren Wiederholung zu verhindern. Der Senat fügte noch hinzu, daß jedem Einwohner, folglich auch den Handelsleuten Rothschild, der Schutz der Gesetze nicht „entstehe“ (fehle), und daß die Vorgänge der vergangenen Nacht aufs strengste untersucht und die Urheber bestraft würden.<sup>38</sup> Das war schön gesagt, aber die Praxis war anders, denn wenn auch die tätlichen Angriffe auf die Judenhäuser aufhörten, so war der Haß gegen deren Bewohner doch hell aufgelodert, und dies genügte allein, um die jüdischen Einwohner in steter Angst und Unruhe zu erhalten.

Mit Schrecken hatte James in Paris von den Ereignissen in Frankfurt gehört und seinem dort weilenden Bruder geraten, die Heimat zu verlassen. „Sie werden in den öffentlichen Blättern“, schrieb er an David Parish nach Karlsbad, „gelesen haben, wie sich in Frankfurt in der Nacht vom 10. auf den 11. ds. eine gewisse Menge Pöbel auf den Straßen versammelt und der dasigen israelitischen Gemeinde durch Ungestüm und Schreien Unglück drohete. — Prompte Maß-



regeln von Seite eines preißlichen Senats haben die Unruhestifter auseinandergetrieben und nach meinen letzten Berichten vorläufig wieder die Ordnung hergestellt. Wie unangenehm dergleichen Auftritte sind, können Sie sich ebenso leicht vorstellen, als diese in dem gegenwärtigen Zeitalter unerwartet sind. Was kann das Resultat solcher Unordnungen sein? Wahrlich nur alle Reichen dieser Nation Deutschland verlassen und ihr Vermögen nach Frankreich und England bringen zu sehen; ich selbst habe meinem Bruder in Frankfurt angeraten, sein Haus zu schließen und hierherzukommen. Machen wir einmal den Anfang, so bin ich überzeugt, folgen alle wohlhabende Leute fort, und ob den Souverainen Deutschlands eine Maßregel angenehm sein kann, welche sie bei einigem Geldbedarf nötigt, sich nach Frankreich oder England zu adressieren, ist eine neue Frage.

Wer kauft in Deutschland Staatspapiere? und wer hat gesucht, den Cours zu heben, wenn es nicht unsere Nation ist. und ist nicht durch dieses Beispiel ein gewisses Vertrauen auf die Staatspapiere eingeflößt worden; und haben sich dadurch nicht auch christliche Häuser aufgemuntert gefunden, einen Teil ihres Geldes in alle Gattungen Papiere zu stecken? Der jüdischen Gemeinde versagt man in Deutschland die Erlernung der verschiedenen Handwerke; es blieb ihnen daher wohl nichts anderes übrig, als sich mit Wechsel- und Fondgeschäften zu befassen, gewöhnlich hat der Mensch das größte Zutrauen auf die Papiere desjenigen Landes, in welchem er lebt, stört man nun die Ruhe der Reichen in Deutschland, so werden sie sich notgedrungen sehen, ihrer Sicherheit wegen auszuwandern, und gewiß werden sie sich nicht mehr mit den Fonds eines Landes befassen, in welchem ihrem Leben durch eine augenscheinliche Gefahr gedroht wurde. — Es scheint der Zweck der Unruhestifter in Frankfurt gewesen zu sein, vorläufig alle Israeliten in eine Gasse zusammenzusetzen; wäre dieses gelungen, hätte nicht auch da-

durch ein allgemeines Massacre entstehen können und würde man sich ein Gewissen daraus gemacht haben. ihre Häuser zu plündern? — Wie nachtheilig ein solches Verfahren werden könnte, besonders in einem Augenblick, wo, gesetzt, unser Haus etwa bedeutende Summen für Rechnung des österreichischen oder preußischen Hofes in Händen hätte, brauche ich Ihnen nicht zu detaillieren. Ich sollte denken, es wäre würrklich nötig, dem Senate in Frankfurt durch Österreich oder Preußen Maßregeln an die Hand zu geben, Vorfälle wie jene vom 10. ds. kräftig zu unterdrücken, und auf diese Weise das Eigenthum eines jeden zu sichern. —

Sie werden wohl die Güte haben, seiner Durchlaucht, dem Fürsten Metternich, über diese Sache zu sprechen und daß Sie Ihm das Interesse unserer Nation aufs wärmste ans Herz legen werden, binn ich von Ihrer Freundschaft für mich zum voraus versichert. Wie man mir schreibt, so soll sich Herr von Bethmann ganz besonders herausgestellt haben, um die gute Ordnung wieder herzustellen.“<sup>39</sup>

Ein solcher Ratschlag, wie ihn James da aus der Ferne gab, übersah die wichtigen Interessen, die preisgegeben werden mußten, wenn das in seiner Heimatstadt so festgewurzelte Handelshaus, in dem tausend geschäftliche Fäden zusammenliefen, seinen Standort wechselte. Die in Frankfurt ansässigen Brüder erwogen wohl den Gedanken, die Stadt zu verlassen, aber als die Ruhe wiederhergestellt war, ließen sie doch von einem solchen voreiligen Schritt ab. Amschel Meyer als Chef war an Frankfurt gebunden, aber bei Salomon und Carl, die freizügiger waren, hatten die Vorfälle in Frankfurt ein Unbehagen ausgelöst, das sie jeder in Zukunft sich etwa bietenden Gelegenheit, sich anderswo niederzulassen, geneigter machte. Freiherr von Handel betrachtete die Folgen der Judenunruhen aufmerksam. Einige reiche jüdische Handlungshäuser, wie Ellissen und Speyer, hatten wirklich ihren Hauptsitz in das nahegelegene hessische Offenbach ver-

legt, und hartnäckig erhielten sich die Gerüchte, daß auch die Rothschild ihnen folgen wollten. „Das große, reiche Haus Rothschild“, meldete Handel an Metternich, „soll nicht ganz abgeneigt sein, sich von hier zu entfernen, und wenn dieses geschieht, dürfte es wahrscheinlich seinen fixen Aufenthalt in Paris oder in London, wo dasselbe bereits Comptoirs hat, wählen. Es würde sich fragen, ob es dem diesseitigen Interesse nicht angemessen wäre, denselben die Aussicht zu einer guten Aufnahme in den k. k. Staaten zu eröffnen und dieses Haus zur Übersiedlung nach Wien zu bewegen.“<sup>40</sup>

In Wien teilte man diesen Bericht der Kommerzhofkommission mit.<sup>41</sup> Tags darauf kam neuerlich ein Schreiben Handels, worin dieser meldete, daß sich die Geneigtheit des Wechselhauses Rothschild, Frankfurt zu verlassen, immer mehr offenbare. Die Kommerzhofkommission gab diese Meldungen den Ministerien der Finanzen und des Innern zur Einsicht und Äußerung und fügte hinzu<sup>42</sup>, daß Amschel von Rothschild allein in seiner Wirtschaft 150 000 Gulden verzehre und den Armen jährlich 20 000 Gulden spende. Die Kommission war der Ansicht, daß es dem Handlungshause Rothschild freistehe, die Aufnahme in die k. k. Staaten nachzusuchen. Graf Stadion richtete daraufhin an den Minister des Innern, Grafen Saurau, folgendes Schreiben:

„Der Herr Präsident der Hofkommission hat mich mittels der beiliegenden Note sowohl von seiner Absicht, das Frankfurter Handelshaus Rothschild zur Niederlassung in Wien einzuladen, als auch von den Mitteln unterrichtet, durch welche er unter der Voraussetzung meiner Zustimmung die Erreichung dieses Zweckes vorzubereiten gedenkt. Die Ansiedlung des Hauses Rothschild in den österreichischen Staaten würde ohne Zweifel von großem Vorteile sein und daher alle Unterstützung verdienen, obschon aus dem Schreiben des Hofrats von Handel keineswegs von einer Neigung dieses Hauses zur Übersiedlung nach den österreichischen Staaten,

sondern von der Frage, ob nicht zu versuchen sei, dasselbe dazu zu bewegen, die Rede ist.“<sup>43</sup>

Da die Aufnahme jüdischer Familien in den Wirkungskreis des Ministers des Innern gehörte, trat Stadion die Sache mit der Bitte um Würdigung an diesen ab. Graf Saurau erwiderte dem Präsidenten der Hofkommission direkt und ließ Stadion seine Antwort auf die Absicht, das Handlungshaus Rothschild zur Niederlassung in Wien einzuladen, in Abschrift zukommen.

„Ich erlaube mir vor allem,“ hieß es dort<sup>44</sup>, „E. E. darauf aufmerksam zu machen . . . daß es noch höchst ungewiß bleibt, ob das Handlungshaus Rothschild überhaupt gesonnen ist, Frankfurt zu verlassen. Noch weniger aber ist (aus den Meldungen) eine deutlich ausgesprochene Neigung zur Übersiedlung nach Wien zu entnehmen. Es ist vielmehr sehr zu bezweifeln, daß das Haus Rothschild einen Ort zu seinem stabilen Wohnsitze wählen sollte, wo dessen Prinzipal mit Hinsicht auf seine Religionseigenschaft mehreren Beschränkungen als in irgendeinem anderen Staate unterliegen würde. E. E. kann es nicht unbekannt sein, daß fremden Israeliten der hiesige Aufenthalt nur gegen Erlangung der Toleranz gestattet, diese aber nur nach vorläufig ordnungsmäßig erwirktem Großhandlungsbefugnisse verliehen werden kann. Eine Ausnahme von der hierwegen bestehenden Allerhöchsten Vorschrift zuzugestehen, kömmt der politischen Hofstelle nicht zu, und sie könnte sich nur darauf beschränken, das Ansuchen des Hauses Rothschild um die Ansässigmachung allhier, wenn solches vorläge . . . zu würdigen. Bei den entwickelten Verhältnissen, wo das Haus Rothschild kaum einen Reiz finden kann, den hiesigen Aufenthalt zu wählen, dürfte wohl jeder Schritt, der einer Art von Aufforderung ähnlich sähe, um so mehr zu vermeiden und es denselben zu überlassen sein, darum selbst anzulangen, als die Zusicherung von besonderen Begünstigungen nur mit Allerhöchster Genehmigung statt-

finden könnte. Indessen dürfen Euer Exzellenz versichert sein, daß man zu sehr von den Vorteilen überzeugt ist, die durch Niederlassung eines so angesehenen Handlungshauses dem österreichischen Kaiserstaate in so vieler Beziehung zugehen würden, um nicht bei Seiner Majestät mit allem Eifer auf die Gewährung anzuraten, sobald diesfalls ein förmlicher oder bestimmter Antrag vorliegen wird.“

Handel wurde demgemäß angewiesen, daß er das Haus Rothschild, falls es sich mit einer bezüglichen Anfrage an die Gesandtschaft wende, auf den Gesuchsweg verweisen solle. Jedenfalls war aus der Berichterstattung dieser Behörde zu erkennen, daß man dort den angelegentlichen Wunsch hegte, das Haus Rothschild zur Übersiedlung nach Wien zu veranlassen. Das war um so bedeutungsvoller, als die Lage der Juden in Österreich keineswegs beneidenswert war. Im ganzen Kaiserstaat war ihnen das Recht des Grundbesitzes entzogen; durch Gesetz und Praxis waren sie von Verwaltung und Richteramt, von Advokatur und Lehramt, von allen höheren Stellen im Militärdienst und allen politischen Funktionen und Ehrenämtern ausgeschlossen. Die Heiraten waren beschränkt; Leibzoll- und Meldepflicht beim Judenamt, sowie kurzfristige Aufenthaltsdauer galten für alle auswärtigen Juden. Bei dieser Lage der Dinge bewarben sich nun die höchsten Stellen im Staate Österreich um die Zuwanderung einer fremden Judenfamilie. Aber diese war ungeheuer reich, gebot über unerhörten finanziellen Einfluß, und das Geld glich alle anderen Bedenken aus. In Kürze sollte auch in Wien ein Rothschildisches Haus erstehen.

Für die Familie Rothschild blieb der Aufenthalt in Frankfurt recht unerquicklich. Es gingen den Brüdern fortwährend anonyme Drohbriefe zu, unter anderen einmal einer<sup>45</sup>, der Amshels Ermordung durch eine zur Vertreibung der Juden aus Frankfurt organisierte geheime Gesellschaft für einen bestimmten Tag ankündigte. Dessenungeachtet setzte das



Haus seine großen Geschäfte ungestört fort, und insbesondere waren es die österreichischen, die mit Stadions und Metternichs Unterstützung immer weitere Ausdehnung annahmen.

Salomon war dazu bestimmt worden, sich hauptsächlich mit den österreichischen Geschäften zu befassen. Mitte Juli jenes Jahres hatte das Haus Rothschild im Verein mit Gontard die Übermittlung großer Geldsummen in Neapel übernommen, die dieses Königreich Österreich noch von der Intervention von 1815 her schuldete. Dann waren Beträge von rund drei Millionen Francs, die zur Befriedigung österreichischer Finanzforderungen von Frankreich gezahlt wurden, nach Wien übermittelt worden, wofür die Firma Rothschild 1% der liquidierten Beträge erhielt.<sup>46</sup> Endlich hatten die Brüder durch einen Vertrauten in Mailand gehört, daß in den dortigen Staatskassen bedeutende Geldvorräte lägen<sup>47</sup>, die die Regierung nach Wien zu ziehen wünschte. Sofort erboten sie sich, das zu besorgen. Es handelte sich um die Übermittlung von zwei Millionen Lire in Goldmünzen, und Salomon, der wieder in Wien weilte, setzte sich rasch mit der Staatskanzlei persönlich in Verbindung, um dort zu beraten, wie diese Summe am besten durch Wechseloperationen von Mailand nach Wien zu ziehen wäre. Das Rothschildsche Haus erklärte, jede beliebige anzuweisende Summe zu den allerbilligsten Bedingungen übernehmen und das Geschäft für das Allerhöchste Interesse am vorteilhaftesten besorgen zu wollen.<sup>48</sup> Dabei erhielten dieses und das Haus Gontard  $\frac{1}{2}\%$  Provision und  $\frac{1}{8}\%$  Courtage, also für die einfache Übermittlung des Geldes von Mailand nach Wien 12933 Lire in Gold.

Die ausgedehnten Geschäfte machten eine große Korrespondenz notwendig, deren schnelle Beförderung unter den damaligen so primitiven Verkehrsverhältnissen große Schwierigkeiten machte. Nicht allein, daß die Posten langsam und selten verkehrten, ihre Verwendung war auch höchst gefähr-

lich, weil das Briefgeheimnis nicht gewahrt wurde. Noch wurde ein großer Teil Deutschlands von den Thurn- und Taxisschen Postbureaus bedient, die sich in Logen und Nichtlogen teilten<sup>49</sup>, je nachdem, ob deren Beamte gleichzeitig Vertraute des Wiener Chiffrekabinetts waren oder nicht. Gelangte die Post zu einem Logenbureau, so wurde sie vor der Weitersendung kunstvoll geöffnet, durchgesehen und Wichtiges kopiert. Da diese „Interzepte“, wie man sie nannte, immer an höchster Stelle vorgelegt wurden, so war dieser Vorgang, weil mannigfach mißbraucht, sehr gefürchtet. Selbst Graf Stadion scheute sich nicht<sup>50</sup>, persönlich „Interzepte“ zu erdichten, um Personen, die ihm lästig waren, damit zu verderben. Zeitweise interzipierten die Kuriere selbst während der Fahrt. „Diese Inspektion“, schrieb Bethmann darüber gelegentlich eines Wiener Besuches<sup>51</sup>, „ist einmal unabwendbar, Rothschild, Parish können sich derselben ebensowenig entziehen wie Herr von Geymüller, obgleich letzterer doch das ganze Vertrauen des Fürsten Metternich genießt. Salomon Rothschild sagte mir gestern, daß sein Bruder noch neulich drei seiner Briefe an einem Tage erhielt.“

Den Brüdern Rothschild waren diese Verhältnisse natürlich genau bekannt, und da sie einerseits einander sehr viel zu sagen hatten, was niemand hören sollte, und anderseits auch auf eine möglichst schnelle, der normalen Nachrichtenübermittlung vorausseilende Beförderung Wert legten, so entschlossen sie sich, für ihr Haus eigene Handelskuriere reisen zu lassen. Die hohen Kosten dieser Einrichtung konnten sich mit einem Schlage rentieren, wenn ihre Firma dadurch eine wichtige politische Nachricht, die auf die Börsenkurse Einfluß üben mußte, früher erfuhr als alle anderen.

Das war beispielsweise der Fall, als der Herzog von Berry ermordet wurde, jener Neffe des Königs von Frankreich, der bei der Kinderlosigkeit Ludwigs XVIII. die Hoffnung der

Bourbonen darstellte. Der Herzog fiel am 13. Febr. 1820 beim Austritt aus dem Opernhaus dem Dolchstich eines politischen Fanatikers, der Frankreich durch die Ausrottung der Bourbonen retten wollte, zum Opfer. Die Rothschild hatten dies, wie Handel berichtete<sup>52</sup>, lange vor allen anderen erfahren; sie trafen vorerst ihre Dispositionen und gaben dann das Ereignis bekannt. Das hatte sogleich ein Sinken aller Staatspapiere zur Folge und rief eine „allgemeine Consternation“ hervor. Die Kurierreisen wurden zunächst zwischen den drei Brüdern in London, Frankfurt und Paris eingerichtet. Als die Geschäfte mit Österreich sich häuften und Salomon immer länger dort Aufenthalt nahm, gingen die Kuriere bald auch weiter bis nach Wien. Die österreichischen Vertreter in den erstgenannten drei Städten, die mit dem Hause Rothschild ohnehin schon in fortwährendem engen Verkehr standen, kamen bald darauf, daß man auf diese Weise schneller Berichte befördern könne, und vertrauten den Rothschild'schen Kurieren, wie aus Vermerken auf zahllosen Aktenstücken zu ersehen ist, häufig die wichtigsten und geheimsten Briefe an, ohne darüber nachzudenken, ob nicht vielleicht die Rothschild den Spieß umkehren und nun ihrerseits die staatlichen Briefschaften interzipieren könnten. Nachzuweisen ist dies freilich nicht, aber es ist sehr wahrscheinlich, denn wenn die Brüder einmal einem Gesandten einen Brief zur Beförderung anvertrauten, dann wurde er augenblicklich „perlustriert“. Den Beweis hierfür erbringen folgende zwei Briefe: Am 28. Nov. 1819<sup>53</sup> berichtete Handel an Metternich: „Der Banquier Carl von Rothschild, welcher heute nach Wien abgereiset ist, hat uns gebeten, mehrere ihm anvertraute Briefe an verschiedene in Wien versammelte deutschen Ministers in ein Paket zu legen und mit dem Gesandtschaftssiegel zu versehen, damit er diese ohne Gefahr über die Grenze bringen könne. Ich nahm keinen Anstand, in das Gesuch des Herrn von Rothschild, der gleich anderen Juden sehr furchtsam,

aber ein moralisch guter Mensch ist, zu willigen, weil dieses Zugeständnis die Möglichkeit bot, von den Briefen Einsicht zu nehmen. Rothschild schickte mir dieselben, und wenngleich die Kürze der Zeit nicht erlaubte, jeden dieser Briefe zu perlustrieren, so konnte ich doch von den vorzüglicheren Einsicht nehmen.“

Ein andermal schrieb<sup>54</sup> Legationssekretär Le Monnier in Frankfurt an den Direktor der Geheimen Kabinettskanzlei in Wien: „Herr Rothschild (wohl Amschel Meyer), mit dem ich oft sowohl bei Seiner Exzellenz, dem Herrn Grafen Buol, als dem Baron von Handel zusammenkomme, hat mich gebeten, ihm zu erlauben, seine Briefe an seinen Bruder unter meinem Couvert zu senden. Ich habe nicht Anstand nehmen können, indem ich es nicht für ratsam halten konnte, es abzuschlagen, bitte aber Euer Hochgeboren, die Geheime Hof- und Staatskanzlei darauf aufmerksam machen zu wollen, gleich in Wien hierauf ein Auge heften zu wollen und alle Briefe unter meiner Adresse interzipieren zu lassen.“

Es ist sehr wohl möglich, daß die Brüder Rothschild, denen ja alle Vorsicht und Schlaueit zuzutrauen ist, zuweilen solche Briefe absichtlich durch die Gesandten befördern ließen, um ihnen Nachrichten und Dinge zur Kenntnis zu bringen, die zu bestimmtem Zwecke erfunden oder gemodelt waren.

Die finanzielle Lage aller Staaten, die lange Kriegszeit mitgemacht, bedurfte nun, da Friede und Ruhe eingetreten war, dringend der Neuordnung und Retablierung. In Österreich war Stadion im Einvernehmen mit Metternich an diesem Werk. Der letztere hatte ein persönliches Interesse daran, daß Stadion auf dem finanziellen Nebengeleise, auf das der Kanzler seinen einstigen Vorgänger im Ministerium des Äußern geschoben hatte, gedeihlich arbeite. Denn dadurch war der Nebenbuhler gut beschäftigt, und dann mußte eine finanzielle Kräftigung der Monarchie auch der Politik des

Kanzlers zugute kommen. Es leiteten also zwei Männer die Geschicke des Kaiserstaates, die den Juden im allgemeinen und dem Haus Rothschild insbesondere wohlwollend gesinnt waren. Um 1816 war neben den Obligationen einer verzinslichen Staatsschuld noch annähernd ebensoviel Papiergeld, das um ein Viertel seines Nennwertes gesunken war, im Umlauf, und das Bestreben Stadions ging dahin, ein weiteres Sinken durch Aufnahme von Anleihen und andere Maßnahmen, wie die Gründung einer Nationalbank, möglichst zu verhindern. Die Metalliques-Anleihe, so genannt, weil die Zinsen der Obligationen in Metall ausbezahlt wurden, machte den Anfang, und Stadion war mit Metternich darin einig, daß man das Haus Rothschild politisch fortgesetzt entgegenkommend behandeln müsse, weil man es gleichfalls zu einer Anleihe heranziehen wollte. Dieser Plan Metternichs läßt es begreiflich erscheinen, daß ihn die judenfeindliche Haltung der Stadt Frankfurt mit Mißmut erfüllte.

In den Berichten des Bundesgesandten aus dieser Zeit wurde Frankfurt als ein Herd von Unruhen bezeichnet<sup>55</sup>, und das war für den überall Revolution und Umsturz witternden Metternich Grund genug, der Stadt nicht gewogen zu sein. So griff er denn auch diesmal ein, um zu verhindern, daß der Bundestag die Regelung der Judenfrage den Stadtbehörden überlasse. Auch entschlossen sich jetzt Metternich und Stadion, die vor Jahr und Tag eingebrachte und bisher unerledigte Bitte der Gebrüder Rothschild um Ernennung Nathans zum Konsul in London zu erfüllen. Am 3. März 1820 erfolgte die dahingehende Allerhöchste Entschließung.<sup>56</sup> Der Botschafter in London, Fürst von Eszterházy, wurde angewiesen<sup>57</sup>, Nathan von seinem neuen Wirkungskreise in Kenntnis zu setzen und ihn einzuladen, „zur Erfüllung dessen, was die Staatsverwaltung von ihm erwarte, durch Aufmunterung und andere zu Gebot stehende Mittel nach Tunlichkeit beizutragen“.



Gleichzeitig wurde eine Amtsinstruktion an Nathan nach London geschickt<sup>58</sup>, in welcher er angewiesen wurde, nicht nur den etwaigen Aufträgen der k. k. Gesandtschaften, in deren Wirkungskreise er sich befinde, gehörig zu entsprechen, sondern ihnen auch unaufgefordert alle, die höhere Politik mittelbar oder unmittelbar interessierenden Nachrichten und Ereignisse regelmäßig bekanntzugeben.

Der Gesandte von Handel in Frankfurt hatte schon im November des Jahres 1819<sup>59</sup> im Auftrage Metternichs mit Rothschild über die große Anleihe, die Österreich bei diesem Hause aufnehmen wollte, verhandelt. Seither waren in wohl-erwogener Absicht die eben dargelegten Auszeichnungen und Gefälligkeiten für das Haus Rothschild erfolgt. Nathan konnte sich nun zum Konsularkorps der britischen Hauptstadt zählen, was ihm gesellschaftlich und geschäftlich sehr zustatten kam, und Amschel freute sich seines mächtigen Beistandes im Kampf um die Frankfurter Judenrechte.

So war die Lage für die Aufnahme des österreichischen Anlehens reif und der Boden wohlbereitet. Um der Nationalbank genügend Geld zum Einziehen des Papiers zur Verfügung zu stellen, waren etwa 55 Millionen Gulden erforderlich. Am 4. April hatte der Kaiser den Finanzminister zur Aufbringung der Anleihe ermächtigt; sie sollte, wie Stadion vorgeschlagen, in zwei Abschnitten erfolgen. Am 7. April wurden die ersten 20 Millionen Gulden bei den Häusern Rothschild und Parish auf Salomons Vorschlag in Form einer Losanleihe begeben, eine damals noch seltene und ihre Wirkung auf die Masse der Bevölkerung nicht verfehlende Maßregel. Zunächst schwieg man darüber, daß man schon in Verhandlung über weiter aufzunehmende 35 Millionen Gulden stände, und jedermann kaufte in der sicheren Erwartung, daß diese Lotterieranleihe zunächst vereinzelt bleiben werde. Die Bedingungen waren für den österreichischen Staat sehr drückend, obwohl die Rückzahlung auf einen längeren Zeitraum ver-



14. Salomon Meyer Rothschild

Zeichnung von I. Lieder  
Nationalbibliothek Wien



teilt war; mußten doch vertragsgemäß für die sofort vorgestreckten 20 Millionen vom Staate alles in allem 38 Millionen zurückgezahlt werden. Der Eindruck im Publikum, das in Unkenntnis der allgemeinen finanziellen Lage und der Stadionschen Absichten nur diese Ziffern auf sich wirken ließ, mußte natürlich höchst ungünstig sein.

Ein Polizeibericht der damaligen Zeit<sup>60</sup> besagt, die Ankündigung des Rothschildschen „Anlehenslottos“ habe bedeutend dazu beigetragen, die öffentliche Stimmung zu verschlimmern und den kaum aufgekeimten Staatskredit merklich zu vermindern. „Was nun endlich“, fuhr der Berichterstatter fort, „das Rothschildsche Anlehen betrifft, so bin ich in wahrer Verlegenheit, wo ich mit der Schilderung des höchst ungünstigen Eindruckes, welchen diese Finanzoperation nicht allein auf das Wiener Publikum, sondern auf die Einwohner aller Provinzen . . . gemacht hat, anfangen soll. Es würde die schuldige Bescheidenheit verletzen, wenn ich mir erlauben wollte, die harten Ausdrücke niederzuschreiben, in welchen die Gegner — zahlreichere Gegner und Tadler hatte vielleicht noch keine einzige aller vorhergegangenen Finanzoperationen — solche als ein Machwerk des Leichtsinns, des Mutwillens und des Eigennutzes, folglich als eine unmoralische Handlung darstellen. In einer Abendgesellschaft rief ein Gast aus: „Dieses Anlehen ist eine der größten Schlechtigkeiten, die seit zwanzig Jahren auf Rechnung unserer Beutel gemacht worden sind, und dies will viel sagen!“ — Eine der vorzüglichsten Ansichten, nach welchen dieses Anlehen beurteilt wird, ist folgende: Die Art, auf welche dieses Anlehen angekündigt wurde, sei ganz dazu geeignet gewesen, um solches gleich im Anfange verhaßt zu machen. In vier Zeilen den Einwohnern eines Staates ankündigen, daß man von einem fremden Juden 20 Millionen zu leihen nehme, wofür man 38 Millionen, also bald alterum tantum oder 50 Procent zurückzahlen müsse, heiße, die Untertanen mehr als ver-

ächtlich behandeln . . . Es wäre mit der in der Wiener Zeitung erschienenen Ankündigung (des Anlehens) ganz gleichlautend, wenn der Finanzminister gesagt hätte: „Ich weiß sehr gut, daß Ihr dermal aus Mangel des Geldes und weil Ihr daher weniger einnehmt, als Ihr ausgeben müßt, die Steuern nicht bezahlen könnt, damit Ihr aber für die Zukunft dazu noch weniger fähig sein möget, solche zu bezahlen, will ich die Massa des circulierenden Geldes, folglich auch Eure Einnahmen, noch mehr beschränken, und für diese Wohltat müßt Ihr an den Juden Rothschild 38 Millionen zahlen.““ Der Berichterstatter betonte, es sei in keiner Hinsicht zu entschuldigen, das Publikum von der unmittelbaren Teilnahme an einer so vorteilhaften Geldspekulation, wie es das gegenwärtige Lotto wäre, auszuschließen, und dieses fremden Juden in die Hände zu spielen. Man zwinge die eigenen Untertanen, die Lose von diesen jüdischen Ausländern mit einem Agio von 10–18% abzukaufen. „Der Profit,“ führte der Bericht weiter aus, „welchen die Kontrahenten bei diesem Anlehen gewonnen haben, ist nach der Versicherung der hiesigen Banquiers ungeheuer; denn außer den vier Millionen, welche man ihnen an Provision zugestanden habe, müsse man nun auch jenen Profit dazurechnen, welchen sie durch den Verkauf der Lose, die sie nicht unter 100 Gulden geben, beziehen werden; dieser Gewinn werde nach dem eigenen Geständnisse des hier anwesenden Rothschild von Jahr zu Jahr steigen, indem er eingesteht, er hoffe, daß die Lose bis zur dritten Ziehung auf 200, bis zur 10. Ziehung auf 400 steigen werden! was auch sehr wahrscheinlich ist, da Rothschild mit dem Verkaufe der Lose zurückhält, dadurch aber sich gleichzeitig in die Möglichkeit, die meisten Gewinnste zu erhalten, versetzt. Das ganze Anlehen sei eine jüdische Geldprellerei, welche zwischen den Rothschilds und dem Hofagenten Joel abgemacht worden sei; letzterer habe dann den Finanzminister oder eigentlich dessen Umgebung dazu beredet, dafür



soll Joel oder Joelson 1000 Stück, Graf Stadion 2000 Stück und der Präsidialsekretär Bürgermeister 500 Stück der Lose zum Geschenk erhalten haben (so erzählt man sich). Ich für meine Person will diese ganze Sache als eine Schmähung und Verleumdung ansehen. So groß war im Anfange die Erbitterung über dieses Darlehen, daß in allen Gesellschaften der Vorschlag gemacht wurde, Vereine zu bilden, deren Mitglieder sich verpflichten sollten, von Rothschild kein Los über den Betrag von 100 Gulden abzunehmen.“

Andere Kritiker wieder gab es, die Stadion guten Willen und Ehrlichkeit nicht absprachen, ihm aber gleich darauf zu verstehen gaben, daß das Finanzministerium eben in der größten Art geprellt worden sei.

Die in dieser Polizeimeldung angeführten Zahlen entsprachen freilich nicht ganz den Tatsachen und übertrieben beträchtlich, aber sie drückten das unbestimmte Gefühl des Publikums aus, daß an diesem Geschäfte maßlos verdient worden sei. Die Nachfrage nach den Rothschildschen Losen war trotz des angesagten Boykotts ganz ungewöhnlich groß; man riß sich die Lose förmlich aus den Händen, und bald stiegen sie auf 110, 120, 150, ja sogar darüber. Die Augsburger Allgemeine Zeitung hatte von Gentz und anderen Agenten der Rothschild verfaßte Artikel gebracht, welche unter dem Titel „Handelsbriefe“ die „außerordentlich vorteilhafte Lotterie“ anpriesen. Dadurch ermutigt, beschloß Stadion auf Grund der ihm erteilten Ermächtigung die Aufnahme von weiteren 35 Millionen Gulden schon vier Monate nach der ersten Anleihe. Rothschild und Parish zahlten in zwölf Monatsraten gegen Schuldverschreibungen 35 Millionen Gulden Konventionsmünze bar. Die Bedingungen waren derart, daß der Staat mit an Kapital, Zinsen usf. für die erhaltenen 35 Millionen 76821515 Gulden abzutragen hatte; hierzu kam noch die vierproz. Provision an die Übernehmer, die 1400000 Gulden betrug. Unter diesen Bedingungen wurde die Anleihe von Kaiser

Franz genehmigt und gestaltete sich für die Unternehmer zu einem der lukrativsten Geschäfte jener Zeit, denn das Bankhaus nützte nicht nur die Spielwut des Publikums für den guten Absatz der Papiere aus; es beeinflusste auch die Kursgestaltung, was ihm durch seinen Einfluß auf die Hauptbörsenplätze erleichtert war. Es war klar, daß die Rothschild mit einem Fallen der Lose aus der 20-Millionen-Anleihe rechnen mußten, sobald bekannt wurde, daß so kurz nachher eine weitere Anleihe von 35 Millionen folgen sollte. Aber bevor dies kund wurde, hatten sie die erste Losemission weit über Pari an den Mann gebracht, und diese Papiere befanden sich also bei Ausgabe der zweiten schon fast durchwegs in fremden Händen. Es war begreiflich, daß sich anfangs ein Sturm gegen die unternehmenden Bankiers erhob. Aber bald stiegen auch die Lose der ersten Anleihe wieder, und die Papiere beider Emissionen wurden stürmisch begehrt. So beruhigte sich die erregte Stimmung wieder; der österreichische Staat hatte seine gewünschten Millionen bar in der Hand, und die Rothschild blieben im ungestörten Besitz ihres Gewinnes.

Die durch diese wichtigen und ausgedehnten Geschäfte bedingten Verhandlungen hatten die fortwährende Anwesenheit eines Mitgliedes des Rothschildschen Hauses in Wien notwendig gemacht. Die Besprechungen waren fast ausschließlich von Salomon Rothschild im Einvernehmen mit seinen übrigen Brüdern geführt worden. Das Riesengeschäft brauchte aber auch in seiner weiteren Auswirkung ständige persönliche Überwachung und Pflege. Salomon mußte sich daher bald nach einem bleibenden Absteigquartier in Wien umsehen. Ein eigenes Haus konnte er sich nach den Gesetzen des Landes als fremder Jude nicht kaufen. Er beabsichtigte dies vielleicht auch gar nicht, weil eine Filiale nach Pariser oder Londoner Muster in Wien noch nicht vorgesehen war. Erst die immer innigere Verquickung mit den Finanzen und der Politik Österreichs sollte dazu führen.

Salomon Rothschild hatte sich in einem der ersten Gasthöfe des damaligen Wien, dem sogenannten „Hotel zum römischen Kaiser“ in der Renngasse Nr. 1 einquartiert, in welchem zu jener Zeit die vornehmsten Gäste, im Jahre 1820 unter anderen auch der König von Württemberg, Wohnung nahmen. Unter allen Gasthäusern war dieses das einzige<sup>61</sup>, das einen großen und sehr akustischen Konzertsaal besaß. Wiederholt wirkte Beethoven dort bei Musikvorführungen mit; er soll auch zeitweise im „Römischen Kaiser“ gewohnt haben. Salomon blieb in jenem Hause, bis er Ehrenbürger der Stadt Wien wurde, allerdings mit der Zeit als einziger Gast. Er mietete nämlich alle Räume. Später kaufte er das Gebäude und auch das anschließende Haus Renngasse Nr. 3, das noch heute im Besitz der Familie ist, während eine Versicherungsgesellschaft das Haus des einstigen „Römischen Kaisers“ erwarb.

Metternichs Vertrauen zum Hause Rothschild war inzwischen sehr gewachsen. Die Familie fühlte das sehr wohl, und wenn sie irgendwo ein großes Geschäft witterte, ließ sie den Staatskanzler durch Gentz wissen, daß sie es gern übernehmen wolle. James hatte in Paris erfahren, daß die Alliierten 1815 in Paris beschlossen hatten, 20 Millionen Francs aus der Pariser Kriegskontribution für den Bau einer vierten Bundesfestung am Rhein zurückzulegen.<sup>62</sup> Sofort machten sich James in Paris und Salomon in Wien erbötig, dieses Geld nach Frankfurt zu remittieren, um es dort bereits eingewechselt am Sitze der Bundesversammlung für diese bereit zu halten. Metternich entschied im Verein mit dem preußischen Staatsminister, daß dieses Geschäft dem Haus Rothschild zu übertragen sei, da er sich von dessen Anerbieten, die Fonds ohne Provision oder Kostenersatz nach Frankfurt zu übermachen, blenden ließ und den Wechselkursgewinn nicht in Betracht zog. Dabei unterließ es den beiden Brüdern, daß der eine in Paris  $3\frac{1}{2}\%$ , der andere in Wien  $3\%$  Zinsen vorschlug, falls man ihnen das Geld so lange überlassen wolle,

bis es wirklich zum Bau der Festung käme. Das konnte noch sehr lange dauern, und die Zukunft bestätigte diese Vermutung. Barbier bemerkte dazu<sup>63</sup>, daß er bei Vollziehung des Auftrags Metternichs ausgemacht habe, es solle der Bundesversammlung das Recht vorbehalten bleiben, vom Hause Rothschild Sicherheiten für die 20 Millionen zu verlangen, wenn man sie ihm im Depot überließe.

„Das Haus Rothschild“, schrieb er, „ist ohne Frage eines der reichsten und solidesten Europas, aber trotzdem haben wir geglaubt, diese Vorsicht gebrauchen zu müssen, da es sich um ein Depot von mehr als 20 Millionen Francs handelt, das eine genügend lange Zeit bei ihnen bleiben kann, wenn der Bau der neuen Festung auch weiterhin eine Verzögerung erfährt.“

Man überließ also dem Hause Rothschild, während man selbst für Bargeld 5% Zinsen zahlte, eine so große Summe zu nur 3 1/2% auf unbestimmte Zeit. Dieser so unverhofft billige Kredit kam dem Bankhaus gerade zu einer Zeit zugute, da große politische Ereignisse im Süden Europas die seit dem Wiener Kongreß herrschende friedliche Ruhe unterbrachen. In Spanien hatten die Liberalen dem dahin zurückgeführten König Ferdinand VII. mit Gewalt den Schwur auf eine Verfassung abgerungen. Der Bürgerkrieg dauerte daselbst zwar fort, aber die errungenen Siege der Liberalen machten Schule unter der heißblütigen Bevölkerung anderer, unter gleichem Druck stehender Staaten im Süden Europas. Im Königreich Neapel, wo die nationalen Ziele des Geheimbundes der Carbonari weite Kreise ergriffen hatten, brach gleichfalls eine Revolution aus. König Ferdinand I., ein Vertreter des Prinzips absoluter Selbstherrschaft, war nach seiner Wiedereinsetzung durch die Österreicher im Jahre 1815 nur zu gern die ihm von Metternich auferlegte Verpflichtung eingegangen, keinerlei liberale Zugeständnisse zu machen und im Sinne des Metternichschen Systems zu regieren. Nun aber, da ihn

auführerische Volksmassen bedrohten, fügte er sich auf der ganzen Linie, machte den Rädelsführer, General Pepe, zum Generalissimus seines Heeres und leistete gleichfalls den Eid auf eine der spanischen ähnliche Verfassung. Auch auf der Insel Sizilien machte sich die Bewegung geltend. Die königlichen Minister, darunter der ausgezeichnete Finanzminister Luigi Cavaliere de Medici, der trotz der Verschwendungssucht der regierenden Familie und der Privilegien des Adels und der Geistlichkeit die Finanzen zur Not in Ordnung hielt, mußten neuen, den Carbonari nahestehenden Männern Platz machen.

Metternich, der wie von einer Warte Europa sorgsam überwachte und jede Auflehnung gegen sein „Legitimitätsprinzip“ peinlich empfand, war durch die Nachrichten aus Italien, dem Einflußgebiete Österreichs, lebhaft beunruhigt. Wenn der revolutionäre Geist von Neapel aus nach Norden übergriffe und die unter österreichischer Herrschaft stehenden Gebiete Italiens ansteckte, so wußte man nicht mehr, wo man dem verheerenden Brand Einhalt gebieten sollte. Er sah sein politisches System, seinen geradezu schon gesamteuropäischen Einfluß, ja die Existenz aller alten legitimen Monarchien gefährdet. Es galt, dieser Gefahr mit aller Macht entgegenzutreten. Abermals wurde dazu ein Monarchenkongreß einberufen: in Troppau beriet man im Oktober 1820 über die Grundsätze, die man anwenden wollte, wenn Auführer irgendwo in Europa Änderungen der Regierungsform erzwingen sollten.

Der Kongreß war inzwischen nach Laibach verlegt worden. Metternich setzte es durch, daß der König von Neapel dorthin berufen wurde. Kaum hatte der König die Grenze seines auführerischen Landes überschritten, vergaß er alle Zusagen, die er dem Volke gegeben hatte, und versicherte dem Boten der Ostmächte, sie seien ihm abgezwungen worden, er verabscheue Verfassung und Carbonarismus. Im Januar des



Jahres 1821 beschloß der Kongreß, trotz des Einspruches Englands und Frankreichs, durch Besetzung Neapels die Ordnung in Ferdinands Königreich wiederherzustellen. Meisterhaft hatte es Metternich verstanden, den Zaren in seinen Ideenkreis zu bannen. „Ob das Wort“, erklärte er dem Monarchen<sup>64</sup>, „Bonaparte heißt oder Souverainität des Volkes, das ist recht gleichgültig; das eine bietet ebensolche Gefahren wie das andere, und beide müssen daher gleicherweise bekämpft werden. Man muß die neapolitanische Revolte und alles, was daraus entsprungen ist, zu Staub zertreten, sonst wird sie selbst die Mächte vernichten.“

Metternich sah nur sein großes politisches Ziel vor sich: die Niederwerfung der Revolution. Die hiezu nötigen Truppen und das Geld mußten herbei, mochten Generale und Finanzleute zusehen, wie sie es schafften. Stadion, der zur Gesundung der österreichischen Finanzen so viel getan, hatte die Nachricht von den Plänen Metternichs, die große Geldausgaben bedingten, wie einen schweren Schlag empfunden. Er sah das Gebäude wanken, das er in jahrelanger mühevoller Arbeit aufgebaut hatte. Die Revolutionen hatten auch auf die Börsen gewirkt; die Staatspapiere sanken im Kurs. Metternich wußte aber durch seine leidenschaftlichen Schreiben aus Laibach und durch Beeinflussung der Presse so überzeugend zu wirken, daß selbst Kreise, die für ihr Vermögen fürchten mußten, in den Bann der Metternichschen Idee bewaffneter Intervention in Neapel gerieten. Der Kanzler hatte bei Stadion angefragt, wie man Deckung für die Kosten finden und ob Neapel eine Anleihe aufnehmen könnte. Stadion antwortete darauf in einem vertraulichen Privatbrief<sup>65</sup>:

„Selbst unsere Geldleute, mit Rothschild und Parish an der Spitze, wollen zurzeit unsere Truppen nur möglichst bald jenseits des Po und in vollem Marsche auf Neapel sehen. Ich habe an den Grafen von Mercy wegen der neapolitanischen Anleihe geschrieben; haben Sie davon wohl nur Rothschild

allein gesprochen? Ich habe es niemals Parish gegenüber erwähnt, weil ich nicht weiß, inwieweit Rothschild ihn in einer solchen Sache beteiligt sehen will (*parceque je ne sais en combien Rothschild voudrait de lui dans une pareille affaire*). Auf jeden Fall ist es notwendig, daß sie wohl kombiniert werde, damit das, was uns von einer Quelle zukäme, uns nicht auf einer anderen Seite wieder entschwinde.“

Wenn aber Stadion näher über die Sache nachdachte, erfaßten ihn Unruhe und Besorgnis. Das Defizit hätte unter normalen Umständen für das Jahr 1821 acht Millionen Gulden betragen. Nun wurden für das Einrücken in Italien darüber hinaus gewaltige Geldmittel notwendig, die größtenteils sofort flüssig zu machen waren. Je mehr sich Graf Stadion dessen bewußt wurde, welch große Anforderungen die Metternichsche Politik an den Staatsschatz stellte, um so mehr stieg Bitterkeit in ihm auf. Der Staatskanzler Metternich, der von finanziellen Dingen nicht viel mehr verstand, als daß jeder Staat ebenso wie jeder Privatmann Geld haben müsse, führte seine Politik, ohne sich um die Kosten zu kümmern. Er, Stadion, mußte dann zaubern, um das Nötige herbeizuschaffen; wie sollte er das nur zuwege bringen?

Der Kanzler verwies nun Stadion auf das Haus Rothschild und legte ihm nahe, er solle sich mit den Brüdern beraten, wie das unbedingt nötige Geld für die Aktion zu beschaffen wäre. Nun waren die zugewanderten Juden aus Frankfurt plötzlich zum Rettungsanker für die zwei leitenden Staatsmänner Österreichs geworden, deren einer weit über die Gemarkungen des Kaiserreiches hinaus auf die Geschicke Europas Einfluß übte. Metternich hatte in Laibach den russischen Minister des Äußeren, Grafen Nesselrode, der eben vor der Abreise nach Wien stand, gebeten, Stadion nahezu legen, er möge Salomon Rothschild auffordern, selbst nach Laibach zu kommen und sich dort über die Begebung von Anleihen für Rußland und Österreich persönlich auszu-

sprechen. Der Staatskanzler richtete überdies am 29. Jan. 1821 selbst einen Brief an Salomon Rothschild, worin die gleiche Aufforderung ausgesprochen war, aber Salomon wollte zu einer Zeit, wo die Börsenkurse infolge der politischen Ereignisse von Tag zu Tag gewaltigen Schwankungen unterlagen, Wien nicht verlassen. Er richtete daher an Graf Nesselrode folgende Zeilen<sup>66</sup>:

„Euer Exzellenz! Erlaube mir in betreff des zu erwartenden Geschäftes gehorsamst bemerken zu dürfen, daß eine diesfallsige Unterhaltung in Laibach und meine dortige Anwesenheit zu vielen Zeitungsgerüchten Anlaß geben könnte, die wie gewöhnlich vom Wahren abweichen. Unlauter würde man auskramen, es beträfe eine Anleihe für die Allerhöchsten Monarchen, und man würde Gerücht an Gerücht reihen, was Allerhöchsten Ortes nicht gerne gesehen sein dürfte. Aus diesem Grunde glaube ich E. E. gehorsamst vorschlagen zu dürfen, womit auch seine Exzellenz, der Herr Finanzminister Graf von Stadion einverstanden sind, seinerzeit dahier mit dem hiesigen hohen Finanzministerium das Geschäft zu unterhandeln. Meine fortwährende Anwesenheit dahier würde alle Gerüchte beseitigen, das ganze unter dem strengsten Siegel der Verschwiegenheit bleiben, und mit Ruhe und Stille könnte alsdann das Geschäft in Tätigkeit gesetzt werden.“

Graf Stadion erhielt gleichzeitig von Salomon Rothschild im selben Sinn Bescheid<sup>67</sup> und schrieb sogleich Metternich, seiner Ansicht nach seien die Ausführungen Salomons, daß weder er noch ein anderer Bankier zum Kongreß nach Laibach gehen dürfe, durchaus stichhaltig. „Ich muß noch die folgenden hinzufügen. Die in Frage stehende Anleihe (die die Kosten der Expedition decken sollte) kann nur eine neapolitanische sein, die zur größeren Sicherheit der Mächte garantiert wird. Sie kann unter diesen Bedingungen vorbereitet, aber formell nur in Neapel abgeschlossen werden, nachdem unsere Truppen dort einmarschiert sind und sich dort fest-

gesetzt haben. Vor diesem Zeitpunkt muß sie der Öffentlichkeit vollkommen unbekannt bleiben; denn erstens ginge sie, solange wir nur die Haut des Bären in der Fabel zu vergeben haben, sehr schlecht und wäre nur zu sehr ungünstigen Bedingungen zu begeben und dann würde sie im Augenblick für Geldmangel sprechen, der glücklicherweise noch nicht existiert. Aber der bloße Glaube an ihn würde nicht nur unserem Kredit, sondern auch unserer ganzen politischen Stellung empfindlich schaden. Rothschild ist hier im Mittelpunkt seiner Geschäfte und seiner Korrespondenz und imstande, täglich mit unseren Finanzen und seinen Handelsfreunden die Schritte oder Operationen festzusetzen, die ihm je nach den obwaltenden Umständen geeignet erscheinen. Er kann also nur hier gedeihen, und wir können nur hier die Wege prüfen, die er beschreitet, um den Wünschen und Absichten der Höfe genutzutun. Diese Wege müssen, da die Anleihe schließlich in die Kasse Österreichs zurückfließen wird, mit unserem allgemeinen Kreditsystem in Einklang gebracht werden . . . Ich bin genötigt, die Bemerkung hinzuzufügen, daß wie immer man die Lage der Dinge betrachtet, bis zum Einmarsch in Neapel immer Österreich allein die Lasten der militärischen Operationen wird tragen müssen. Dort angekommen, wird es sich meines Erachtens um die drei folgenden Punkte handeln: erstens gänzliche Erhaltung unserer Truppen durch das Land. Zweitens Ersatz der Kosten, die ihr Aufenthalt im Königreich darüber hinaus erfordert, drittens eine Entschädigungssumme, die uns auch zum Teil unsere Vorschüsse ersetzt . . . Rothschild glaubt, daß wenn es sich (bei der nicht zu hoch zu greifenden Anleihe) um eine Summe handelt, die eine Million Pfund (ca. 24 Millionen Francs) überschreitet, cela se pourrait faire pour ainsi dire une bonne fortune à Londres. Ich bin noch nicht genügend in die Materie eingedrungen, um darüber urteilen zu können, inwieweit seine Hoffnungen begründet sind.“

Gleichzeitig schrieb Salomon folgende Zeilen an Metternich: „Eure Durchlaucht begnadigten mich mit Hochdero Erlaß vom 29. v. M. So gerne ich auch Eure Durchlaucht jeder Zeit zu entsprechen mich beeifre, so glücklich ich jeden Augenblick schätze, Hochdenenselben aufzuwarten, so gebiethet mir jedoch meine Pflicht, jedes Aufsehen zu beseitigen . . . Eine Reise dorthin würde dermahlen Aufsehen erregen und allerley Muthmaßungen hervorbringen . . . Euere Durchlaucht hohe Befehle stets gewidmet harre in tiefster Verehrung Euere Durchlaucht unterthänigster S. M. von Rothschild.“<sup>68</sup>

In dem Briefe Stadions war schon der ganze künftige Plan ausgeführt: Neapel sollte alles zahlen, und zwar sollte Rothschild auf Kosten dieses Landes Anleihen vermitteln, mit deren Ertrag dann Österreichs freilich ungebetene Expedition bezahlt werden sollte.

Indessen war der Stein ins Rollen gekommen. Der österreichische General Frimont überschritt am 5. Febr. 1821 mit 43 000 Mann den Po und trat den Marsch auf Neapel an. Salomon Rothschild witterte bei der Abhängigkeit der österreichischen Staatsmänner von seiner Kasse, ein Zustand, den er mit Behagen feststellte, großen Gewinn und beeilte sich, Summen zur Verfügung zu stellen, um das in Neapel winkende Geschäft gänzlich an sich zu reißen.

„Vorläufig“, schrieb Stadion an Metternich<sup>69</sup>, „bieten mir Rothschild und Parish (der durch ein Gentzsches Billet wie mir scheint gegen den Wunsch des Ersteren in diese Sache eingeweiht wurde) unabhängig von dem Anlehen Vorschüsse und direkte Überweisungen nach Neapel, und Rothschild trifft sogar schon, wenigstens behauptet er es, in Paris und London zu gleichen Zwecken Abmachungen.“ „Rothschild vollzieht“, schrieb Stadion eine Woche später<sup>70</sup>, „schon seit einigen Tagen Überweisungen an ein oder mehrere Bankhäuser (in Neapel), und bis zur Zeit, wo wir dort einlangen



können, werden sich cca. 3 Millionen Francs bereitgestellt finden, die vom ersten Moment an zur Verfügung unseres Hofes stehen können. Es ist nur zu wünschen, daß ich immer zeitgerecht vom Bedarf verständigt werde, um Vorsorge treffen zu können, denn es ist vorgekommen, daß bis vorgestern niemand auch nur einen Gulden flüssiges Geld für den ganzen Marsch unserer Truppen vom Po bis an die Neapolitanische Grenze verlangt hat. Und vorgestern kommt ein Kurier, der plötzlich in aller Eile einen Kredit von 250 000 Gulden für Florenz haben will. Es scheint mir, daß man dies seit langem hätte berechnen, voraussehen und anfordern können. Glücklicherweise hat Rothschild Gelder und Kredit überall und hat mir daher augenblicklich den gewünschten Vorschuß und selbst darüber hinaus noch einen zweiten von 100 000 Gulden geben können . . .“

Stadion verließ sich schon sehr weitgehend auf das Haus Rothschild, das tatsächlich dem in Verlegenheit befindlichen Staatsmann die willkommensten Dienste leistete, freilich nicht ohne den Hintergedanken, sich zu gegebener Zeit reichlich schadlos zu halten. Der Finanzminister hatte einen genauen Plan über die beabsichtigte neapolitanische Anleihe an Metternich geschickt. „Ich warte“, schrieb er dem Kanzler, „auf Ihre Antwort auf meine letzte Arbeit bezüglich der Neapolitanischen Anleihe, um mit meinem Freunde Salomon Rothschild weiterzukommen. Er ist in jeder Beziehung unfähig, die Reise nach Neapel zu machen, und ruft einen seiner Brüder aus Frankfurt, der Ende des Monats da sein muß, um die Reise zu unternehmen. Auch hat er nach Paris geschrieben, es solle sich ein Vertrauensmann seines Hauses, ein gewisser Salicey, der Neapel seit langem genau kennt, ohne Verzug nach Neapel begeben.“<sup>71</sup>

Schließlich beschwerte sich Stadion, daß er sowohl wie die Öffentlichkeit seit zehn Tagen über die Geschehnisse und den augenblicklichen Aufenthalt der Truppen im Dunkel ge-

lassen würden. Salomon hatte eingesehen, daß ein Mitglied seines Hauses unbedingt nach Neapel müsse. Es war zwar nicht gerade angenehm, dahin zu gehen, denn dort herrschte Revolution, und die österreichischen Truppen standen wahrscheinlich vor blutigen Kämpfen. Auf jeden Fall aber berief Salomon Carl, den einzigen von den fünf Brüdern, der bisher noch kein selbständig abgegrenztes Arbeitsgebiet hatte. Er war von Jugend auf gewohnt, im Interesse seines väterlichen Hauses große Reisen zu machen. Nun bot sich auch ihm, der damals dreiunddreißig Jahre alt war, ein verheißungsvolles Arbeitsfeld, freilich in einem Lande, das er vorher nur einmal flüchtig besucht hatte und dessen Sprache er nicht kannte. Aber das tat nichts zur Sache, denn vorläufig schien es nur eine vorübergehende Bestimmung zu sein, und Carl ahnte nicht, daß Neapel einmal sein dauernder Aufenthalt werden sollte. Am 1. März war Carl Rothschild aus Frankfurt in Wien eingetroffen und hatte sich sofort Stadion vorgestellt. „Ein junger Bruder Rothschild (un petit frère Rothschild)“, meldete Stadion an Metternich<sup>72</sup>, „ist soeben angekommen, um sich dann weiter nach Neapel zu begeben. Ich bin gerade beschäftigt, mit den beiden Brüdern die wichtigsten Bestimmungen für die Anleihe auszuarbeiten, die sie übernehmen werden, und ich hoffe, Ihnen nächsten Mittwoch oder spätestens Donnerstag diesen kleinen Rothschild nach Laibach zu schicken. Sie werden ihm dann, mein lieber Fürst, am besten seine weitere Bestimmung mitteilen können. Ich hoffe, daß diese ihn geradewegs nach Neapel führen wird und daß Sie Gründe haben werden, um ihn möglichst schnell abreisen zu lassen.“

Am 6. März reiste Carl tatsächlich nach Laibach. Stadion hoffte, daß die Armee bei ihrem Vorrücken bald auch einige Millionen für den österreichischen Staatsschatz erobern würde, die er sehr nötig habe. „Ich glaube übrigens bemerken zu müssen“, schrieb er, „daß die Kriegserklärung seitens

Neapels, selbst ohne daß ein Flintenschuß abgegeben würde, schon genügt, um unser Recht auf Entschädigungen seit dem Datum des Überganges unserer Truppen über den Po zu offenbaren.“<sup>73</sup> Die österreichische Armee näherte sich indessen den Abruzzern, dem am leichtesten zu verteidigenden Gebiete, das sie noch vom Neapolitanischen trennte. Der Marsch wurde durch die unzureichende Verpflegung der Truppen und große Geldnot sehr verzögert. „Wir stöhnen alle“, schrieb der die Armee begleitende, für Neapel bestimmte Gesandte Graf Ficquelmont, „unter dem katastrophalen Geldmangel.“ Vergebens klopfte man in Rom bei Torlonia und anderen Bankhäusern an. Ein dringender Klageruf an Metternich sollte dieses Übel beheben. Auf die Berichte aus Wien hatte Metternich eine Erklärung über die ganze Expedition veröffentlicht, um das Wiener Publikum, das nicht recht wußte, was Österreich in Neapel zu suchen habe, zu beruhigen. Graf Sedlnitzky begrüßte diesen Schritt, wünschte dem Kanzler Glück zu seiner großzügigen Politik und meldete<sup>74</sup>: „In den Mittelklassen, namentlich in der Handelswelt hat ein zur glücklichen Stunde von dem in jeder Beziehung sehr braven Hause Rothschild und anderen Häusern getroffenes Arrangement wegen Wertheimers Schulden, wodurch die Überschwemmung des hiesigen Platzes mit Metalliques-Obligationen abgewendet und ein höchsterwünschtes allmähliches Steigen dieser sowie der übrigen Staatspapiere bewirkt worden, zu einem besseren Umschwung der öffentlichen Meinung viel beigetragen.“

Der Polizeiminister fand „die zu bessernden Frondeurs und Mißvergnügten“ vor allem unter den sogenannten Gelehrten, dann selbst in manchen höheren Zirkeln und im Militär. „Immerhin“, meinte er, „dürfen wir, wenn wir die Stimmung und Meinung unseres Volkes mit jener des Auslandes vergleichen, uns noch glücklich preisen.“

Stadion aber, an den nun fortgesetzt Bitten um Geld ge-

langten, war weniger zufrieden. Angstvoll sah er in die Zukunft und zermarterte sich den Kopf, wie er die Kosten für alles, was geschah, aufbringen solle. Da hörte er, ein General habe auf dem Hofball erzählt, der Kaiser habe soeben die Erhöhung der Stände der neapolitanischen Expeditionstruppen und dazu ein neues Rekrutierungsgesetz befohlen, das eine Vermehrung der Armee um fast 100 000 Mann bedeutete. „Ich war“, schrieb Stadion alarmiert an Metternich<sup>75</sup>, „ganz bestürzt über die Überraschung, die man mir da bereitete, und die Art und Weise, wie ich davon erfuhr. Wenn das alles wahr ist . . . ergibt dies eine ständige Mehrausgabe von 10 Millionen für unsere Armee . . . Ich habe sie nicht und ich werde sie nicht haben, und so kann das nicht weitergehen. Ich glaube heute schon bis an die äußersten Grenzen des Möglichen gegangen zu sein . . . Es ist sehr leicht, Handbillets in die Welt hinaus zu senden, aber der Kaiser muß einen Mann finden, der mit fünf Broten 15 000 Menschen speisen kann, um sie auch durchführbar zu machen. Es ist mir unmöglich, bei dieser Gelegenheit nicht Klage zu erheben über die Art und Weise, wie man die Dinge betreibt. Seine Majestät gestattet sich selbst nicht einmal die Ausgabe von 200 fl in seinen Gärten; er bewilligt keine Pension, um eine arme Familie vom Hunger zu retten, ohne mich zuweilen auch mehrmal zu befragen. Und jetzt eine Ausgabe von 10 Millionen, schwierig zu motivieren . . . Eine Summe, die alles übersteigt, was unsere Finanzen bei Aufbietung aller Kräfte zu leisten imstande sind und zu deren Festsetzung man mich nicht nur nicht gerufen, sondern es nicht einmal der Mühe wert gefunden hat, mich zu verständigen. Meine Stellung, die ich zu allen Zeiten als das Unglück meines Lebens betrachtet habe, wird unter solchen Verhältnissen für mich ganz unmöglich. Seit Jahren verweigert man die Mittel, um . . . Ordnung zu machen; aber zu gleicher Zeit betrachtet man mich als eine unerschöpfliche Geldquelle, die zu jeder Stunde



15. Joh. Phil. Graf von Stadion  
Stich nach einer Zeichnung von Perger  
Nationalbibliothek Wien





und zu jeder Minute das Glas füllen muß, das man vor sie hinstellt. Sicherlich hört bei einem solchen Vorgehen jede Verantwortung von meiner Seite auf. Wenn ich auch nach so vielen anderen Opfern das Kreuz über den Rest meines Ansehens in der Welt mache, wird dies der Monarchie nicht neue Geldsummen eintragen und sie nicht vor einer finanziellen Katastrophe erretten. Ich schreibe Ihnen heute, mein lieber Fürst, in der Bitternis meines Herzens, es ist schwer, unter solchen Verhältnissen ruhig zu bleiben. Im übrigen halte ich mich verpflichtet, die nackte Wahrheit zu sagen, wenn dies, wie im vorliegenden Falle, von solcher Bedeutung ist. Leben Sie wohl, mein lieber Fürst, machen Sie von diesem Briefe den Gebrauch, der Ihnen beliebt.“

In dieser Stimmung verfaßte Stadion zwei Memoires über die allgemeine und finanzielle Lage des Reiches und sandte sie an Metternich. „Es handelt sich darum,“ meinte er<sup>76</sup>, „wenigstens einen Teil unserer Existenz zu retten. Ich kann Ihnen unmöglich mehr verbergen, daß mich eine Welt von Unglück erdrückt und zugrunde richtet. Ich bin auf dem Punkt angelangt, fürchten zu müssen, daß ich von einem Tag zum andern gänzlich unnütz und für jede Arbeit ungeeignet werde. Ich will mich mit den mir verbliebenen Kräften weiterschleppen, bis ich falle, aber erwarten Sie sich keine großen Dienste von einem so wie ich geschwächten Mann.“

Metternich rührte die Panikstimmung des Finanzministers wenig. Er sah den von ihm einmal als richtig erkannten und rücksichtslos eingeschlagenen Weg vor sich und war entschlossen, ihn bis zum Ziele zu gehen. „Wir haben ein großes, das folgenreichste Unternehmen in der neueren Zeit gewonnen“, schrieb er an den Feldmarschalleutnant Grafen von Bubna.<sup>77</sup> „Es ist groß, denn von dessen Gelingen oder Nichtgelingen hängt die ganze Zukunft ab; nicht die Zukunft der österreichischen Monarchie, sondern jene von ganz Europa ... Wir konnten keine andere Partei ergreifen, da es hier auf

Leben oder Tod ankömmt . . . Nun kommt alles auf das Gelingen an. Ich hoffe, daß ein paar tüchtige Schläge ausgehen werden. Wenn nicht, so ist das Resultat wie wenn wir nichts gewagt hätten; die Revolution verschlingt zuerst Italien und sodann die Welt . . . Ich werde nichts und nie auslassen, bis ich nicht selbst totgeschlagen bin . . . Leben Sie indessen wohl. Dieses Jahr werde ich Sie wohl nicht sehen, das künftige aber sicher, außer die Welt ist gefallen.“

Während Metternich solch stolze Worte gebrauchte, gelangten fortwährend dringende Bitten der Armee an ihn, Geld für deren tausenderlei Bedürfnisse herbeizuschaffen.

Carl Rothschild war indessen in Laibach eingetroffen und hatte Gentz seinen Besuch gemacht, der seinen fürstlichen Herrn gleich von der Ankunft des jungen Rothschild verständigte. Sofort ließ Metternich durch Gentz Carl fragen, ob er bereit sei, in seinem Dienste eine Reise anzutreten, und imstande wäre, möglichst schnell Zahlungen für die Armee zu leisten. Auch wollte der Kanzler wissen, wie man eilig und dabei sicher Geldsummen nach Rom schaffen könne. Carl antwortete daraufhin: „Euer hochfürstlichen Durchlaucht habe ich auf Höchstdero gnädigen heutigen Anfrage zu erwidern die Ehre, das ich sogleich bereit bin, die Reisse wohin Euer Hochfürstliche Durchlaucht befehlen, unverzüglich zu machen, um von unserer Seite alles aufzubieten, daß die uns gnädig aufgetragenen Zahlungen für die Armee mit der größten Schnelligkeit und Pünktlichkeit besorgt werden. Geruhen Euer Hochfürstliche Durchlaucht mir hochgeneigtest zu sagen, welche Summe und zu wessen Disposition Höchstdieselben solche in Rom gestellt zu haben wünschen, und ich werde dann . . . den Herrn B. Paccard, welcher sich von unserem Hause in Mailand befindet, . . . per Estafette beordern, die prompteste Anschaffung nach Rom jeder benötigten Summe zu machen und auch nötigenfalls selbst dahin zu reißen . . . Ich habe nur noch die untertänigste Ver-

sicherung hinzuzufügen, daß wir uns bei dieser Gelegenheit wie immer bestreben werden, die Allerhöchste Zufriedenheit zu erlangen, welche wir uns stets als einziges Ziel vorstecken.“<sup>78</sup>

Carl Meyer von Rothschild, der so in den Vordergrund trat, war der persönlich am wenigsten befähigte unter den fünf Brüdern. Er besaß eine geringe Gabe, sich seiner Umgebung anzupassen, war schwerfällig in seinem Auftreten und überstreng in der Einhaltung seiner religiösen, jüdisch-orthodoxen Lebensregeln. Was ihm zugute kam, war vor allem seine sehr hübsche und kluge Frau, die alle Welt für sich einnahm und dadurch viele Fehler ihres Gemahls vergessen ließ. Geschäftlich blieb Carl allerdings trotz der räumlichen Entfernung, wenigstens bei den ganz großen Geschäften, unter Kontrolle seiner Brüder James und Salomon.

Unterdessen war die österreichische Armee fast kampflos vorgerückt. Das Treffen von Rieti war nur ein kleines Scharmützel und wurde von dem Gesandten Graf Ficquelmont als Gipfelpunkt der Lächerlichkeit bezeichnet. „Unser Marsch ist ruhmlos,“ meldete er<sup>79</sup>, „da wir keinerlei Widerstand finden, aber unser politischer Sieg ist um so vollständiger.“

Es schien also alles gut zu gehen. Da kam neuerdings eine sehr böse Nachricht. In Piemont hatte König Viktor Emanuel nach der Rückkehr ein scharf reaktionäres Regime eingeführt. Er band z. B. das Recht, lesen und schreiben zu lernen, an einen bestimmten Vermögensbesitz; er ließ den Botanischen Garten in Turin zerstören und wollte das gleiche mit der wundervollen Po-Brücke tun, bloß weil sie Napoleon hatte errichten lassen. Selbstverständlich wandte er sich auch gegen alle nationalen Bestrebungen der Jugend. So begrüßte man denn in Piemont die Erhebung in Spanien und Neapel mit Freude. Als die österreichischen Truppen nach dem Süden abmarschierten, brach auch in Alessandria ein

Aufstand aus, dessen Ziel eine Verfassung und die Abdankung des herrischen Königs war. Die Nachricht von diesen Ereignissen rief in Laibach Bestürzung hervor. Sie rührte die dort versammelten Diplomaten wie einen gestörten Bienen-schwarm auf. Gentz berichtet darüber<sup>80</sup>: „Dieser unerwartete Schlag traf mich wie uns alle sehr hart. Ich blieb bis halb fünf Uhr beim Fürsten in einer Art Betäubung, dann versuchte ich, etwas zu essen. Rothschild kam in großer Bewegung zu mir; ich hatte aber Contenance genug, um ihn zu beruhigen.“

Carl Rothschild stand gerade vor der von Metternich gewünschten Abreise nach Italien, und da mußten ihn solche Ereignisse zutiefst erschrecken. Nicht minder stark war der Eindruck in Wien. Stadion verlor vollends die Haltung. „Die Lage ist erschreckend,“ schrieb er Metternich<sup>81</sup>, „niemals hat ein Ereignis in den vernichtendsten Augenblicken der Revolutionskriege eine solche Wirkung auf den Wiener Platz ausgelöst, als die letzten Nachrichten aus Italien . . . Wenn der Feind vor der Stadt stünde, könnte sich nicht mehr Furcht und Kopflosigkeit zeigen. Die gesamte Bevölkerung Wiens stürzt zur Börse, um sich unserer öffentlichen Papiere zu entledigen . . . (Unser junger) Kredit steht am Vorabende seiner Vernichtung. Ich werde gezwungen sein, die Zahlungen in barer Münze oder Banknoten für Papiergeld einzustellen. Diese Maßnahme fällt mir sehr schwer, denn sie vernichtet an einem Tage die Mühen der fünf vorangegangenen Jahre . . . Das wird nur der erste Schritt zur Vernichtung sein. Man kann weder im Aus- noch im Inlande in einem Augenblick an eine Anleihe denken, wo unsere Effekten bis zur Wertlosigkeit fallen . . . So wie die Dinge sich darstellen, wird man wohl die Hoffnung aufgeben müssen, aus Neapel irgendwelche finanzielle Mittel herauszuziehen . . . Die Unruhe der Bevölkerung ist so groß und nimmt einen so ausgesprochenen Charakter an, daß jeder weitere Tag eine neue Katastrophe



mit sich bringen und neue vernichtende Maßnahmen notwendig machen kann.“

Stadion berief in dieser Zeit zu wiederholten Malen Salomon Rothschild zu sich, um bei ihm Orientierung über die Lage und Rat zu holen. Wenn er aber von ihm Trost erwartete, so kam er nicht ganz auf seine Rechnung, denn auch Salomon war durch den plötzlichen Fall der Papiere sehr hart in Mitleidenschaft gezogen und hatte sich dem allgemeinen Schrecken nicht ganz entziehen können. Er wurde erst durch beruhigende Mitteilungen seiner drei Brüder im westlichen Europa zu einer günstigeren Beurteilung der Lage geführt. Am 22. März erreichte die Panik ihren Höhepunkt. An diesem Tage schrieb Stadion neuerdings an Metternich und bezeichnete die Verwicklungen in Neapel und Piemont als das Verderben Österreichs.<sup>82</sup> „Wenn alles Unglück,“ schrieb er, „das heute vorauszusehen ist, prompt eintritt, muß ich gestehen, daß ich kein Mittel zur Rettung mehr sehe. Trotzdem muß man versuchen, so schnell als möglich dem Abenteuer in Neapel ein Ende zu machen, und dabei bloß die Ehre der Armee retten. Alle Truppen sind innerhalb der Grenzen zusammenzuziehen und gegen Angriffe von außen und den revolutionären Geist im Innern bereit zu halten.“ Metternich aber jammerte nicht, sondern setzte Truppen zur Niederwerfung des Aufstandes in Marsch.

Freilich war es nicht seine, sondern Stadions Aufgabe, das Geld dafür aufzubringen. Dieser hatte schon Gelder ausgegeben, die für das Jahr 1822 bestimmt waren, und sein ausgeprägtes Verantwortungsgefühl ließ ihn die letzten Ereignisse schwärzer sehen, als begründet war. Metternich aber flößte seine kraftvolle Ruhe auch seinem bei ihm in Laibach weilenden Kaiserlichen Herrn ein, und dieser beruhigte schriftlich den König von Neapel, der Laibach bereits verlassen hatte, wobei er sich, aller Mittel bar, das Reisegeld nach Florenz bei Kaiser Franz entlich. Während dieser dem König

versicherte, daß dessen Sache auch seine eigene sei, wurde nebenbei freilich auch auf die Rückerstattung des Reisegeldes Bedacht genommen und der Befehl gegeben, es augenblicklich aus der geplanten Rothschildschen Anleihe in Neapel flüssig zu machen.<sup>83</sup>

Am 24. März waren die Interventionstruppen ohne ernsteren Widerstand in Neapel einmarschiert. Das brachte auch die Bewegung in Piemont ins Stocken, die Lombardei blieb ruhig, und die in Laibach eintreffenden Nachrichten ließen auf baldiges Verglimmen der aufgeloderten Bewegung hoffen. Metternich konnte in Kürze damit rechnen, sein System in beiden Ländern wiederhergestellt zu sehen. Nun konnte man Carl in jeder Beziehung beruhigen und ihm versichern, daß die Reise nach Florenz, wo der König von Neapel mit Gefolge noch weilte, gänzlich ungefährlich sei. Bis er die Weiterreise nach der Metropole am Vesuv antrete, würden die österreichischen Truppen dort schon für volle Ruhe und Sicherheit gesorgt haben. Am 23. März hatte Gentz Carl Rothschild diese beruhigenden Eröffnungen gemacht und die Gelegenheit benutzt, um einen kleinen persönlichen Geldvorschuß zu bitten. Carl, der Gentzens Einfluß nicht gleich so klug erfaßte wie seine Brüder, machte Schwierigkeiten, und so kam es nach dessen eigenen Worten zunächst zu einer „unangenehmen Diskussion“.

Nach Hause zurückgekehrt, erfuhr Rothschild, daß Metternich seine Abreise nach Florenz schon für den nächsten Tag wünsche. Da stiegen ihm wegen seiner abweisenden Haltung gegenüber der rechten Hand des allmächtigen Staatskanzlers Bedenken auf. Er wollte von Gentz nicht in Unfrieden scheiden und sagte sich, sein Bruder Salomon würde ihm vielleicht deswegen zürnen. Darum suchte Rothschild noch spät abends Gentz auf, um, wie dieser sich ausdrückte, „seinen Fehler wieder gutzumachen“.

Metternich hatte Carl Rothschild mit einem Empfehlungs-

schreiben an den beim König von Neapel in Florenz weilenden österreichischen General Baron Vincent versehen. Dieser war schon seit langem über die finanziellen Absichten der österreichischen Regierung betreffend eine in Neapel aufzulegende Anleihe unterrichtet. Er wußte, daß die Alliierten in Laibach mit dem König abgemacht hatten, daß die Kosten der Expedition vom Augenblick der Überschreitung des Po an und die des Aufenthalts der Truppen in Neapel vom Königreich getragen werden sollten. Metternich hatte Vincent darüber schon am 1. März 1821 eine Instruktion gesandt:

„Der Punkt bezüglich der Anleihe,“ hieß es darin, „die wir der Neapolitanischen Regierung zu erleichtern wünschen, um ihr zu ermöglichen, für die ersten Bedürfnisse unserer Armee vorzusorgen und sich uns gegenüber teilweise zu entschulden, ist von hohem Interesse für unsere Finanzen. Graf Stadion ist diesbezüglich schon mit dem Hause Rothschild in Verhandlung getreten . . . Es ist für unsere finanziellen Interessen wünschenswert, daß dieses Haus den Vorzug erhalte, und der König ist auch geneigt, dementsprechend vorzugehen. Das Haus hat verfügbare Mittel, und so glaube ich, daß es möglich sein wird, prompt mit ihm abzuschließen . . . Es ist überflüssig, E. E. zu bemerken, daß die enormen Vorschüsse für die Neapolitanische Expedition, die Graf Stadion zu leisten gezwungen war, in ihm um so lebhafter den Wunsch erregen, deren allmähliche Rückzahlung zu sichern. Dies um so mehr, als die Finanzen der Monarchie nicht imstande wären, ein so bedeutendes Opfer zu ertragen, ohne sich Verlegenheiten auszusetzen, deren Folgen unabsehbar wären.“<sup>84</sup>

Kurz vor der Abreise Carl Rothschilds ergänzte Metternich diese Weisungen durch einen Brief, in dem zu lesen stand<sup>85</sup>, Rothschild komme nur, um über das neapolitanische Anlehen zu verhandeln; sein Haus habe sich zwar über genaue Vorschläge noch nicht ausgesprochen, dessenungeachtet sei es aber wünschenswert, daß die neapolitanische Regierung

Staatseffekten, die in deren allgemeines Kreditsystem einbezogen würden, dem Hause Rothschild zu einem bestimmten Preis überlasse, während dieses sich den Ersatz durch allmähliche Veräußerung der übernommenen Effekten auf seinen Gewinn und seine Gefahr verschaffe. Für den Fall, daß das Haus Rothschild eine Garantie Österreichs für Erfüllung der Verbindlichkeiten der neapolitanischen Regierung verlangen sollte, wurde Vincent ermächtigt, wenn unbedingt nötig, auch auf diese Bedingung einzugehen. Er möge aber von Rothschild fordern, seine Propositionen schriftlich aufzusetzen, und auf möglichste Beschleunigung des Abschlusses dringen, weil dies das Interesse der österreichischen Finanzen dringend erfordere. Außerdem sollte der Gesandte Carl Rothschild mit Wohlwollen aufnehmen und mit dem neapolitanischen Minister Prinzen Ruffo bekannt machen, damit er mit diesem direkt verhandeln könne. „Wir haben“, betonte Metternich, „natürlich keinerlei direkten Anteil an diesen geschäftlichen Verhandlungen zu nehmen, aber da wir an ihrem Erfolg sehr interessiert sind und die Anleihe bestimmt ist, einen Teil der Expeditionskosten sowie den Unterhalt und Sold unserer Armee zu decken, so werden Sie, Herr Baron, eingeladen, im Falle als die ersten Vorschläge des Herrn von Rothschild durch den neapolitanischen Minister angenommen würden, den Abschluß ihres Geschäftes durch Ihre guten Dienste zu erleichtern.“

Am 31. März traf Carl Rothschild in Florenz ein. Von Vincent eingeführt, konnte er den Fürsten Ruffo zwar einen Augenblick sehen<sup>86</sup>, wurde aber eher kühl empfangen und erhielt keinerlei Aufklärungen über des Ministers Absichten. Zunächst wartete er auf eine Nachricht von James, der sich auf Wunsch Salomons über die Aussichten des neapolitanischen Geschäftes äußern sollte. Vincent riet Rothschild, selbst nach Neapel zu gehen und sich dort über die Lage zu unterrichten, denn Ruffo sei ja so lange von dort abwesend



16. Meyer Karl Freiherr v. Rothschild

Nach einem Stich

Historisches Museum der Stadt Frankfurt





und über die finanzielle Lage völlig ununterrichtet. Dabei benutzte der Gesandte gleich die Gelegenheit, sich zu Lasten des Staatsschatzes bei Carl 1000 Dukaten auszuleihen<sup>87</sup>, da der Vorschuß für seine Amtsauslagen schon längst erschöpft war. Rothschild ließ bereitwillig die gewünschte Summe.

Während man die Abmachungen mit Rothschild geheimhielt und niemand wußte, daß diesem Haus der Vorrang bedingungslos eingeräumt war, verbreitete sich die Nachricht von einer für Neapel abzuschließenden Anleihe auch in anderen Bankierskreisen. So trat ein Mailänder, ein gewisser Barbaia, an Vincent heran und stellte im Einvernehmen mit französischen Häusern den Antrag<sup>88</sup>, der neapolitanischen Regierung 30 Millionen zu einem Übernahmskurse von 60% vorzustrecken. „Ich fürchte nur,“ meinte Vincent, „daß dies unsere Abmachungen mit dem Hause Rothschild kreuzt und in Unordnung bringt.“ Barbaia war kein ungefährlicher Konkurrent, da er dem König von Neapel von früher her bekannt war und auch jetzt in Florenz von ihm empfangen wurde. Vincent hatte nichts Eiligeres zu tun<sup>89</sup>, als Carl Rothschild von dessen Antrag genaue Mitteilung zu machen. „Er wird“, meinte er, „besser als irgend jemand anderer die Möglichkeit und den Wert dieses Antrages zu würdigen wissen.“ Carl lag an einer solchen „Würdigung“ natürlich wenig. Ihm war es nur wertvoll, so schnell und so genau als möglich über die Pläne seiner Konkurrenten unterrichtet zu sein, um seine Gegenmaßnahmen treffen zu können.

Am 6. April trat er die Weiterreise nach Neapel an. Vincent gab ihm einen Brief für den Gesandten Grafen Ficquelmont mit und verständigte diesen gleichzeitig davon, welche Anerbietungen Barbaia mache, und wie sehr es Österreich am Herzen liege, daß das Haus Rothschild mit der Anleihe betraut werde. Der König freilich wagte noch nicht, nach Neapel zurückzukehren. Der kommandierende General in Neapel hielt indessen auf Weisung Metternichs die dort neu ein-

gesetzte Regierung davon ab, dem Anerbieten verschiedener italienischer Bankhäuser betreffs einer Anleihe näherzutreten, bevor nicht Rothschild eingetroffen war. Als dieser am 12. April anlangte, führte ihn Graf Ficquelmont alsbald bei der Regierung ein, die ihm erklärte, eine Anleihe von 12 Millionen Dukaten (annähernd 20 Millionen Gulden) eingehen zu wollen. Unter dem Drucke des österreichischen Generals hatte die Regierung auf Barbaia's Anträge nicht gehört, obwohl dieser eine Empfehlung des Königs von Neapel mitgebracht hatte. Der Monarch fühlte instinktiv, daß das Haus Rothschild viel mehr Österreichs als sein Interesse vertreten würde. Doch er war nur König von Österreichs Gnaden, und dieses wußte seinen Willen durchzusetzen. Das Haus Rothschild erklärte sich zu einer Anleihe von 10 Millionen Dukaten bereit.<sup>90</sup> Zunächst würde es nur 6 Millionen begeben und erst nach deren gelungener Placierung die übrigen folgen lassen. Die Renten sollten zum Kurse von 54% übernommen, eine dreiproz. Kommission bezahlt und das Versprechen gegeben werden, während der Dauer des Vertrages keine neue Anleihe aufzunehmen. Außerdem sollte dem Hause für künftige Anleihen der Vorzug vor allen anderen eingeräumt werden. Für die Zwecke der Amortisation und zur größeren Sicherheit verlangte es die Verpfändung der Staatsdomänen. Das waren sehr harte Bedingungen. Die Rente stand damals um 60%. Der Übernahme kurs war daher sehr niedrig und für die Rothschild um so günstiger, als sie von Haus aus beabsichtigten, die bisher nur an der Neapler Börse gehandelten Renten des Königreichs durch ihre Häuser in London und Paris auch auf den dortigen Märkten einzuführen. Der neapolitanische Finanzminister, Marchese d'Andrea, fand die Vorschläge viel weniger vorteilhaft als die einzelner neapolitanischer Häuser und daher durchaus unannehmbar. Der Minister meinte, diese Bedingungen würden dem Kredit des Staates, anstatt ihn zu heben, einen emp-

findlichen Schlag versetzen, da man keiner Regierung ein Vertrauen entgegenbringen könne, die ihre Papiere zu so niedrigem Preise verkaufe. Es läge gar kein Grund vor, Renten zu 54 zu verkaufen, wenn sie zu 60 im Preise ständen. Die Regierung sei nicht gar so pressiert, Geld zu bekommen, wie es jene zu glauben schienen, die solche Vorschläge machten.<sup>91</sup>

Indessen war die Nachricht über den Zusammenbruch des Aufstands in Neapel eingetroffen. Ficquelmont berief Carl zu sich, stellte ihm vor, welch großes Interesse Österreich daran habe, daß das Haus Rothschild die Anleihe bekomme, und forderte ihn auf, den Druck, den Österreich auf die neapolitanische Regierung ausüben müsse, nicht allzusehr zu erschweren und mit seinen Bedingungen etwas herunterzugehen. Rothschild erwiderte, seine ersten Vorschläge seien nicht sein letztes Wort gewesen. Man habe von ihm ein Angebot verlangt, und er habe es eben als Einleitung der Verhandlungen vorgelegt. Die günstigen Nachrichten aus Piemont erlaubten ihm nun, bessere Bedingungen zu bieten. Der Gesandte bat Rothschild auch noch, womöglich nichts von einer Garantie der Mächte zu erwähnen. Carl versprach, sein möglichstes zu tun, und Ficquelmont versicherte ihm seiner vollen, sehr mächtigen Unterstützung bei der neapolitanischen Regierung. Diese verdankte ja ihre ganze Existenz den Österreichern, und es war klar, daß sie schließlich die Anleihe dort abschließen mußte, wo jene es wünschten. Der Gesandte in Neapel hatte die Pläne der leitenden Männer in Wien vollkommen verstanden: „Wenn das Haus Rothschild“, schrieb er Metternich<sup>92</sup>, „eine wie imm ergeartete Anleihe abschließt, werden wir dabei unsere Sicherheit finden. Da wir bisher noch keine direkte und positive Anforderung zur Rückzahlung unserer Kosten gemacht haben, schien es mir nicht möglich, eine direkte Zahlung (vom Hause Rothschild) an Österreich in den Bedingungen der Anleihe auszusprechen. Herr

Rothschild, der sich bei seinen Verhandlungen unsere Interessen stets vor Augen hält, hat daher die Worte in seinen Vorschlag eingefügt: ‚Zahlbar an jene, die bevollmächtigt sein werden, das Geld zu beheben.‘ Diese Bedingung wird ihre Anwendung finden, wenn unsere direkten Verhandlungen die Summe festgelegt haben werden, die man uns bezahlen muß.“

Der Gesandte war vorerst für möglichste Schonung der neapolitanischen Finanzen, damit Neapel um so sicherer imstande wäre, den Österreichern die Expeditionskosten zu ersetzen. „Wenn der laufende Unterhalt unserer Armee“, schrieb Ficquelmont an Metternich, „durch die normalen Einkünfte des Staates gedeckt ist, könnte die Anleihe gänzlich dazu reserviert werden, um sie in unsere Kasse zu leiten, mit Ausnahme vielleicht der ersten zwei oder drei Raten, deren die Regierung bedarf... um den Steuerdienst zu regeln.“

Die Anleihe kam nun in Kürze zustande, 16 Millionen Dukaten wurden begeben und je 100 zu 60 übernommen. Andere italienische Bankhäuser wurden von Rothschild in minimaler Weise beteiligt, um sie an einer Gegenaktion zu verhindern. Die Regierung verpflichtete sich, bis zum Jahr 1824 keine neue Anleihe aufzunehmen und, wenn sie weiteren Bedarf hätte, dem Hause Rothschild den Vorzug zu geben.

Carl berichtete erfreut über den Abschluß des Geschäftes an Metternich.<sup>93</sup> Er betonte hierbei, daß er wunschgemäß von einer Mächtigegarantie keine Erwähnung gemacht habe. „Auch hoffe ich,“ schrieb er, „wenn es nur einige Zeit Frieden bleibt, daß das Anlehen bald komplett sein wird und man auch für das übrige keine Garantien in Anspruch nehmen (braucht), indem dann alle Staatspapiere steigen und die neapolitanischen auch nicht zurückbleiben werden.“<sup>64</sup>

Nun war der Plan gelungen, und Österreich hatte damit das Haus Rothschild in Neapel in den Sattel gesetzt. Dies geschah



freilich nicht aus uneigennütziger Freundschaft, die Brüder Rothschild zahlten dafür mit — neapolitanischem Gelde. Indessen wütete in Neapel die Reaktion. Tausende wurden verhaftet. Gegen die Mitglieder der Carboneria und die revolutionären Offiziere ging man mit Todesstrafe und schwerem Kerker vor. Auch wurde eine scharfe Zensur eingeführt. Und dabei blieb es auch nach der Rückkehr des Königs. Da dies alles unter dem Schutze der österreichischen Bajonette geschah, erwarben sich die fremden Truppen im Lande keine Sympathien. Alle Kreise der Bevölkerung, mit Ausnahme der konservativen Oberschichte, betrachteten sie als unerwünschte Gäste, und der Widerwille gegen die Österreicher wurde noch dadurch verschärft, daß sie sich ihren Aufenthalt durch Vermittlung eines geschickten Fremden vom Lande selbst bezahlen ließen.

Zu dieser Zeit sank jener Mann ins Grab, in dessen Diensten die Familie Rothschild groß geworden war. Am 27. Febr. 1821 traf den Kurfürsten von Hessen der Herzschlag. Mit den Worten <sup>94</sup> „Diese Bataille werde ich verlieren“ schied er aus dem Leben. Der Todesfall hatte für die Familie Rothschild nun lange nicht mehr die Bedeutung, die er etwa zehn Jahre früher gehabt hätte, als die Geschäfte mit dem Kurfürsten fast ihre einzigen, jedenfalls die bedeutendsten waren, denn schon standen sie in inniger geschäftlicher Beziehung mit den mächtigsten Staaten der damaligen Zeit. Der zur Regierung gelangende Kurprinz brauchte wohl viel Geld, aber die Geschäftsklugheit seines Vaters besaß er nicht. So beschränkte sich die Verbindung auf gelegentliche Geldgeschäfte geringerer Ausdehnung. Amschel in Frankfurt gestaltete die Gewährung von Darlehen an Fürstlichkeiten und hochstehende Personen, zu denen er gerne in Beziehungen kommen wollte, in weitem Maße aus. James und Nathan führten die neapolitanischen Papiere in London und Paris ein und machten unter anderem auch deren Zinsen in London in englischem

Gelde zahlbar, was viele veranlaßte, ihr Geld in diesen, hohe Zinsen tragenden Papieren anzulegen. Die Folge war, daß sie, kaum ausgegeben, bedeutend im Kurse stiegen.

Nathan wußte indessen in geschickter Weise die Menschen für sich zu gewinnen und für seine Person Reklame zu machen. Da war z. B. ein Hofkonzipist der Wiener Kommerzhofkommission, Anton Laurin, im Sommer des Jahres 1820 zu Studienzwecken auf mehrere Monate nach England gesandt worden und wurde naturgemäß an den österreichischen Konsul in London, Nathan Rothschild, gewiesen. Dieser nahm sich Laurins sehr an, da er vermutete, daß er nach Hause Bericht erstatten würde. Er spielte den Führer für ihn und lud ihn häufig zu Dinern und Soupers. So wußte er ihn derart für sich zu gewinnen, daß Laurin bei seiner Heimkehr in geradezu aufdringlicher und überschwenglicher Weise von Nathan schwärmte und seiner vorgesetzten Stelle einen so begeisterten Bericht vorlegte, daß diese beschloß, dessen wesentlichen Inhalt dem Kaiser vorzutragen und um eine Belobung Nathans zu bitten. Nachdem die tätige Unterstützung Laurins durch Nathan hervorgehoben war, fuhr der Präses der Kommerzhofkommission in seinem Vortrag an den Monarchen wie folgt fort: „(Laurin) macht zugleich Meldung von der Uneigennützigkeit des gedachten Konsuls und von seinen Bemühungen, um auf den österreichischen Staatskredit, Handel und auf die Gewerbe nützlich zu wirken, indem er auf den Bezug aller Konsulartaxen verzichtet, sich der österreichischen Untertanen tätig annimmt . . . den österreichischen Staatspapieren Eingang auf der Londoner Börse verschaffte, die österreichischen Matrosen . . . aus Eigenem großmütig unterstützt; er ist gegenwärtig willens, einen unmittelbaren Verkehr auf eigenen Schiffen zwischen London und Triest zu begründen und sandte außerdem eine Sammlung von Sämereien seltener ausländischer Pflanzen für die Gärten Eurer Majestät und mehrere für die Künste und Ge-

werbe wichtige Gegenstände dem Polytechnischen Institut, ohne allen Anspruch auf Vergütung und sammelt neuerdings mehrere Gegenstände dieser Art und Modelle, um selbe dem genannten Institut zu vererben. Die Beurteilung der Verdienste des Konsuls Rothschild um den österreichischen Staatskredit stehet mir nicht zu, und ich kann in Beziehung auf diesen Punkt nur den von Rothschild unterm 6. v. M. an mich eingesendeten Kurszettel der Londoner Börse vom nämlichen Tag ehrfurchtsvoll vorlegen, woraus Euer Majestät zu entnehmen geruhen werden, daß die österreichischen Staatsschuldverschreibungen hierin wirklich unter der Rubrik Austrian Loan mit ihrem Kurse eigens notiert erscheinen. Die übrigen hier angeführten Bemühungen des Konsuls Rothschild zur Erleichterung und Erweiterung des österreichischen Handels, seine ebenso tätige als uneigennützigte Verwaltung des ihm von Eurer Majestät allergnädigst anvertrauten Konsulats, seine großmütige Unterstützung österreichischer dienstloser Matrosen und seine Bemühungen für die Bereicherung der Allerhöchsten Hofgärten und des Polytechnischen Instituts verdienen gerechte Anerkennung. Daß Rothschild durch die Herstellung eines direkten Wechselkurses auf London den Handel und Wechselverkehr sehr erleichtert hat, ist nicht zu bezweifeln, und wenn es ihm gelingt, wie bei der patriotischen Uneigennützigkeit seines Zweckes und seiner Mittel nicht zu bezweifeln ist, einen unmittelbaren Verkehr zwischen London und Triest zu begründen, so werden die wohltätigen Folgen dieser Unternehmung für unseren Handel noch fühlbarer werden, und durch die Ausführung dieser Idee allein wird er sich gegründete Ansprüche auf den Dank eines großen Theiles des österreichischen Handelsstandes und der Konsumenten erwerben . . . Von welch vielbedeutendem und wohltätigem Einfluß für den Handel und die Industrie der Monarchie die Ernennung dieses Mannes zum österreichischen Konsul in England ist, geruhen Euer Maje-

stät aus den hier vorliegenden wenigen Zügen zu entnehmen . . . Unsere vormaligen Consuln in diesem für Handel und Industrie so einzigem Lande taten . . . für die Monarchie gar nichts, zogen lediglich, und zwar nicht unbedeutende Taxen von unseren Untertanen . . . Der neuernannte Consul Rothschild tat in so kurzer Zeit mehr als alle seine Vorgänger zusammen. Ich halte mich daher verpflichtet, dieses tätige und verdienstvolle Benehmen zur Allerhöchsten Kenntniss Euer Majestät mit der untertänigsten Bitte zu bringen, daß ihm hierüber das Allerhöchste Wohlgefallen zu erkennen gegeben werden dürfe.“<sup>95</sup>

Graf Stadion bestätigte in seinem Vortrage vom 6. März 1821<sup>96</sup> die Ausführungen des Ritters von Stahl und hob zum Lobe Rothschilds noch die erleichterte Möglichkeit hervor, unter den bestehenden kritischen Verhältnissen die Gelderfordernisse der Armee nach Italien zu befördern. Auch diese Anträge kamen zum Referenten des Grafen Zichy, dem Staatsrat Freiherrn von Lederer, der in gleicher Weise, wie seinerzeit bei der Adelsverleihung, sein skeptisches Urteil abgab. „Das hier angerühmte verdienstliche Benehmen des Nathan Meyer Rothschild“, meinte er<sup>97</sup>, „bezieht sich theils auf seine Wirksamkeit als österreichischer Consul in London, theils auf sein Verhältniß zur Finanzverwaltung. Wenn es dem Rothschild zu verdanken ist, daß die österreichischen Staatseffekten in die Londoner Kursblätter aufgenommen wurden, wenn durch die Vermittlung des Hauses Rothschild die Geldsendungen nach Italien erleichtert werden, so trifft das Interesse der Gebrüder Rothschild mit dem der Finanzverwaltung zusammen. Die Gebrüder Rothschild stehen an der Spitze der Gesellschaft, welche mit der österreichischen Finanzverwaltung die zwei letzten Anlehen abschloß, ihnen muß es also wahrlich daranliegen, den österreichischen Staatspapieren auf fremden Plätzen und insbesondere auf dem Londoner Platz Eingang zu verschaffen. Geldremittierungen

durch Wechselhäuser finden aber in der dafür zugesicherten Provision und in den dabei möglichen Wechselkursspekulationen ihren Lohn. Ich würde daher mehr Gewicht auf das uneigennützigte Benehmen des Nathan Meyer Rothschild in seinen Funktionen als österreichischer Konsul legen und mir schon jetzt erlauben, dem Antrag zur Bezeigung des Allerhöchsten Wohlgefallens beizustimmen, wenn mir nicht der Anlaß hiezu etwas unschicklich schien.

Ein Hofkonzipist der Hofkommerzkommission, Laurin mit Namen, erhält einen Urlaub zu einer Reise nach England. Durch Empfehlungsschreiben an Nathan Meyer Rothschild gewiesen, wird er von demselben freundschaftlich aufgenommen und in der Bemühung, seine Kenntnisse im Gebiete des Handels und Industrie zu erweitern, unterstützt. Er kehrt zurück, belobt sich dieser Aufnahme und ergreift zugleich die Gelegenheit, um das uneigennützigte und eifrige Benehmen des Nathan Meyer Rothschild als Consul anzurühmen.

Ich bin weit entfernt, die Tatsachen, welche er anführt, in Zweifel ziehen zu wollen, aber ihm, der ohne Auftrag, bloß als Privatmann die Reise unternahm, stand es gar nicht zu, diesen Tatsachen auf eine ämtliche Weise das Wort zu führen und als Gewährsmann derselben aufzutreten. Nach meiner unmaßgeblichen Meinung hätte seine Eingabe nur zum Anlaß dienen sollen, um darüber im Wege der österreichischen Botschaft nähere Erkundigung einzuziehen. Ich glaube daher auch, daß das Unterlassene noch nachzuholen wäre.“

Der Kaiser, der sich dessen noch nicht voll bewußt war, wie tief sich seine leitenden Staatsmänner mit dem Hause Rothschild eingelassen hatten, ordnete daraufhin tatsächlich das Einholen von Erkundigungen über das vom Hofkonzipisten Laurin angerühmte uneigennützigte Benehmen Rothschilds an. Ritter von Stahl ließ aber nicht locker. Er vertrat in besonders nachdrücklicher Weise die Interessen des Hauses Rothschild. Da er wußte, daß sich James in Paris aus gleichen



Gründen wie sein Bruder in London die Würde eines österreichischen Generalkonsuls wünsche, schlug er am 30. März die Ernennung James' vor. Zunächst verhielt man sich an hoher Stelle dem Antrag gegenüber noch abwartend. Dann aber kamen die Tage der neapolitanischen Revolution, die innige Zusammenarbeit Metternichs mit dem Hause Rothschild. Nun konnte und wollte man den Brüdern nichts mehr abschlagen, hing es doch von ihrem Verhalten ab, ob Österreich wieder zu seinem für die Expedition ausgegebenen Gelde käme oder nicht. Nun verständigte Salomon seinen Bruder James in Paris dahin, er solle neuerdings um seine Ernennung zum Generalkonsul einkommen, jetzt sei der Zeitpunkt gekommen, denn die österreichische Regierung befinde sich gleichsam in einer Zwangslage. Sie könne, da sie dem Hause nun einmal verpflichtet und eng verbunden sei, die Bitte nicht abschlägig bescheiden. James ersuchte Salomon, er, der in Wien so wohl angeschrieben sei, möge die Bitte selbst vorbringen. Dieser verfaßte ein Gesuch an den Kaiser und übergab es Stadion, der es eingedenk der Unentbehrlichkeit Salomons und seiner Familie mit folgendem Vortrag an den Kaiser weiterleitete<sup>98</sup>:

„Ich erlaube mir diese Bitte, welcher Euere Majestät früher keine Folge zu geben geruht haben, durch folgende Gründe zu unterstützen, die sich besonders auf die gegenwärtigen Zeitverhältnisse und die seit den letzten Jahren eingetretenen Umstände beziehen. Die so äußerst wichtigen Dienste, die uns das Haus Rothschild oder richtiger gesagt, die in den Hauptplätzen von Europa verteilten Rothschildschen Handelshäuser in den so schwierigen Verwicklungen der gegenwärtigen Zeit geleistet haben, sind Euer Majestät vollständig bekannt. Nur die Kraft, die Tätigkeit, die rastlose Einwirkung der Rothschilds auf allen Punkten, wo die Aufbringung und die augenblickliche Verwendung der bedeutendsten Geldsummen notwendig wurde, um dem Drang der Ereignisse die

Spitze zu bieten, hat mich in die Möglichkeit und in den Stand gesetzt, ohne Unterbrechung und überall und zur rechten Zeit zu leisten, was zu der kräftigen Führung der militärischen Operationen erfordert wurde, ohne Störungen im innern Dienste und in unseren Kreditmaßregeln zu veranlassen. Nur hierdurch konnte unter der bedrängten Lage, in welche die österreichischen Finanzen durch die neuesten Begebenheiten gesetzt worden sind, die öffentliche Meinung und der Staatskredit noch auf dem Punkte, auf dem er gegenwärtig steht, erhalten werden. Selbst die Kosten der so ausgedehnten Gelddispositionen während der Kriegsoperationen sind durch die kluge Führung Rothschilds im Verleiche mit jeder anderen Art der Remittierung beträchtlich gering ausgefallen.

Durch die großen Dienste, die uns die Häuser Rothschild in der verhängnisvollsten Zeit geleistet haben, ist ihre Existenz rege mit der Existenz der österreichischen Monarchie verbunden worden. Sie haben sich den Neid, den Haß und gewissermaßen die Verfolgung der ganzen liberalen Partei in Europa zugezogen, und wenn jene bisher die Stärke ihres Kapitals, ihre in ganz Europa feststehende Reputation und ihr stets rechtlicher Gang in den Geschäften vor den Folgen dieser böartigen Umtriebe geschützt hat, so ist ihnen doch wirklich die Anerkennung ihrer Verdienste von seiten unseres Hofes und die ausgesprochene Protektion Eurer Majestät auf den Haupthandelsplätzen notwendig, um sich selbst die Kraft zu erhalten, die erforderlich ist, um all diesen Intrigen zu widerstehen und der Monarchie auch in der Folge so nützlich zu bleiben, als sie es bisher gewesen sind. Diese Bemerkung trifft besonders in Paris ein, wo der Sitz aller liberalen Umtriebe in Europa zu suchen ist und wo die Kreditgeschäfte aller Staaten auf der dortigen Börse mit nicht unbedeutendem Einfluß auf ihren Wert behandelt werden.

Es sind Eurer Majestät durch den Präsidenten der Kommerzhofkommission die Proben dessen vorgelegt worden, was der in London zum Generalkonsul ernannte Rothschild für unseren dortigen Handel Nützliches geleistet hat. Noch erfolgreicher sind dessen Bemühungen für die Ausbreitung unserer Staatseffekten in England und für die Feststellung unmittelbarer Kurse und Wechselverhältnisse zwischen Großbritannien und den österreichischen Plätzen gewesen. Auch in Paris, wo übrigens so wie in London, der Unterschied der Religion gar nicht beachtet wird, dürfte die Ernennung eines der Brüder Rothschild zum österreichischen Generalkonsul für jede kommerzielle und finanzielle Verhältnisse der Monarchie von wahrem Nutzen sein. Übrigens entsagt Rothschild jedem pekuniären Vorteile von dieser Anstellung, die er nur in dem Betrachte einer ehrenvollen Auszeichnung wünscht, welche ihm gegen den Haß und die Verfolgung der dortigen liberalen Partei einigen Schutz gewähren sollte.“

Dieses Gutachten Stadions enthielt viel Wahres. Die Rothschild hatten sich, da sie überall mit den wiedereingesetzten reaktionären Staatsgewalten paktierten, nach außen hin tatsächlich bei dem liberaler eingestellten Teil der Bevölkerung unbeliebt gemacht. Immerhin wußte Stadion nicht, daß sie trotz ihren besonders in Österreich betonten konservativen Gesinnungen auch zu den anderen Parteien Fäden spannen, dahin und dorthin Geld verliehen und sich so gegen einen plötzlichen Umschwung, der nicht ausgeschlossen war, sicherten. Dazu wuchs der Neid ihrer Berufsgenossen mit der steigenden Macht des Hauses in ungeahntem Maße. In Paris insbesondere hatten sie eine heikle Stellung, denn das bourbonische Königtum mit dem schwachen Ludwig XVIII. und den um so stärkeren Ultras hatte sich keineswegs beliebt gemacht, und auch der streng royalistische leitende Minister Villèle war einem großen Teil der Bevölkerung verhaßt. Die Brüder Rothschild aber waren notwendig mit dem neuen Re-

gime verwachsen und beförderten überdies als die Bankiers der Heiligen Allianz große Summen national französischen Goldes ins Ausland.

So war James Rothschild des öfteren das Ziel versteckter Angriffe und einmal sogar genötigt, sich zum Polizeipräsidenten zu begeben, um über die zahlreichen anonymen Drohbriefe, die er erhielt, Klage zu führen.<sup>99</sup> Er hoffte, durch seine Ernennung zum Generalkonsul nicht allein seine gesellschaftliche Stellung zu erhöhen, sondern auch sozusagen unter völkerrechtlich sicheren Schutz zu gelangen. Freilich wußte man weder am Pariser, noch am Wiener Hofe, daß James Rothschild mit dem Herzog Louis Philippe von Orléans, dem liberal denkenden späteren König, enge Beziehungen unterhielt, ihn wiederholt in Geldfragen beriet und auch als Gast häufig in seinem Hause verkehrte.

Kaiser Franz ließ das ihm von Stadion übermittelte Gesuch um Ernennung des James Rothschild zum Generalkonsul nach Kenntnisaufnahme an die Kommerzhofkommission zurückgehen, mit der Weisung, es zu begutachten. Ritter von Stahl ließ sich das nicht zweimal sagen. Unverzüglich leitete er das Gesuch mit folgender Bemerkung an Stadion<sup>100</sup>: „England und Frankreich sind die vorzüglichst kultiviertesten europäischen Staaten, wo Ackerbau, Industrie und Handel in der größten Wechselwirkung blühen, wo es mithin von dem größten Interesse für uns ist, in deren Hauptstädten gehörig gebildete und umfassende Kreditbesitzende Handelsagenten zu haben . . . In kommerzieller und industrieller Beziehung bin ich eben außer Stand, Seiner Majestät ein zweckmäßigeres Individuum als den Chef des Pariser Hauses, James von Rothschild, vorzuschlagen. Ich lernte ihn während seines letzten hiesigen Aufenthaltes persönlich kennen; er ist ein vielseitig gebildeter junger Mann, steht mit vielen Gliedern des Pariser Polytechnischen Instituts und des Conservatoire des arts et des métiers, sowie mit vielen der vorzüglichst ge-

bildeten französischen Fabrikanten und Handelsleute in engster Verbindung. Er erbot sich mir auch gleich, so wie es sein Bruder in London getan . . . alles mögliche zur Emporhebung unserer Industrie und unseres Handels beizutragen, und übernahm zu dem Ende auch gleich die unentgeltliche Bestellung einiger für unser Polytechnisches Institut notwendiger interessanter Maschinen mit der Versicherung, daß er in Beweisen seiner Anhänglichkeit für das Haus Österreich gegen seinen Bruder in London keineswegs zurückstehen wolle.

Ein weiterer Umstand aber, der hier noch recht sehr in Betrachtung kommt, ist, daß James von Rothschild diesen Konsulatsposten unentgeltlich versehen wird, was um so wünschenswerter ist, als man sonst bei der Reorganisierung der Konsulate wegen der Wichtigkeit des Platzes . . . einen gut bezahlten Generalkonsul unterhalten müßte . . .

Die Betrachtung endlich, daß James von Rothschild ein Israelit ist, scheint mir aber nach meiner unmaßgeblichen Überzeugung ihm ebensowenig im Wege zu stehen, als sie seinem Bruder in London im Wege gestanden ist. Seine Majestät haben zwar in der über die Ernennung des Londoner Rothschild zum Konsul erlassenen oben angeschlossenen Höchsten Entschließung ausdrücklich festgesetzt, daß es als Regel zu verbleiben habe, daß keinem Israeliten ein Konsulat verliehen werde; allein wenn die von S. M. zu Gunsten des Londoner Rothschild gestattete Ausnahme im höchsten Grade zweckmäßig war, so dürfte es dieselbe nicht minder in Hinsicht des Pariser Rothschild sein. Auch in Paris haben die Konsuln . . . keinen besonderen repräsentativen Charakter . . .; und da noch nebstdem nach der französischen Staatsverfassung die Israeliten in Frankreich gleiche bürgerliche Rechte wie alle übrigen Staatsuntertanen genießen, so glaube ich, dürfen S. M. auch in Hinsicht des James von Rothschild dieselbe Ausnahme von der Regel gnädigst gestatten, die Sie



in Ansehung des Londoner Rothschild zu gestatten geruhet haben. Wenn aber die Gründe für die Willfahrgung des Gesuches des James von Rothschild in kommerzieller und industrieller Hinsicht so vollwichtig sind, so sind sie es sicher noch weit mehr in finanzieller Beziehung, was ich jedoch der einsichtsvollen Würdigung E. E. um so mehr überlassen muß, als seit den jüngsten verhängnisvollen Ereignissen in Italien die vereinigten Häuser Rothschild, wie es allgemein kund ist, sicher noch weit größere Dienste geleistet haben, als sie zu der Zeit geleistet hatten, als Seine Majestät nach E. E. Beistimmung den Londoner Rothschild mit der Stelle eines k. k. Konsuls zu begnadigen geruhten und als es sicher für den Erfolg solcher großer Begebenheiten nicht gleichgültig ist, so viel vermögende Handelshäuser auf seiner Seite zu haben.“

Ritter von Stahl bat schließlich noch inständig, Metternich um eine Äußerung darüber anzugehen, ob in politischer Beziehung nichts gegen den Antrag vorliege, damit er so schleunig als möglich Seiner Majestät weiteren Vortrag halten könne.

Metternich schrieb daraufhin an Herrn von Stahl<sup>101</sup>: „Da alle möglichen Rücksichten auf Kommerz, Industrie und Finanzen sich zu Gunsten obigen Gesuches vereinigen, so erübrigt mir meinerseits nur beizufügen, daß auch in politischer Beziehung dem Wunsche des Salomon von Rothschild nichts im Wege stehe.“ Daraufhin erfolgte am 11. August 1821 die Ernennung James von Rothschilds zum Generalkonsul in Paris. So erklohm neuerdings einer der fünf Brüder eine Sprosse auf der Leiter sozialer Geltung.

Die Bezahlung dieser allerhöchsten Gnade sollte aber sofort verlangt werden. Zehn Tage, nachdem Metternich das Gesuch so wohlwollend befürwortet hatte, wies er den Grafen Ficquelmont in Neapel an, von der neapolitanischen Regierung, welche seit dem Einmarsch die österreichische Armee

vollkommen bezahlte und erhielt, auch noch die Gelder einzutreiben, die für die Zeit knapp nach der Überschreitung des Po ausgelegt worden waren. Der Finanzminister hatte schon höchst ungeduldig und dringend den Kostenersatz gefordert.<sup>102</sup> Man schätzte diese Vorschüsse auf 4 650 000 Gulden, und das Geld sollte ab 1. Aug. 1821 in sechsmonatigen Raten in Wien zurückgezahlt werden.<sup>103</sup> Diese Weisung war von einem Privatbrief<sup>104</sup> Metternichs an den Grafen begleitet: „Das Finanzministerium“, schrieb der Kanzler, „legt ein sehr großes Gewicht auf die prompte und sichere Rückzahlung der Summen, die Sie bei der neapolitanischen Regierung hiemit einzufordern beauftragt sind, und will gleichzeitig keinen Vorwand zur Verzögerung der Bezahlung mehr zubilligen. Es hat sich zu diesem Zwecke mit dem Hause Rothschild ins Einvernehmen gesetzt, welches . . . den Herrn Rothschild in Neapel ermächtigte, mit der Regierung ein Abkommen zu treffen, um diese Zahlung zu erleichtern . . . Ich habe die Ehre, Sie aufzufordern, sich diesbezüglich mit dem Herrn Rothschild ins Einvernehmen zu setzen und die Vorschläge zu unterstützen, die dieser der neapolitanischen Regierung zu unterbreiten für gut finden wird. Solche Vorschläge bezwecken, dieser eine Zahlung zu erleichtern, die ihr ohne Vermittlung jenes Bankhauses einige Verlegenheit bereiten könnte, und gleichzeitig unseren Finanzen das prompte Einfließen einer bedeutenden Summe zu erleichtern, die einen Teil des Jahresbudgets (Österreichs) darstellt und deren Zahlung daher keinen Verzug mehr duldet.“

Graf Ficquelmont setzte bei der neapolitanischen Regierung zwar nicht die Bezahlung der ganzen Summe, aber doch die Vergütung von 4 Millionen Gulden durch, wovon 500 000 Gulden am 31. August, je 700 000 in den folgenden drei Monaten und 1 400 000 im Januar 1822 gezahlt werden sollten.<sup>105</sup> Die erstgenannte Summe wurde an Carl Rothschild gezahlt und durch Anweisung auf seinen Bruder

Salomon der österreichischen Regierung übermittelt. Diese Zahlung war noch aus den Kassenbeständen erfolgt, die weiteren aber sollten schon aus der Anleihe des Hauses Rothschild beglichen werden.<sup>106</sup> So kam dieses Anleihegeld zum Teil niemals in die neapolitanischen Staatskassen, sondern wurde direkt vom Rothschildschen Hause Österreich übermacht, wobei Neapel die ganze Last der Anleihe trug. Die Regierung des Königreichs wandte sich zu jener Zeit an Carl Rothschild und bat ihn unter Zusicherung weiterer Vorteile, seine Anleiheeeinzahlungen womöglich früher zu leisten, als vorgesehen war. Rothschild ging darauf ein und bedang sich dabei den Abzug der ersten beiden Raten von 700 000 Gulden zur direkten Übermittlung an Österreich aus. Carl meldete diesen Vertragsabschluß dem Grafen Ficquelmont: „Es ist mir sehr angenehm, dadurch imstande zu sein, E. E. . . die Versicherung geben zu können, daß jene beiden Termine gesichert sind und ich E. E. seinerzeit den Gegensatz in den üblichen Anweisungen auf meinen Bruder in Wien leisten werde. E. E. wollen überzeugt sein, daß diesen Zweck zu erreichen, der eigentliche Hauptgrund war, der mich bestimmte, in das erwähnte Verlangen und zwar selbst mit Aufopferungen zu willigen, um dadurch dem Wunsch E. E., die gedachten Zahlungen den k. k. Finanzen gesichert zu wissen, zu willfahren und zugleich einen neuen Beweis zu liefern, daß ich stets alles aufzubieten bereit bin, wenn es das Interesse des Allerhöchsten Dienstes erheischt. Was die von den ganzen 4 Millionen Gulden noch übrigen für den Januar bestimmten 1 400 000 Gulden anbelangt, so werde ich suchen, solche bei einer neuen Anleihe, welche die königlich neapolitanische Regierung binnen Kurzem beabsichtigt, mit in Rechnung zu bringen . . .“

Carl Rothschild hatte so versucht, es allen Teilen rechtzu machen. Den Österreichern erleichterte er es, sich ihre Kosten bezahlen zu lassen, den Neapolitanern zahlte er ihre Anleihe-

raten früher als ausgemacht, und er selbst fuhr nicht schlecht dabei, denn im Juni 1821 stand die zu 60 übernommene Rente bereits auf 76 $\frac{1}{2}$ ! Der neapolitanische Hof hatte die Vorauszahlungen a conto der Anleihe schon so dringend gebraucht, daß Carl, als er einwilligte, überdies ein Dankschreiben des Finanzministers erhielt.<sup>107</sup> „Seine Majestät“, hieß es darin, „hat mich beauftragt, Ihnen in seinem königlichen Namen seine volle erhabene Genugtuung für das in den Angelegenheiten des Staatsschatzes gezeigte Entgegenkommen auszusprechen.“ Durch Abzug von der Anleihe wurden auch des Königs Schulden an den Kaiser durch das Haus Rothschild beglichen. Die restlichen Gelder der Anleihe wurden, soweit sie nicht vom Unterhalt der österreichischen Armee verschlungen wurden, keineswegs sparsam und nützlich verwendet. So blieb die Finanznot des Landes trotz aller Anleihen drückend, und täglich klagten die neapolitanischen Minister über die von Österreich berechneten jährlichen Unterhaltskosten der österreichischen Armee in der Höhe von 9 Millionen Dukaten, die jede vernünftige Wirtschaft unmöglich machten. Aber Österreich bestand strenge auf seinem Schein. Stadion wurde geradezu kleinlich, als Carl Rothschild die Österreich zufallenden Gelder in dreimonatigen Wechseln an Salomon überwies. Der Finanzminister forderte sofortige bare Bezahlung, da Neapel gehalten sei, die Summen spesenfrei in Wien zu bezahlen. Carl suchte diese Überweisungsart damit zu rechtfertigen, daß die neapolitanische Regierung ohne seine Dazwischenkunft und Willfährigkeit überhaupt nicht imstande gewesen wäre, die gegenüber dem österreichischen Hof eingegangene Verbindlichkeit zur Bezahlung der 4 Millionen Gulden zu erfüllen, und er hätte sich daher zu dieser Überweisungsart berechtigt gehalten.<sup>108</sup> Nun aber zahlte er bar und legte einfach die Übermittlungskosten und Wechselverluste dem neapolitanischen Staatsschatz auf. Unter solchen Verhältnissen konnte die erste Anleihe be-

greiflicherweise nicht lange reichen, und der neapolitanische Finanzminister mußte neuerlich den Weg zu Carl Rothschild antreten, um ihn um eine zweite Anleihe zu bitten. Nach längeren Verhandlungen kam es Ende November 1821 zu einer solchen im Betrag von 16 800 000 Dukaten nominal, die entsprechend der Erweiterung des Absatzgebietes und der dadurch entstandenen Kursbesserung trotz Vermehrung der Staatsschuld zu 67,3 übernommen wurden.

Als am letzten Januar 1822 der Betrag von 1 400 000 Gulden fällig wurde, da bat der Finanzminister selbst Rothschild, sie aus der Anleihe zu begleichen<sup>109</sup>, da Neapel die Zahlung nicht zu leisten vermöge. Denn nach wie vor lastete der Unterhalt der österreichischen Truppen drückend auf dem Staatsschatz. Das Finanzprogramm Stadions bezüglich Neapels wurde in der Tat rücksichtslos durchgeführt, und Metternich konnte den Finanzminister darauf hinweisen, daß dank der von ihm angeratenen Intervention Rothschilds die von Stadion so gefürchtete Unternehmung völlig von Neapel finanziert wurde.

Metternich wußte diese Dienste des Hauses Rothschild zu schätzen und fand sich bereit, von nun an auf Salomons dringende Bitten in erhöhtem Maß im Interesse der Judenemanzipation zu wirken. Langsam, aber unaufhörlich erhoben sich die reichen jüdischen Bankherren, die durch Rothschild mit den Bundestagsgesandten in Frankfurt zusammengeführt wurden, auch gesellschaftlich immer höher. So sehr sie früher gemieden worden waren: schon in den letzten Monaten des Jahres 1820 zeigte sich der Umschwung. Die Rothschild und andere Vertreter der Handelswelt gaben große Dinners und sahen bald Träger hochadeliger Namen und Würdenträger aller Art häufig an ihrem Tische. Sie erfuhren auf diese Weise so manche Neuigkeit, die sie im geschäftlichen Leben gewinnbringend verwerten konnten. „Seitdem ich wieder hier bin,“ schrieb darüber der Bremer Bürgermeister Smidt aus Frank



furt<sup>110</sup>, „finde ich zu meinem großen Erstaunen, daß Leute wie die Bethmann, Gontard, Brentano u. s. w. mit den ersten Juden essen und trinken, sie zu Gaste bitten und von ihnen zu Gaste gebeten werden, und man hat mir auf mein Verwundern darüber geantwortet, man könne nun einmal kein Geldgeschäft von Bedeutung mehr ohne Zuziehung dieser Leute machen, man müsse sie zu Freunden halten, man dürfe es nicht mit ihnen verderben. Nach diesen Vorgängen sind die Rothschilds demnach von einzelnen Gesandten gebeten worden.“

Auch die Frau Amschel Meyer Rothschilds ward in dieser Zeit zum preußischen Gesandten in Frankfurt zum Balle geladen. In einem Bericht über ein Gespräch mit dem Bundestagsgesandten Graf Buol gab Smidt seiner Meinung speziell über die Familie Rothschild Ausdruck.<sup>111</sup> „Dieses Haus“, sagte er, „ist durch seine ungeheueren Geldgeschäfte, Wechsel- und Kreditverbindungen in der Tat jetzt zu einer wahren Puissance erwachsen und hat sich dergestalt in den Besitz des großen Geldmarktes gesetzt, daß es die Bewegungen und Operationen der Potentaten und selbst der größten europäischen Mächte zu hemmen und zu fördern imstande ist, wie es ihm gefällt. Österreich bedarf Rothschilds Hilfe zu seiner gegenwärtigen Demonstration gegen Neapel, und Preußen hätte längst mit seiner Konstitution fertig sein müssen, wenn das Haus Rothschild ihm nicht die Verzögerung möglich gemacht hätte. Auch von den mittleren und kleineren Staaten befinden sich mehrere in ähnlichen Notverbindungen mit dieser Geldpuissance, welche es dieser leicht machen, auf Gefälligkeiten, besonders wenn sie so geringfügiger Art scheinen, wie die Protektion von ein paar Dutzend Juden in einem kleinen Staate, anzusprechen zu dürfen.“

Metternich sandte Ende Mai 1820 eine neue Instruktion an den widerstrebenden Buol, die die Anweisung enthielt, beim Bundestag für die meisten Wünsche der Juden einzutreten.

Aber Buol folgte eher seiner eigenen Meinung, und so kam es wieder nicht so rasch zu einer Wendung in dieser Frage. Der Senat begann im Gegenteil wieder schärfer gegen die Juden vorzugehen. Da ermahnte Metternich Buol energisch, der Sache ein Ende zu machen, und so kam es zu einer Art Ultimatum der Bundestagskommission an den Senat. Ja, der Kanzler ging noch weiter; er reiste selbst nach Frankfurt und beschloß, Rothschild dort durch Annahme einer Einladung zu Tisch öffentlich zu ehren. Er hatte dies Amschel Meyer schon durch Salomon in Wien mitteilen lassen, der sich gerade wieder durch eine an hoher Stelle sympathisch begrüßte Handlung hervorgetan hatte. Das k. k. Hoftheater am Kärntner Tor entbehrte wieder einmal eines Pächters, und der einzige Bewerber, Dominik Barbaia, konnte die Kaution von 50 000 Gulden Münze für die Erfüllung der Pachtbedingungen nicht erlegen. Das Haus Rothschild erklärte sich bereit, dem k. k. Staatsschatze als Bürge und Zahler für diesen Betrag zu haften, wodurch, wie es in dem Bürgschaftsinstrumente heißt, die „ununterbrochene Fortdauer eines der Würde des Allerhöchsten Hofes und der Residenz angemessenen Spektakels“ bis zum Jahre 1824 gewährleistet wurde.<sup>112</sup>

Als nun Metternich in Frankfurt eintraf, erhielt er folgendes Schreiben von Amschel Meyer Rothschild<sup>113</sup>:

„Durchlauchtigster Fürst! Gnädigster Fürst und Herr!

Euer Durchlaucht hoffe ich werden es nicht in Ungnade aufnehmen und als eine Anmaßung betrachten, wenn ich mich erkühne, Höchstdieselben um die hohe Gnade zu bitten, diesen Mittag die Suppe bei mir einnehmen zu wollen.

Dieses Glück würde eine Epoche meines Lebens ausmachen; — ich würde jedoch diese kühne Bitte nicht gewagt haben, wenn mein Bruder in Wien mich nicht versichert hätte, daß Euer Durchlaucht es gegen ihn nicht ganz ablehnten, mir diese Gnade zu Theil werden zu lassen.

Die hier anwesenden Herren Österreicher haben mir für diesen Fall auch ihre Gegenwart zugesichert, wen Euer Durchlaucht sonst noch anzutreffen wünschen, bitte ich nur zu befehlen, indem sich ein Jeder glücklich fühlt, in der Gesellschaft Höchstderselben zu seyn.“

Metternich nahm die Einladung an und speiste mit der ihm sehr nahestehenden Gräfin Lieven bei Amschel Meyer, was seine Wirkung auf den Bundestag und die Frankfurter Gesellschaft nicht verfehlte. Der Senat wollte schon alles Verlangte zugestehen, nur den Namen „israelitische Bürger“ nicht. Metternich mußte wohl dem widerspenstigen Buol gegenüber ernstlich auf seine „bestimmte Willensmeinung“ hinweisen, die sich Buol zur „genauesten Richtschnur zu machen habe“; aber der Senat blieb zähe, und Buol übte „passive Resistenz“; immer noch kam die Judensache nicht zum Abschluß. Während Metternich so gesellschaftlich und diplomatisch für die Juden im allgemeinen und für die Rothschild im besonderen eintrat, wies er Gentz an, auch publizistisch dafür zu sorgen, daß dem Hause Rothschild kein Leid geschehe. Bei der engen Verbindung dieses Hauses mit Österreich, das die liberalen Regungen in Deutschland rücksichtslos verfolgte, begannen sich in den freiheitlichen Kreisen der deutschen Bevölkerung und ihren Blättern trotz der herrschenden Zensur scharfe Urteile über das Haus Rothschild ans Licht zu wagen. Wiederholt mußte sich Gentz von Metternich sagen lassen, er habe die Zeitungen nicht genügend in der Hand, denn jedesmal, wenn ein für Rothschild ungünstiger Artikel in irgendeinem deutschen Blatt erschien, drang Salomon in Metternich, er möge dies durch seine Machtmittel abstellen lassen. Auch die Frankfurter Korrespondenzen der vom Hause Cotta herausgegebenen „Allgemeinen Zeitung“ enthielten solche Angriffe. „Die immerwährenden Ausfälle gegen das Haus Rothschild“, schrieb daraufhin Gentz am 4. Dez. 1821 an Cotta, „treffen durchgängig und oft auf die unanständigste Art die öster-

reichische Staatsverwaltung, die, wie jedermann weiß, mit diesem nicht nur unbescholtenen, sondern bürgerlich und moralisch achtbaren Hause in wichtigen Geldverhältnissen steht. Die unversiegbaren Gerüchte von neuen Anleihen werden einzig und allein erfunden, um das Vertrauen, welches unsere Staatspapiere erworben haben und verdienen, zu untergraben.“<sup>114</sup>

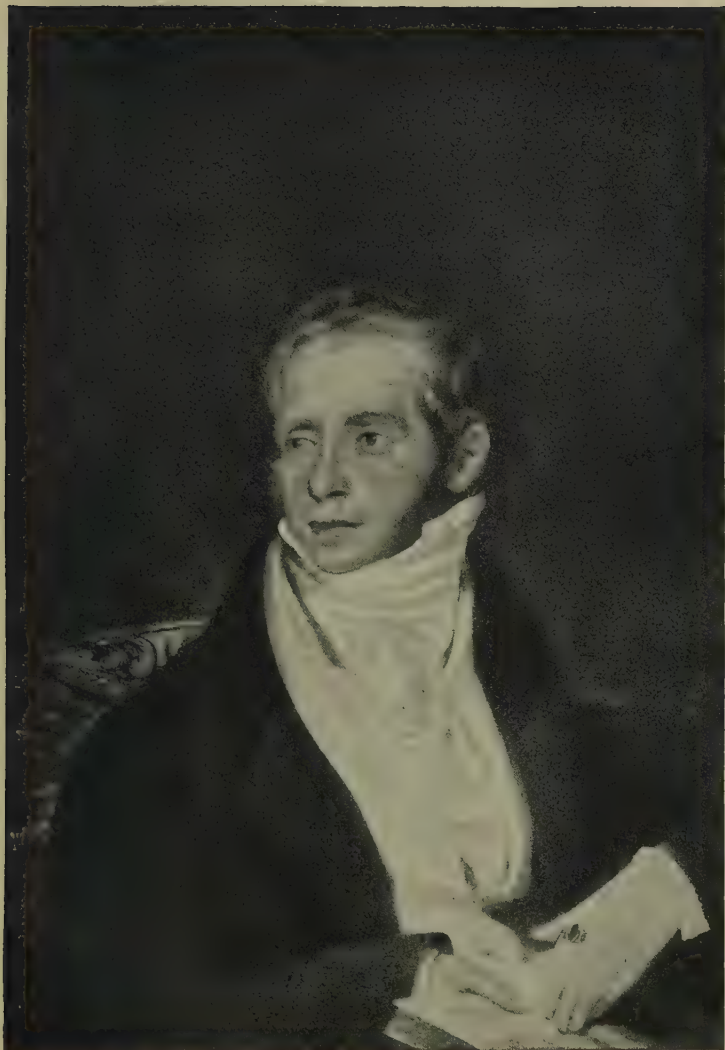
Die „Allgemeine Zeitung“ wurde daraufhin auf dem ganzen Gebiete der österreichischen Monarchie verboten. Das empfand Cotta, der zwar kein Freund der Juden, aber ein wohlrechnender Geschäftsmann war, sehr unangenehm, und er ersuchte den Chefredakteur Stegemann, vorsichtiger zu sein, denn Gentz — und das bedeutete, wie beide wohl wußten, Metternich — habe sich über die Zeitung bitter beklagt. Stegemann antwortete darauf<sup>115</sup>: „Infolge des mir gütigst mitgeteilten Briefes des Herrn von Gentz verspreche ich gern und förmlich, in Zukunft gar nichts mehr in Bezug auf den Kurs der österreichischen Staatspapiere und gar nichts mehr in Bezug auf das Haus Rothschild (wenigstens was in seine Verhältnisse mit Österreich einschlägt) . . . aufzunehmen. Ich werde dabei freilich eine neue, sehr vorsichtige und engbrüstige Ansicht der Dinge zugrunde legen müssen . . . Von Ausfällen gegen das Haus Rothschild weiß ich eigentlich auch nichts, oder sollte die Erwähnung, daß Madame Rothschild beim preußischen Gesandten zum erstenmal auf dem Ball gewesen, ein Ausfall sein?“

Mit einem Wort: Cotta und Stegemann fügten sich, und die Brüder Rothschild hatten für den Augenblick von der sehr weit verbreiteten „Allgemeinen Zeitung“ nicht mehr viel zu besorgen. Der Eifer, den Gentz dabei an den Tag legte, war nicht allein auf die Weisungen Metternichs zurückzuführen. Seit seiner Rückkehr von Laibach nach Wien war er mit Salomon Rothschild immer intimer geworden. Oft hatte er im Auftrage seines Chefs mit diesem über die neapolitanische

Anleihe zu verhandeln, und Metternich äußerte sich eines Tages Gentz gegenüber sehr freundlich über die Haltung des Hauses in dieser Frage.<sup>116</sup> Als Gentz am Tage darauf in Hietzing gelegentlich eines Diners beim Bankier von Eskeles mit Rothschild zusammentraf, beeilte er sich, diesem „die merkwürdigen und schmeichelhaften Äußerungen des Fürsten“ mitzuteilen. Das ergab, wie Gentz selbst in seinem Tagebuch erzählt, eine für ihn sehr günstige Wirkung. „Ich hatte“, erwähnt Gentz<sup>117</sup> am 24. Juni 1821, „diesen Vormittag einen sehr langen Besuch von Rothschild; er gab mir über seine Geld- und Familienverhältnisse die nämlichen merkwürdigen Aufschlüsse, wovon der Fürst neulich gesprochen hatte. Zugleich legte er mir Rechnung von meinem Anteil an einigen der letzten Finanzoperationen ab, und es ergab sich gegen alle meine Erwartungen, daß mir beinahe 5000 Gulden zugute kamen.“ Die folgenden Monate des Gentzschen Tagebuches sind erfüllt mit Aufzählungen von Zusammenkünften mit Rothschild und mit Erwähnungen „sehr angenehmer Eröffnungen“<sup>118</sup> und „wichtiger Geldarrangements“.<sup>119</sup> Zu Ende des Jahres zeigte sich Rothschild für alle erhaltenen Informationen und die Beeinflussung des Fürsten Metternich und der Presse besonders erkenntlich. „Rothschild frühstückt bei mir“, vermerkt Gentz am 22. Dez. 1821 in seinem Tagebuche, „und gibt mir einen Beweis reeller Freundschaft, den ich in einem Zeitpunkte der gänzlichen Aufhebung aller meiner Einnahmen aus den Fürstentümern<sup>120</sup> und da man höheren Orts nichts tut, um diese Lücke nur einigermaßen zu füllen, diesem braven Manne nicht hoch genug anrechnen kann.“<sup>121</sup>

Schließlich beteiligte sich Gentz auch noch daran, den neapolitanischen Staatsschatz zur Ader zu lassen, und auch da half ihm Rothschild. Am Silvestertage wartete dieser im Hause Gentzens, bis er von Metternich heimkam, um ihm zu sagen, es ginge ein Kurier nach Neapel ab, Gentz möge drin-





17. Amschel Meyer von Rothschild

Gemälde von William Hobday

Historisches Museum der Stadt Frankfurt



gend an seine vom Neapler Hofe seinerzeit versprochene Geldgratifikation erinnern. Er, Salomon, werde die Forderung durch seinen Bruder Carl und den Generalintendanten der österreichischen Truppen General Koller befürworten und durchsetzen lassen. Gentz und Rothschild waren tatsächlich unzertrennlich geworden. Diese Freundschaft kostete freilich Salomon sehr viel Geld, aber sie brachte ihm andererseits wieder so große Vorteile ein, daß die aufgewandten Summen dagegen gar nicht in Betracht kamen.

Die Restauration des neapolitanischen Königtums durch die Österreicher brachte dem Volke schwere Lasten. Graf Ficquelmont berechnete, daß Neapel für die österreichische Armee alljährlich im ganzen 23 bis 24 Millionen Gulden oder 12 bis 13 Millionen Dukaten bezahlen müsse<sup>122</sup>; er erschrak selbst über die Größe der Summe. „Wenn die von uns verursachten Lasten“, meldete er nach Wien, „so drückend sind, daß sie über die Kräfte des Landes gehen, werden sich alle Parteien einigen, um unsere Entfernung zu wünschen. Wir werden, statt eine Schutzmacht zu sein, zu Unterdrückern werden. Unsere Lage wird sich schließlich so gestalten, daß wir nicht so lange bleiben können, als es unsere eigenen Interessen und jene des Königreichs Neapel verlangen.“

Zudem betonte der Gesandte, wie er schon wiederholt getan, daß der Finanzminister völlig unfähig sei und nur ein Mann Ordnung bringen könne, nämlich Luigi de' Medici, der durch die Revolution gestürzte Finanzminister von einst. Alle Gesandten teilten diese Ansicht, und nur der König fürchtete Medici als einen Mann, der durch seine geistige Überlegenheit des Monarchen Herrscherwillen allzu stark einschränken könnte. Ficquelmont sprach hierüber auch mit Carl Rothschild, und dieser sah in der Ernennung jenes durch persönliche Ehrenhaftigkeit, Energie und Verwaltungstalent ausgezeichneten Abkömmlings der altangesehenen toskanischen

Adelsfamilie ebenfalls die einzige Gewähr für die materielle Wiedergeburt des Landes.

Wiewohl Medici in der Königlichen Familie Feinde hatte, wie den Herzog von Calabrien, dem er das Geld verweigerte, das er in unverantwortlicher Weise zu vergeuden liebte, gelang es unter dem Druck der österreichischen Regierung, ihn im Frühjahr 1823 wieder zum neapolitanischen Finanzminister zu machen. Er zog auch in der Folge tatsächlich sein Land schlecht und recht aus den großen Verlegenheiten. Um die Forderungen Österreichs kam freilich auch er nicht herum, doch erwies er sich als ein peinlicher Rechner, der die stark nach oben abgerundeten Unterhaltskosten des österreichischen Heeres hartnäckig herabzudrücken wußte. Es gelang ihm, länger mit der zweiten Rothschild'schen Anleihe auszukommen, als es das Ungeschick seiner Vorgänger vermocht hatte, jedoch mußte er sich im September 1822 zu einer dritten Anleihe entschließen, die im Betrage von 22 Millionen Dukaten nominal begeben wurde. Später nahm er eine vierte Anleihe von  $2\frac{1}{2}$  Millionen Pfund Sterling Kapital zum Kurse von  $89\frac{4}{5}$ , um sich den nötigen Fonds zur Bezahlung der österreichischen Armee für weitere Jahre und zur Deckung des Defizits im Staatshaushalt zu beschaffen. Durch die Begebung in Pfund und nicht in Dukaten wollte Nathan insbesondere die englische Spekulation interessieren<sup>123</sup>, was auch gelang. Am 26. Febr. 1824 war diese Anleihe bereits auf 96,75 gestiegen. Die öffentliche Schuld Neapels, die vor der Revolution 28 Millionen Dukaten betragen hatte, stieg danach bis zum Jahre 1824 auf nicht weniger als 104 Millionen Dukaten nominal, und doch hob sich der Kurs so sehr, daß einzelne neapolitanische Renten im April des Jahres 1824 auf 108 standen. Man hätte erwartet, daß beim Anwachsen der Schuld der Kurs falle, da ja die Sicherheit der Rückzahlung bei gleichgebliebenen Einnahmen durch Vermehrung der Schulden leidet. Der Gesandte Ficquelmont erkannte die Verhältnisse

ganz zutreffend, wenn er schrieb: „Es war also ein fremder Kredit und nicht jener Neapels, der die Kurse steigen ließ, jener des Hauses Rothschild nämlich. Der Wert der Staatseffekten ist demnach kein Maßstab, demzufolge allein ein Urteil über das Gedeihen eines Staates gefällt werden kann. Man würde da gewaltig irre gehen. Die Effekten Neapels sind gestiegen, weil sich die Basis ihrer Placierung verbreitert hat. London und Paris sind die Hauptplätze für ihren Absatz geworden. Neapel konnte sozusagen nichts dazu tun, es war nur der pünktliche Zahler der Interessen seiner Schuld . . . ein geringer Teil der Fonds hat sich nach Österreich ergossen, der Rest . . ., der kein Placement in Neapel fand, wurde nach und nach von mächtigen Bankhäusern in London und Paris aufgesaugt, die jeden Tag an dem Hin und Her der Kurse und dem Differenzgewinn profitieren und so die Kapitalien, die sie vorgeschossen haben (und noch viel mehr) wieder herauswirtschaften.“<sup>124</sup>

Das war in kurzen Worten das Um und Auf der Rothschild'schen Finanzpolitik in Neapel. Carl Rothschild war ursprünglich nur für kurze Zeit nach Neapel gegangen, wie ja auch die Besetzung durch österreichische Truppen nur vorübergehend gedacht gewesen war. Aber die Verhältnisse im Königreich machten das Verbleiben dieser Truppen noch für Jahre nötig, wollte Metternich nicht Gefahr laufen, daß mit deren Abzug der König und seine reaktionären Gefolgsleute wieder aus dem Lande gejagt würden. Solange die Österreicher aber blieben, war Carl dort dringend notwendig. Seine Frau, die die Reise nach Neapel zuerst nur als Vergnügungsreise unternommen hatte, richtete sich dort für länger ein. Carl dehnte seine Geschäfte weiter aus und machte sich endlich auch dem neapolitanischen Hofe in finanziellen Dingen unentbehrlich. So schlug er Wurzel in der schönen Stadt Süditaliens, und was zuerst eine engbefristete Geschäftsreise schien, sollte der Ausgangspunkt für einen ständigen Auf-



enthalt werden, der dem Hause Rothschild einen neuen, fünften Stützpunkt in der Welt bot.

Trotz allen Bemühungen Stadions, durch Rothschild und den militärischen Druck das in Neapel verausgabte Geld hereinzubringen, war das österreichische Staatsbudget in arge Verwirrung geraten. Der Aufstand in Piemont hatte viel Geld gekostet, und die militärischen Aufwendungen waren ins Ungeheuerliche gestiegen. Verzweifelt berichtete Stadion dem Kaiser und Metternich<sup>125</sup>: Das Mißverhältnis zwischen Staatsausgaben und -einnahmen sei derartig, daß sich jetzt ein permanenter jährlicher Abgang von wenigstens 20 Millionen Gulden, mehr als ein Sechstel des ganzen Staatsaufwandes, ergebe. Es sei dringend nötig, diesem verderblichen Zustand ein Ende zu machen, der, wenn er eine längere Zahl von Jahren fort dauern sollte, den Untergang der Monarchie nach sich ziehen müßte.

Stadion erklärte, es sei eine neue Anleihe zur Deckung dieses Fehlbetrags dringend nötig. Er dachte dabei wieder an das Haus Rothschild, dessen Vermögen, wie man allgemein wußte, sich in den letzten Jahren ins Unermeßliche vermehrt hatte. Moritz von Bethmann, der im Februar 1822 in Wien weilte, urteilte damals über das Haus Rothschild<sup>126</sup>: „Ich begreife, daß die Rothschilds sehr nützliche Instrumente für die Regierungen sind, und bin weit entfernt, zu tadeln oder sie zu beneiden. Salomon besonders ist vom Charakter ein sehr schätzenswerter Mann, dem ich vom Herzen gut bin. Von guter Hand habe ich erfahren, daß Salomon Rothschild sich geäußert hat, der fünf Brüder Bilanz habe einen reinen Gewinn von 6 Millionen Gulden im 20 fl.-Fuß abgeworfen. Hier trifft das englische Sprichwort zu: money makes money. Bei ihrer Tätigkeit und Vorsicht ist die Progression des Erwerbes zu erwarten, ja zu hoffen, denn der Umsturz dieses Kolosses wäre schrecklich. Die Einigkeit der Brüder trägt viel zu ihrem Flor bei, keiner läßt je den leisesten Tadel auf den

andern kommen. Keiner mißbilligt des anderen Benehmen in den Geschäften, auch wenn der Erfolg den Erwartungen nicht entsprechen sollte. Salomon hat sich hier besonders beliebt gemacht, teils durch sein bescheidenes Wesen, teils durch seine Dienstbereitschaft. Niemand verläßt ihn ohne Trost.“

Stadions düsterer Bericht über die Lage der Staatsfinanzen bewog den Kaiser, seine Einwilligung zur Aufnahme eines Darlehens beim Hause Rothschild zu erteilen. Im März 1822 trat man an Rothschild heran und nannte dabei den Betrag von 28 bis 30 Millionen Gulden. Der vom Hause hierauf erstattete Antrag wurde von dem Hofrat der Hofkammer, Freiherrn von Pillersdorff, nach allen Seiten beleuchtet.<sup>127</sup> Nach den Rothschild'schen Vorschlägen sollten 30 Millionen Gulden zum Emissionskurse von 70 begeben werden, demnach die auszustellenden Schuldverschreibungen ein Kapital von 42 957 000 Gulden erreichen. Da der Zinsenbezug noch vor der Zahlung zugestanden wurde, so hätte eigentlich für eine gezahlte Summe von 28 785 717 fl. ein Kapital von 42 875 000 fl. hinausgegeben werden sollen. „Vergleicht man den wahren Übernahmspreis von 67 für 100 fl. Nominalkapital“, führte Pillersdorff aus, „mit dem damaligen Durchschnittspreis von 75, so ergibt sich eine Differenz von 8 gegen diesen Preis oder von  $10\frac{2}{3}$  Prozent zum Vorteile der Unternehmer, welches ihren Gewinn auf 3 Millionen 428 000 Gulden stellen würde. Es erhellt ferner aus dieser Zusammenstellung, daß das angebotene Darlehen auf  $7\frac{1}{2}\%$  jährlicher Zinsen zu stehen käme.“

„Die Würdigung dieser Anträge“, schloß der Bericht, „liegt im Grunde schon in der vorausgeschickten Berechnung. Sie sind nach meinem Erwarten sehr lästig, ungünstiger als alle vorausgegangenen — wenn man erwägt, daß das erste Anlehen in der Kindheit des österreichischen Kredits geschlossen wurde und ein gewagter Versuch war — und unannehmbar, mit Rücksicht auf alle darauf einwirkenden Verhält-

nisse . . . Bei Erwägung all dieser Rücksichten scheinen mir die gemachten Anträge nicht zur Annahme und nicht einmal zur Grundlage für eine weitere Unterhandlung geeignet. Es würde gewiß dem Staatskredit einen sehr empfindlichen Nachteil zufügen, wenn es bekannt würde, daß unter den soeben aufgezählten Umständen ein Anlehen zum Preise von 67 abgeschlossen würde, wobei auch der Vorwurf in Betracht kommt, daß sich die Finanzverwaltung auf einen einzigen Antrag beschränkt.“

Demgemäß wurde dem Hause Rothschild mitgeteilt, daß sich die Finanzverwaltung zwar geneigt finden würde, eine Kreditoperation mit ihm und Parish auszuführen, wenn sie diese unter günstigen Bedingungen übernehmen könnten, die Anträge jedoch nicht als solche betrachtet werden könnten. Übrigens wolle die Finanzverwaltung nur einen kleineren Betrag aufnehmen. Die Rothschild, die dieses Geschäft unter allen Umständen an sich reißen wollten, erwiderten mit folgendem Schreiben<sup>128</sup>:

„Wir beeilen uns, E. E. hiemit zu eröffnen, daß wir soeben von unseren Häusern in London und Paris die Nachricht erhalten haben, daß ihnen mehrere dasige Handelshäuser den Wunsch geäußert haben, ihre Kapitalien in den kaiserlich österreichischen Fonds anzulegen und daher an einer für den Allerhöchsten Dienst zu kontrahierenden Anleihe teilzunehmen. Da es uns um unserer freundschaftlichen Verhältnisse mit jenen Häusern willen sehr angenehm sein würde, dem Wunsche derselben, so viel wir dazu beitragen können, Folge zu leisten, so erlauben wir uns, E. E. hiemit zu unserem (nunmehr) in Beziehung auf die Übernahme von 12 Millionen Gulden 5%-iger Staatsschuldverschreibungen unter heutigem Tage überreichten Antrage zu erklären, daß wir bereit sind, in jedem Falle für die abzuschließende Summe  $\frac{1}{2}\%$  über den von den Meistbietenden angetragenen Übernahme-preisen zu offerieren.“

Diesem Schreiben folgte am selben Tage ein zweites, worin sich die Rothschild im Verein mit Parish um die große Anleihe selbst bemühten. Sie versuchten neuerdings, den Finanzminister zu bewegen, der Anleihe sogleich eine größere Ausdehnung zu geben, und zwar, wie sie schrieben<sup>129</sup>, „hauptsächlich aus dem Grunde, um der leichtgläubigen und ununterrichteten Menge keine Veranlassung zum Glauben an eine baldige Wiederholung einer ähnlichen Operation zu verschaffen. In der vollen Überzeugung,“ schloß der Brief, „daß der tiefen Einsicht und Geschäftskennntnis E. E. keiner, auch nicht der geringste Umstand von Bedeutung entgeht, begnügen wir uns mit der obigen kurzen Andeutung, indem wir die reiflichere Erwägung derselben ganz der Weisheit und Beurteilung E. E. überlassen.“

Als die österreichische Finanzverwaltung auf dieses Angebot nicht einging, empfand das Salomon Rothschild geradezu als eine persönliche Kränkung. Er flüchtete seinen Schmerz zu Gentz, der soeben durch Carl Rothschilds Fürsprache in Neapel eine Hofgratifikation von 3000 Dukaten erhalten hatte. Er schilderte, wie Gentz berichtet<sup>130</sup>, mit vielen Tränen das undelikate Benehmen, das man bei seinem neuen Anleiheprojekt von mehr als einer Seite ihm gegenüber beobachtet habe.

Dieser Fehlschlag wurde bald durch andere große Geschäfte kompensiert. Eben hatte Nathan eine Anleihe von 3 $\frac{1}{2}$  Millionen Pfund mit Preußen abgeschlossen, und die Ausstrahlungen dieses gewaltigen Geschäfts waren bis nach Frankfurt und Wien fühlbar. Nebenher gingen die vielen kleinen Anleihen, die in Deutschland sowohl wie in Österreich von dem hohen Adel, der in beiden Ländern gleich geldbedürftig war, aufgenommen wurden. Besondere Bedeutung kommt da jener Anleihe zu, die Fürst Metternich selbst am 23. September im Betrage von 900 000 Gulden beim Hause Rothschild aufnahm. Das war ein ganz ordnungsmäßiges Ge-

schäft; das Geld wurde mit 5% verzinst und sollte bis zum Jahre 1834 zurückgezahlt werden. Der Fürst zahlte jedoch alles schon im Jahre 1827 zurück. Der ganze Vorgang war von einer Bestechung — Metternich war kein Gentz — weit entfernt, aber es mußte den Staatskanzler, der nun zum Schuldner Salomons wurde, diesem gegenüber doch in gewissem Sinne unfrei machen. Zumindest hatte es die Wirkung, Metternich den persönlichen Wünschen und Bitten Salomon Rothschilds und seiner Brüder geneigter zu machen. Der Kanzler wußte schon seit langem, daß die Brüder Rothschild mit dem einfachen „von“, das sie im Jahre 1817 erworben, nicht zufriedengestellt waren und nach dem Freiherrntitel auslugten. Als Gentz nun eines Tages bei Metternich sondierte, ob eine dahingehende Bitte Aussicht auf Erfolg hätte, gab der Staatskanzler zu verstehen, daß er dagegen keinen Einwand erheben würde. So brachten denn die Brüder unter Hinweis auf ihre um Österreich erworbenen Verdienste dies Ansuchen ein. Es wurde genehmigt. Mit Kaiserlicher Entschließung vom 29. Sept. 1822 wurden alle Brüder und ihre eheliche Nachkommenschaft beiderlei Geschlechts in den Freiherrnstand erhoben. Damit entfielen die Einwendungen des Wappeninspektors, der Hofräte, wie des Freiherrn von Lederer usw., zumeist von selbst. So erreichten die Rothschild auch die siebenzackige Krone, die sie im Jahre 1817 — ein Wink mit dem Zaunpfahl — auf ihren Wapenentwurf zeichnen ließen. Auch der Wunsch nach den Löwen im Wappenschild ging in Erfüllung, und aus den vier Pfeilen, die die Hand seit der Erhebung in den Ritterstand hielt, wurden jetzt fünf, die die fünf Brüder symbolisierten. Dazu kamen als Schildhalter ein Löwe und ein Einhorn, und drei prunkvolle Helme zierten die Krone. Der Wappenspruch „Concordia, integritas, industria“ sollte die unter den Brüdern waltende Einigkeit sowie ihre Rechtlichkeit und ihre rastlose Emsigkeit zum Ausdruck bringen. Bei dem großen Wert, den



Königl. Preuss. Land fürst v. Jacob Meyer  
 Königl. Preuss. von Rothschild.  
 Der Erblichkeit werden bewilligt. *König*



18. Endgültig bewilligtes freiherrliches Wappen der Familie Rothschild, 1822



die damalige Zeit jedem Adelstitel beilegte, bedeutete die Erhebung in den Freiherrnstand für das jüdische Haus, das noch vor zwanzig Jahren außerhalb seiner Heimatstadt völlig unbekannt gewesen war, eine kaum zu ermessende Erhöhung seines Ansehens. Von nun an veränderte sich auch das Privatleben der Brüder. In Frankfurt, Paris und London bezogen sie luxuriöse Behausungen (nur die alte Gudula blieb getreulich bis zu ihrem im 96. Lebensjahre 1849 erfolgten Tode im Stammhause in der Judengasse), und ihre Bestrebungen, auch gesellschaftlich in der großen Welt festen Fuß zu fassen, hatten Erfolg, zumal die Kunde von dem Reichtum des Hauses um dessen Mitglieder eine Art Legendenkranz gewoben hatte. Bewußt nährten sie diesen Glauben an ihre Schätze und ihre Macht, denn sie erkannten wohl, daß der Kredit ihres Hauses dadurch nur um so mehr stieg. Hatten so die fünf Söhne kaum zehn Jahre nach dem Tode des Vaters Staunenswertes erreicht, so erlahmten sie gleichwohl nicht. Immer weiter trieb es sie, Geld auf Geld zu häufen und an Ansehen und Macht zu gewinnen.

---

## FÜNFTES KAPITEL

### ROTHSCHILDSCHE GESCHÄFTE IN ALLER WELT (1820—1825)

Auf der Apenninenhalbinsel war dank Metternichs energischem Einschreiten die Ruhe in seinem Sinne wiederhergestellt. Aber der Kanzler blieb um sein System und das Prinzip der Legitimität stets besorgt und fürchtete die Ausbreitung liberaler und demokratischer Ideen. War auch der eine Herd verlöscht, so flammte gleich ein anderer auf dem weiten europäischen Kontinent auf. Nun wandte sich die Aufmerksamkeit dem Aufstand der Griechen und dem seit dem Jahre 1820 nicht zur Ruhe gekommenen Bürgerkriege in Spanien zu. In diesem Lande, das dem König eine Verfassung abgerungen hatte, stießen die Gegensätze von rechts und links weiterhin hart aneinander. Die radikalen Mitglieder der Cortes behandelten den König im Sommer 1820 geradezu wie einen Gefangenen, König Ferdinand VII. flehte am 22. Juni jenes Jahres den König von Frankreich brieflich um bewaffneten Beistand an und suchte auch die übrigen Großmächte zur Hilfeleistung gegen seine eigenen Untertanen zu bewegen. In Frankreich waren der König und der leitende Minister, Graf von Villèle, für die Intervention nicht sonderlich eingenommen, obwohl eine Partei im Lande, der Chateaubriand angehörte, aufs eifrigste dafür eintrat. Übrigens war die Frage zu einer europäischen Angelegenheit gediehen. Metternich hatte die Gewohnheit angenommen, bei jedem großen Ereignis in Europa entscheidend eingreifen zu wollen, und als das beste Mittel hierzu boten sich ihm die Fürstenkongresse, wie sie in den letzten Jahren wiederholt abgehalten worden waren.

Bei ihnen konnte er seine Überredungskünste spielen lassen. Am 20. Okt. 1822 trat neuerdings ein solcher Kongreß, diesmal in Verona, zusammen. Wie seinerzeit nach Laibach begleiteten Metternich und Gentz den Kaiser auch nach Verona, und sie nahmen jetzt, eingedenk der früher gemachten Erfahrungen, Salomon Rothschild gleich mit. Denn es war klar, daß, wenn man in Verona Zwangsmaßnahmen gegen Spanien beschließen sollte, auch die Mittel hierfür gleich zu beschaffen waren. Da sich das Haus Rothschild im Falle Neapel so gut bewährt hatte, wollte man sich seiner wenn nötig auch diesmal bedienen. Gelegentlich des Laibacher Kongresses hatte Salomon Bedenken gehabt, Wien zu verlassen. Jetzt aber machte er keinerlei Schwierigkeiten.

Als er in Verona ankam, hörte er von mehreren der dort eingetroffenen Vertreter der Mächte, es seien Gerüchte verbreitet, das Haus Rothschild habe der durch Revolution emporgekommenen, den eigenen König bedrohenden Regierung eine Anleihe angeboten, oder es sei zum mindesten mit ihr darüber in Verhandlung getreten. Waren auch solche Pourparlers vielleicht wirklich gepflogen worden, so lag es doch im höchsten Interesse der Rothschild, Metternich keinen Zweifel darüber zu lassen, daß das Haus nur dem legitimistischen und konservativen Regime seine Unterstützung schenke. Salomon beeilte sich daher, dem Staatskanzler zwei Tage nach seiner Ankunft in Verona einen Brief zu schreiben, der jene Gerüchte dementieren sollte<sup>1</sup>: „Durchlauchtigster Herr Staatskanzler, bei meiner Ankunft in Verona habe ich zu meiner Verwunderung gehört, daß hier Männer von Bedeutung in dem Glauben stehen, als ob unser Haus mit der spanischen Regierung eine Anleihe kontrahiert hätte, oder noch kontrahieren wollte. Euer Durchlaucht sind meine und meiner Brüder Gesinnung viel zu bekannt, als daß dieses an sich grundlose Gerücht gegen Hochdieselben einer ausgedehnteren Überlegung bedürfen sollte. Solches steht mit der Mei-



nung, welche man bisher allgemein von uns gehegt, in zu starkem Widerspruche, als daß ich Eurer Durchlaucht eine weitere Erörterung beizufügen nötig hätte. Ich erlaube mir durch die folgende Erklärung in Eurer Durchlaucht die Überzeugung zu begründen, daß wir mit der spanischen Regierung nie eine Anleihe abgeschlossen haben, noch abschließen werden und daß wir zu dem Ende die an uns etwa gelangenden Anträge mit eben der Bestimmtheit zurückweisen würden, mit welcher wir, wie es Eurer Durchlaucht wohlbekannt ist, früher ähnliche zurückgewiesen haben.“

Salomon hatte die Wahrheit gesprochen. Er stand einer Verbindung mit Spanien gänzlich ferne, seine Brüder freilich, insbesondere der im liberalen England lebende Nathan, taten so manches, was sie ihren anderen Brüdern nicht gleich mitteilten, und was diese erst später als vollzogene Tatsache erfuhren. Diesmal aber war wirklich mit Spanien nichts abgeschlossen worden.

Nachdem er den Brief bei Metternich abgegeben, begab sich Salomon zu Gentz. Bei diesem war eben der zum Gefolge des Königs von Preußen gehörige Alexander von Humboldt zu Besuch gewesen und hatte mit der „Feder Europas“ hohe philosophische Probleme erörtert. Als nun Rothschild bei Gentz erschien und ihm, um seines Beistandes während des Kongresses sicher zu sein, wieder vorteilhafte Geschäfte in Aussicht stellte, da meinte Gentz in seinem Tagebuche vergnügt, Rothschild hätte ihm „wenngleich nicht so hohe, so doch weit angenehmere Dinge“ zu sagen gehabt.<sup>2</sup>

Salomon und Gentz waren während der ganzen Dauer des Kongresses unzertrennlich, und beide hatten davon den größten Vorteil. Gentz führte Salomon auch bei den Vertretern Rußlands ein, und mit den Delegierten des Zarenreiches kam es bald darauf zum Abschluß einer Anleihe von sechs Millionen Pfund. Abgesehen von dem geschäftlichen Gewinn wollte Salomon dabei auch sein persönliches Ansehen wieder

möglichst gefördert wissen. „Rothschild hat gestern“, schrieb Gentz an Pilat, den Herausgeber des „Österreichischen Beobachters“, der damals verbreitetsten Wiener Tageszeitung<sup>3</sup>, „den Wladimirorden für sich und seinen Pariser Bruder erhalten; er wünschte sehr, daß dies auf eine anständige Weise bald in die Zeitungen gesetzt werden könnte. Ich glaube nicht, daß es sich in den ‚Beobachter‘ schicken würde; es müßte in einem Artikel von Verona stehen, und da Sie dergleichen bisher nicht gegeben haben . . . so möchte etwas Lächerliches darin liegen, daß gerade die erste Neuigkeit aus Verona diese wäre. Indes muß man doch einen so guten und treuen Menschen wie Rothschild auf alle Weise zu contentieren suchen. Denken Sie darüber nach, wie es geschehen könnte. In jedem Falle sorgen Sie, daß es so schnell wie möglich in die ‚Allgemeine Zeitung‘ komme. Lassen Sie dort allenfalls setzen: ‚Der Kaiser habe in Anerkennung der vom Hause Rothschild in mehreren wichtigen Finanz- und Kreditgeschäften des russischen Reiches geleisteten ausgezeichneten Dienste den Brüdern Freiherren Salomon und James von Rothschild den Wladimirorden (nicht den heiligen, auch nicht die Klasse nennen, die ich übrigens so wenig weiß als Rothschild selbst) verliehen‘.“ Einige Zeit später erinnerte Gentz seinen Freund: „Sie haben mir in puncto des dem Rothschild verliehenen Wladimirordens nicht geantwortet. Der Baron aber fragt mich jeden Tag, ob Sie ihn nicht auch vergessen haben. Sein großer Wunsch wäre, daß die Nachricht im ‚Beobachter‘ paradieren könnte, und ich sehe nicht ein, daß dies nicht stattfinden sollte. Im schlimmsten Falle aber müßte wenigstens durch Sie die Nachricht an die ‚Allgemeine Zeitung‘ gelangen, ehe sie ein anderer und vielleicht sogar in einer falschen, mißfälligen Form liefert.“

Die Ordensverleihung wurde schließlich in beiden Zeitungen gebührend gebracht, und die Nachricht, daß das mächtige Zarenreich nun ebenfalls mit dem Hause Rothschild in finan-

zielle Beziehungen getreten sei, trug nicht wenig zur Hebung seines Kredits in der großen Öffentlichkeit bei.

Salomon Rothschild hatte unterdessen einen eigenen Kurierdienst von Verona nach Paris und Wien eingerichtet und beeilte sich, die dort früher als alle anderen über den Kongreß eintreffenden Nachrichten gewinnbringend an der Börse verwerten zu lassen.

Zunächst war es durchaus nicht so sicher, ob man eine bewaffnete Intervention in Spanien beschließen werde. Nicht einmal Metternich war völlig dafür eingenommen, und da man also einen Krieg mit Spanien nicht erwartete<sup>4</sup>, stiegen die französischen Papiere unablässig. Da erhielt mit einem Male James Rothschild in Paris einen Kurier aus Verona und verkaufte daraufhin für 5 Millionen Francs nominal französische Rente. Anderentags erfuhr man von einem Anlehen, das der Bankier Ouvrard, der gleichfalls in Verona weilte, mit der von den Anhängern des absoluten Königtums in Spanien errichteten Regentschaft für die Dauer der Gefangenschaft Ferdinands abgeschlossen hatte. Das ließ allerdings auf eine Parteinahme des Kongresses für den König schließen und gab Anlaß zu einem scharfen Fall der französischen Rente. Die Hauptstadt Frankreichs widerhallte von Vorwürfen gegen die Minister, die fortwährend glauben ließen, daß sie entschlossen seien, den Krieg mit Spanien zu vermeiden. Die Baisse verschärfte sich noch, bis einige Tage später der britische Botschafter Nachricht aus Verona bekam und man allgemein erfuhr, daß noch nichts beschlossen wäre, da Wellington im Namen Englands fortfahre, den Interventionsplan zu bekämpfen. Nun erst hoben sich die Papiere wieder, und die guten Nachrichten wurden auch durch Rothschild bestätigt. Am 18. November schon gab Villèle seinem Gesandten in Verona bekannt: „Der Rothschildsche Kurier läßt unsere Fonds wieder steigen. Er verbreitet, daß es keine Intervention geben wird. Mir sind diese lügnerischen Haussen, die neue Kursvariationen und

große Verluste vorbereiten, nicht recht<sup>5</sup>, insbesondere wenn man dann später doch wieder Krieg befürchten muß.“

Das Haus Rothschild nützte also die politische Weltlage, um dank seiner besseren und schnelleren Orientierung an den Börsen Differenzgeschäfte zu machen. James war damals durch die einander so schnell folgenden, widersprechenden Nachrichten alarmiert. Salomon hatte ihm insgeheim mitteilen lassen, daß sich offenbar große Entschlüsse in Verona vorbereiteten und daß der französische Staat dabei die Hauptrolle spielen werde. Es wäre sehr vorteilhaft, wenn James sich in eigener Person in Verona einfände. Rasch entschlossen trat dieser die Reise an, und schon am 22. November führte Salomon seinen Bruder James bei Gentz in Verona ein. Tags darauf waren beide bei Fürst Metternich zu Tisch.

Wenige Tage später, am 26. November, wollte Salomon, da ja James anwesend war, die Gelegenheit zu einer Reise nach Wien benutzen, und eben hatte ihm Gentz einen Geheimbericht über den Kongreß und mehrere Briefe zur Besorgung nach Wien gebracht, als eine Estafette aus Rom die bevorstehende Ankunft des dritten Bruders Carl aus Neapel meldete. Salomon verschob seine Reise um zwei Tage, und die drei Rothschild konnten sich nun über die neapolitanischen und spanischen Angelegenheiten und die voraussichtlichen Ergebnisse des Kongresses gründlich aussprechen, worauf Salomon und James die Rückreise antraten.

Der Nachrichten, die Salomon zu Beginn des Kongresses von Verona nach Wien gesandt hatte, waren so viele gewesen, daß die umfangreichen Rothschildschen Poststücke dem Posthalter in Schärding auffielen und er sich verpflichtet fühlte, die Staatskanzlei auf diesen ungewöhnlich großen Verkehr aufmerksam zu machen. Natürlich hatte er damit wenig Glück, denn zahlreiche Briefschaften waren ja den Rothschildschen Kurieren von Metternich und Gentz selber anvertraut worden.

Die Beschlüsse des Kongresses wurden schließlich doch zum Ausgangspunkt einer bewaffneten französischen Intervention in Spanien. Äußerlich spielte sich der Kongreß sehr glänzend und für die große Welt eindrucksvoll ab. In der antiken Arena Veronas vereinte ein prachtvolles Fest alle Anwesenden.

Rossini, damals in der fruchtbarsten Zeit seines Schaffens, begeisterte alle Teilnehmer des Kongresses mit den Melodien seinen Opern. Salomon kannte Rossini schon von Wien her, brachte ihn in Verona mit James zusammen und schuf so den Ausgangspunkt für eine Freundschaft, die die beiden, insbesondere im letzten Jahrzehnt ihres Lebens, in Paris vereinen sollte.

In Verona besorgte Salomon auch die persönlichen Ausgaben des Fürsten Metternich — 16370 Lire —, wie denn<sup>6</sup> das Haus Rothschild alle in Verona ausgegebenen Gelder theils aus Frankreich, theils von den verschiedenen Plätzen des Lombardisch-venezianischen Königreiches herbeigeschafft hatte.

Immer enger wurden die Beziehungen Österreichs zu diesem Hause, und die leitenden Staatsmänner konnten kaum mehr nein sagen, wenn ihnen ein Mitglied desselben mit einer Bitte nahte.

Am 30. September war ein Gesuch Nathans aus London bei der Kommerzhofkommission eingelaufen, in welchem er um seine Ernennung zum österreichischen Generalkonsul in London bat und darauf hinwies, daß er nicht nur allen in seiner Amtsinstruktion vorgeschriebenen Obliegenheiten, vorzüglich in Unterstützung österreichischer Seefahrer, und zwar ohne alle Entschädigung pünktlich nachgekommen, sondern auch in London der einzige Konsularvertreter einer fremden Macht sei, der nicht Generalkonsul wäre.<sup>7</sup> Er versprach dabei, auch in Zukunft das österreichische Handelsinteresse auf das genaueste wahrzunehmen und ebenso alle ihm zukommenden Aufträge auf das pünktlichste zu besor-



gen. Die Kommerzhofkommission befürwortete das Ansuchen wärmstens, worauf Metternich beim Kaiser Folgendes in Antrag brachte:

„Besagter Rothschild bekleidet schon seit längerer Zeit das Amt eines österreichischen Consuls in London zur allgemeinen Zufriedenheit seiner Oberen und mit einer Uneigennützigkeit, die selbst persönliche Opfer nicht scheuet, so oft es sich um das Ansehen und das Beste des Allerhöchsten Dienstes handelt. Die Verdienste seines Hauses um den Kaiserstaat sind Euer Majestät überdies huldreich bekannt, und das Mißverhältnis, worin ihn sein dermaliger Rang zu den übrigen Handelsagenten fremder Mächte zu London, die meist mit dem Charakter von Generalconsuln bekleidet sind, notwendig versetzt, kann auf sein ämtliches Ansehen nur nachteilig einwirken.“

Metternich verwies auch darauf, daß James in Paris den Titel bereits besitze, und so gab denn Kaiser Franz dem Antrag statt. Nathan genoß nun dieselbe Stellung in London wie sein Bruder in Paris. Dort lag damals das Hauptgewicht der Rothschildschen Unternehmungslust. Der Kampf der Meinungen für und gegen die Intervention in Spanien beherrschte noch immer die Gemüter. Da sich England hierbei in scharfen Gegensatz zu den konservativen Kreisen in Rußland, Österreich und Frankreich stellte, so mußte sich mit der Zeit auch im Rothschildschen Hause ein Zwiespalt ergeben. Salomon war ganz im Fahrwasser Metternichs und seiner Politik der Legitimität. Amschel trat weniger hervor, mußte aber schon der Frankfurter Judenfrage wegen der Richtung seines Beschützers Metternich folgen, und James in Paris war mit dem Leiter des Ministeriums, dem Grafen von Villèle, so liiert und sah in dieser Verbindung solche Vorteile, daß auch er mit der auf dem Festlande übermächtigen konservativen Gruppe zu gehen gezwungen war. Auch Carl in Neapel war von Österreich abhängig, und so hatte denn

Nathan im liberalen England seinen vier Brüdern auf dem Festlande gegenüber eine heikle Stellung. Für seine Person wollte er als naturalisierter Engländer und als Bankier des reichsten Staates der Welt dessen Politik im weitestgehenden Maße folgen. Er mußte auch so handeln, da er sonst in Kürze die Verbindung mit der britischen Regierung und damit alle Möglichkeit weiterer großer Geschäfte hätte verlieren müssen.

Seitdem die großen Kontributionsgeschäfte in Paris abgewickelt waren, hatte es James verstanden, sich mit dem bourbonischen Hofe und vor allem mit dem leitenden Minister, Grafen von Villèle, gut zu stellen. Mannigfache finanzielle Dienstleistungen und Gefälligkeiten für einflußreiche Personen halfen ihm, seine Stellung zu stärken. James hatte bald nach seiner Ernennung zum Generalkonsul das prächtige Palais Fouchés, des einstigen Polizeiministers Napoleons, bezogen, und der Glanz seiner Haushaltung erhöhte noch sein Ansehen. Noch war er freilich Junggeselle und daher in seinen gesellschaftlichen Darbietungen beengt, aber dafür war es leichter, in die exklusiven Zirkel vorzudringen, die sich zum Teil immer noch heftig gegen den jüdischen Eindringling wehrten und ihm nur dann Einlaß gewährten, wenn es ein persönliches Interesse als geboten erscheinen ließ. Aber das besserte sich mit dem wachsenden Reichtum allmählich. Auch kam James zugute, daß die großen Pariser Bankiers der damaligen Zeit, entweder wie Laffitte und Casimir Périer liberal, ja fast revolutionär eingestellt, oder wie Delessert, Mallet und Hottinguer zu ängstlich waren, um riskante Unternehmungen großen Stils einzuleiten.

Seit dem Jahre 1823 öffnete James Villèle seine Kassen und erklärte sich bereit, ihm in seinen staatsfinanziellen Nöten und Verlegenheiten, freilich gegen guten Gewinn, beizustehen. Als erstes großes Geschäft mit dem französischen Staatsschatz übernahm James den Verkauf von sechsproz.

königlichen Schatzbons. Als Ende Januar 1823 der Feldzug gegen Spanien doch beschlossen wurde, gab James Villèle zu verstehen, daß er bereit wäre, die große Anleihe, deren Aufnahme von der Kammer bewilligt war, zustande zu bringen. Villèle schwebte dabei das Beispiel Österreichs in Neapel vor. Rothschild sollte auch da die Geldmittel für die spanische Intervention durch entsprechend negozierte spanische Anlehen für Frankreich wieder einbringen.

Im Grunde war aber James ebensowenig wie Villèle für eine kriegerische Operation in Spanien eingenommen, die seine finanziellen Pläne und Geschäfte empfindlich stören konnte. Sein Gedankengang ist aus einer aufgefangenen Korrespondenz mit einem spanischen Bankier namens Bertran de Lis zu ersehen, der im Verein mit den Liberalen darauf hinarbeitete, das spanische Ministerium zu stürzen, um noch in letzter Stunde das französische Einschreiten zu vermeiden. Das spanische Ministerium San Miguel hatte sich angesichts der französischen Bedrohung von den Cortes Vollmacht geben lassen, seinen Amtssitz und des Königs Residenz zu verlegen. Der König hätte die Regierung gerne entlassen, mußte aber davon unter der Drohung erregter Volksmassen wieder abstehen. Wäre des Ministeriums Sturz von anderer Seite durchzusetzen gewesen, so hätte man dies Frankreich vielleicht als Anzeichen der Besserung darstellen und es von seinem Vorgehen abhalten können. Bei dieser Lage der Dinge setzt ein Brief des Rothschildschen Vertrauensmannes in Madrid ein: „In diesem Moment“, schrieb Bertran de Lis an das Haus Rothschild nach Paris<sup>8</sup>, „stehen wir im Kampfe, um das Ministerium zu stürzen und an dessen Stelle Persönlichkeiten zu setzen, die das Staatsschiff besser lenken können. Ich bin überzeugt, daß wir das erreichen, deswegen möchte ich wünschen, daß Sie dies alles Ihrer Regierung vortragen, damit sie alle Feindseligkeiten einstelle. Ich verlange das in der Voraussetzung und dem Glauben, daß man eine

für beide Nationen ehrenvolle und für die bedrohte Ruhe ganz Europas vorteilhafte Lösung wird finden können. Ich hoffe, daß Sie so viel als möglich dazu beitragen werden. Wenn Sie aber sehen, daß nichts zu erreichen ist, und daß der Bruch bevorsteht, hoffe ich, daß Sie mir auf meine Kosten einen Kurier senden werden, damit mir diese Nachricht als besonderer Kompaß bei der Abwicklung meiner Geschäfte dienen kann.“

Derselbe Korrespondent versuchte in der Folge auf verschiedenen Wegen wichtige politische und geschäftliche Nachrichten an James zu senden; doch wurden sie offenbar aufgefangen; sie gelangten nicht an ihre Adresse. Erst ein Brief vom 29. März 1823 scheint mehr Glück gehabt zu haben. „Da es unser Wunsch ist,“ schrieb Bertran de Lis<sup>9</sup>, „den Krieg zu vermeiden, um die projektierten Handelsgeschäfte durchzuführen, halte ich es für angezeigt, Ihnen die Mittel bekanntzugeben, die Ihre Regierung meiner Ansicht nach zu diesem Zwecke ergreifen sollte. Eines davon wäre, die Invasion und jede feindliche Bewegung einzustellen, bis neue Minister ihr Amt angetreten haben . . . So könnten wir vielleicht zu einem beide Nationen befriedigenden und für beide vorteilhaften Einvernehmen gelangen, das uns ebenfalls Vorteile bringen würde, sowohl allgemeine, als solche, die wir speziell in unseren Geschäften davontragen könnten.“ Der Briefschreiber ging dann des näheren auf die damalige Situation in Spanien ein und schloß seine Ausführungen mit der Mahnung: „Es ist auch notwendig, alle Klugheit und Vorsicht in der Korrespondenz walten zu lassen; denn es wäre mir, wäre ich in dieser Angelegenheit nur durch die Rechtlichkeit meiner Gefühle bezüglich des Zusammenhangs der öffentlichen Angelegenheiten mit meinen persönlichen geleitet, sehr peinlich, mich kompromittiert zu sehen . . .“

Diese guten Ratschläge konnten nicht verhindern, daß die Korrespondenz von Royalisten aufgefangen und Kopien da-

von auch Metternich in Wien zur Kenntniss gebracht wurden. Dieser war höchst aufgebracht darüber, daß einer der Rothschild, die sonst immer so konservativ taten und jede Verbindung mit Liberalen leugneten, plötzlich solcher Beziehungen überwiesen wurde. Gentz bekam den Auftrag. Salomon zur Rede zu stellen. Dieser mußte sich drehen und wenden, um eine Ausrede zu finden, und Gentz vermerkte damals in seinem Tagebuche: „Zuvor hatte ich eine kleine Erklärung mit Rothschild über die unbegreifliche Geschichte seines Bruders in Paris, der auf einmal als Zwischenhändler zwischen den französischen Ministern und einem revolutionären Bankier in Madrid erscheint.“<sup>10</sup>

Indessen war es mit der französischen Intervention in Spanien doch ernst geworden. Am 7. April 1823 überschritt des Königs Neffe, der Herzog von Angoulême, die spanische Grenze. Ohne Widerstand zu finden, drang er auf seinem Vormarsch gegen die Hauptstadt Madrid bis tief ins Innere des Landes vor. Es war Villèles Aufgabe, die von der französischen Armee benötigten Geldsummen bereitzustellen, und James Rothschild beeilte sich, dem Minister nun, da einmal die Würfel gefallen waren, seine Dienste anzubieten. Er begann damit, dem Minister einen Kreditbrief für den Herzog von Angoulême auf ein der Firma Rothschild nahestehendes Bankhaus in Madrid zu überreichen.

Villèle übersandte das Dokument dem Herzog. „Es ist dies“, schrieb er in dem Begleitbrief<sup>11</sup>, „mehr eine Höflichkeit, aber ich glaubte, Rothschild, der uns seit unseren finanziellen Verlegenheiten sehr nützlich war und ist, durch die Nichtannahme vor den Kopf zu stoßen. Rothschild will, sobald die Armee (in Madrid) einmarschiert sein wird, einen Commis oder vielleicht einen seiner Brüder hinsenden. Ich bitte Euer königliche Hoheit, diesem Bankhause ganz besondere Protektion angedeihen zu lassen, da dessen Intervention uns in Zukunft sehr nützlich sein kann, und zwar sowohl hinsichtlich



des finanziellen Dienstes für die Armee, als auch hinsichtlich der spanischen Anleihe, wenn man diese nützlicher Weise in Angriff nehmen kann.“

Angoulême dagegen war nicht der Ansicht Villèles, daß jener Kreditbrief bloß als ein Höflichkeitsakt zu werten sei. „Ich denke,“ antwortete er, „daß es sehr nützlich wäre, die Mittel und Wege in Anspruch zu nehmen, die Rothschild hat, um in Madrid Gelder flüssig zu machen.“ Er hielt dies für kürzer und ökonomischer, als die Gelder von Frankreich nachschicken zu lassen. Mit der von Villèle empfohlenen rücksichtsvollen Behandlung der Rothschild, die zeigte, daß der Minister von den Österreichern in Neapel gelernt hatte, war Angoulême völlig einverstanden. Damit saß James fest im Sattel und konnte seine Maßnahmen unter dem Schutze der beiden damals mächtigsten Männer Frankreichs treffen. Allerdings legte Villèle dabei ein gewisses Mißtrauen gegen die Bankiers an den Tag, in denen er vor allem beutelüsterne Geldjäger sah. Der Herzog war inzwischen — am 23. Mai — ungehindert in Madrid einmarschiert. Er setzte eine Regentschaft ein, die bis zur Befreiung des Königs aus den Händen der Cortes in gemäßigt absolutistischem Sinne herrschen sollte. Sie schlug aber, trotz ihrer Abhängigkeit von den französischen Truppen, bald alle Ratschläge der Weisheit und Mäßigung in den Wind. Um ihre leeren Kassen zu füllen, bemühte sie sich bei dem im Gefolge der Franzosen nach Madrid gekommenen Ouvrard und einem Agenten des Hauses Rothschild Geld aufzunehmen. Villèle mahnte Angoulême, der Regentschaft dabei nicht freie Hand zu lassen. „Denn“, schrieb er<sup>12</sup>, „wenn sich irgendwo im Lande ein Leichnam findet, strömen die Beutegeier zusammen, um ihn zu verschlingen.“ Damit waren die Bankiers, Rothschild nicht ausgenommen, gemeint, die zweifellos der Regentschaft ungünstige Anleihen angeboten hätten.

Die Cortes hatten den spanischen König inzwischen nach

Cadix verschleppt, und Angoulême schickte sich an, diese Stadt zu belagern und den König zu befreien. „Der Schlüssel der ganzen Frage“, schrieb Villèle an den Herzog<sup>13</sup>, „liegt in Cadix. Man muß den König halb mit Gewalt, halb mit Verhandlungen den Aufständischen entreißen. Euer Hoheit wissen, daß Ihnen Seine Majestät zum Erreichen dieses Spieles *carte blanche* gegeben hat, unsere Reservekassen voll sind und jeder Ihrer Anforderungen zu entsprechen haben. Überdies können aber Euer Hoheit mit dem Kreditbrief, den ich Ihnen gesandt habe, auf das Haus Rothschild in London für Zahlungen an jene, die den König ausliefern, Wechsel in beliebiger Höhe ziehen.“

Um all diesen großen Ausgaben gerecht zu werden, verhandelte Villèle schon seit längerer Zeit wegen Unterbringung einer größeren französischen Anleihe. Zunächst empfand der Minister die Abhängigkeit vom Hause Rothschild noch lästig und schrieb dem Herzog einmal unmutig<sup>14</sup>: „Obwohl ich die Art und Weise nur loben kann, mit welcher Herr Rothschild uns während meiner Verlegenheiten gedient hat, wünsche ich doch durch die Verwirklichung unserer Anleihe aus den Händen dieser Leute zu entkommen.“ Aber die nüchterne Wirklichkeit sah anders aus. Villèle sollte durch diese Anleihe, die in der Höhe von 23 Millionen Francs öffentlich aufgelegt wurde, dem Hause Rothschild enge verbunden werden. Bei der öffentlichen Konkurrenz, an der vier Bankhäuser teilnahmen, bot Rothschild, von seinem Bruder Nathan ermutigt, 89,55%, während das höchste Konkurrenzangebot 87,75% betrug. Die Wichtigkeit, die dem Abschluß dieses Geschäftes von seiten des Hauses Rothschild beigemessen wurde, kann durch nichts augenfälliger gemacht werden als dadurch, daß nicht nur Nathan aus London, sondern auch Salomon aus Wien und Amschel aus Frankfurt dazu herbeige-eilt waren. Beide Teile freuten sich des Gelingens, auch Villèle, der für das mitten in einer Unternehmung, wie der spanischen,

stehende, mit einer auswärtigen Schuld von 400 Millionen Francs belastete Frankreich solche Bedingungen kaum erhofft hatte.<sup>15</sup> Begeistert meldete er dem Herzog am 11. Juli<sup>16</sup>, daß die Rente an jenem Tage schon auf 91,25 stehe und die Anleihe daher bereits  $2\frac{1}{3}\%$  gewonnen habe. Die vier Brüder taten alles zur Erweiterung des Marktgebietes dieser französischen Anleihe in Europa. Villèle war stolz, daß er einen so hohen Übernahmskurs erreicht hatte, und erklärte, wie er dazu gekommen war: „Herr Rothschild, bei dem der König von Portugal eine Anleihe von 25 Millionen Francs erbeten hat, war höflich genug, dazu die Erlaubnis des Königs Ludwig XVIII. zu erbitten, bevor er einwilligte. Ein Beispiel, wie die Geldmächte sich bemühten, sich in Politik zu mischen. Im übrigen haben wir Rothschild von London, Rothschild von Wien, Rothschild von Frankfurt und Rothschild von Paris hier, das hat nicht wenig dazu beigetragen, mir das nötige Vertrauen einzuflößen, um den Minimalpreis auf 89,5% festzusetzen.“

Villèle meinte ganz besonders klug abgeschlossen zu haben, und doch wurde diese Anleihe, die fortgesetzt stieg und schon am 12. Februar 1824 den Parikurs erreichte, durch kluge Ausnutzung eine neue, reich fließende Geldquelle für das begebende Haus.

Zur selben Zeit kam Villèle auf seinen Plan zurück, der Herzog solle durch ein geschicktes Ultimatum die Befreiung des Königs von Spanien und seiner Familie verlangen. Er solle, riet Villèle, dabei nur tüchtig mit Geld arbeiten<sup>17</sup>, und sich Monsieur Belin, den Agenten des Hauses Rothschild in Madrid, mit einem unbegrenzten Kredit zur Verfügung stellen lassen, um auf das Haus Rothschild in London Wechsel in jeder Höhe ziehen zu können. James willigte ein, daß sein Agent den Herzog, wenn er Madrid verließ, begleitete. Belins Unterschrift genüge, um Summen in jeder Höhe, die sonst zu beziehen namenlose Schwierigkeiten gemacht hätte, verfüg-

bar zu machen. Ohne seine Mithilfe wäre die Befreiung des Königs auf dem Wege der Bestechung nicht möglich. „Dieser Mann“, schrieb Villèle dem Herzog über Belin, „ist persönlich von der Mehrzahl jener gekannt, die man gewinnen muß, und es ist für sie viel verführerischer, in London im geheimen den Preis für ihre Infamie zu beziehen, als diesen in Goldstücken zu erhalten und auf ihre Gefahr aus einer von allen Seiten eingeschlossenen Stadt wegbringen zu müssen.“

Nach alledem vergaß Villèle, wie er sich noch kurz vorher über die Rothschild geäußert hatte, und er bediente sich in ausgedehntem Maße der bequemen Dienste des Hauses daheim und in Spanien. „Euer Hoheit“, schrieb er dem Herzog<sup>18</sup>, „kann sich des Geldes des Hauses Rothschild für alle finanziellen Bedürfnisse bedienen, die der Dienst der Armee oder Verhandlungen nötig machen würden. Für letzteren Fall könnten auch die Bankbeziehungen seines Agenten mit den ersten Bankhäusern von Cadix Ihnen nützlich sein.“ Er beruhigte sich selbst darüber, daß er Angoulême mit Rothschild so eng zusammenbrachte. „Bank und Handel“, schrieb er, „sind Freunde des Friedens, nur wünschen sie diesen stets auch auf Kosten der Ehre; aber mit dem Gegengewicht der Gesinnungen und Gefühle Eurer Hoheit braucht man sich nicht zu fürchten, diese Herren intervenieren zu lassen.“

Die Dinge in Spanien nahmen den von Frankreich gewünschten Verlauf. Am 23. Juni 1823 stand der Herzog angriffsbereit vor Cadix. Die die Stadt umgebenden Forts wurden bald genommen. Zum Sturm auf die Stadt selbst kam es nicht mehr. Der Ratschläge Villèles eingedenk ließ der Herzog die Gelder des Hauses Rothschild spielen: auf fast 2 Millionen Francs beliefen sich die Anweisungen auf Nathan Rothschild zugunsten verschiedener Mitglieder der Cortes und der Personen, die den König gefangen hielten.

Als die Lage in Cadix militärisch hoffnungslos geworden war und die mit Geld Gewonnenen Aufstände in der Garnison

hervorriefen, lösten sich die Cortes endlich auf und gaben den König frei. Man hatte ihm allerdings vorher ein Dokument mit allen möglichen Versprechungen für eine gemäßigte, der Verfassung entsprechende Regierungsweise abgerungen, war aber von vornherein überzeugt, daß er sie nicht halten würde. So war der König von Spanien nicht zuletzt dank der mächtigen Hilfe des Hauses Rothschild aus den Händen seiner eigenen, zur liberalen Partei gehörenden Untertanen befreit worden, und auch der Herzog hatte es nicht zuletzt dem Bankhaus zu verdanken, daß er nach rascher Überwindung aller Schwierigkeiten als erfolgreicher Führer nach Paris heimkehren konnte. Die Dienste, die das Haus der französischen Regierung geleistet hatte, erhöhten dessen Ansehen bei Hof und bei Villèle in ungeahntem Maße. James begann sich mit Luxus zu umgeben und Wissenschaft und Kunst zu fördern; er richtete sein Hotel in der Rue de Laffitte Nr. 40 prächtig ein. Nun erhielt er auch das Kreuz der Ehrenlegion.

Mit Spanien verhielt es sich nach der Intervention zu Metternichs Freude genau so wie mit Neapel. Das absolute Königtum wurde unter grimmiger Verfolgung der Liberalen wieder eingeführt. Die Verfassung verschwand. Die römische Inquisition arbeitete wieder, und man schoß weit über das Ziel hinaus, das das französische Kabinett durch seine Intervention hatte erreichen wollen. Die neue absolute Regierung Ferdinands hatte die gleichen finanziellen Sorgen wie die vorige, und der König wandte sich an den Monarchen Frankreichs mit dem Hinweis, das Werk sei noch nicht vollendet, noch fehle die finanzielle Grundlage in Gestalt einer Anleihe. Villèle wandte sich an James Rothschild, und dieser bot im Verein mit Nathan und den britischen Bankherren Baring und John Irving eine Anleihe von 120 Millionen Piaster<sup>19</sup> zum Übernahmskurs von 60% an. Die Bankiers verlangten aber die Verpfändung aller kolonialen Einkünfte Spaniens, die als einzige durch den Bürgerkrieg wenig



gelitten hatten, und überdies eine formelle Garantie Frankreichs. Es kam vorerst nicht zum Abschluß, da Villèle den Antragstellern antwortete<sup>20</sup>, er müsse sich vor allem seine Pflichten gegenüber Frankreich selbst vor Augen halten. Insbesondere könne er in eine Garantie Frankreichs nicht einwilligen, ohne dessen politische und finanzielle Interessen zu gefährden. Doch wolle er gern der spanischen Regierung anraten, Ordnung in ihre Verwaltung und Mäßigung in ihre Politik zu bringen, um Vertrauen für dergleichen Abmachungen zu schaffen. Das waren schöne Worte, aber keine Sicherheiten für rechnende Geschäftsleute. Darum zogen sich diese von dem Projekt zurück.

Dem Verlauf dieser Ereignisse waren Metternich und Gentz aufmerksam gefolgt. Das Verhältnis Rothschilds zu Gentz war womöglich ein noch innigeres geworden, und Gentzens Aufrichtigkeit in seinem Tagebuch wird durch nichts besser dokumentiert als durch die Eintragungen am 6. und 9. Jan. 1823: „Besuch von Rothschild in Wien. Alles steht vortrefflich und Geld über Geld. — 9. Januar. Von Rothschild die Nachricht von einer russischen Anweisung von 1000 Dukaten erhalten.“

Rothschild unterließ nicht, den Reichtum und die Macht der Familie bei Gentz ins hellste Licht zu setzen. Am 13. Jan. 1823 unterhielt er ihn über eine Stunde lang über den Stand seines Hauses und seines großen Vermögens und teilte ihm hierüber „sprechende und höchst interessante Dokumente“ mit. In der Tat war das Bankhaus so sehr erstarkt, daß es nun daran ging, Geschäfte größten Stils, an denen es bisher gewöhnlich andere Häuser wie Gontard und Parish teilnehmen ließ, in voller Selbständigkeit abzuschließen. Vielleicht hatten die Brüder Kenntnis davon erlangt, daß der österreichische Finanzminister damals wieder Anlaß hatte, ihrer zu gedenken. Kurz zuvor hatte nämlich England in Wien die Bezahlung alter Schuldforderungen dringend gefordert. Das schien wie-

der die Dienste Salomons und Nathans nötig zu machen. Metternich und Gentz waren also zu jener Zeit zu Gefälligkeiten bereit, besonders zu solchen, die dem Staat nichts kosteten. Nach einer Gelegenheit dazu brauchten sie nicht erst zu suchen. Denn seit Jahr und Tag machte Salomon in Gemeinschaft mit Börne Gentz „mit der fatalen Frankfurter Judensache den Kopf warm“.<sup>21</sup>

Die wachsende Macht des aus Frankfurt hervorgegangenen Hauses Rothschild, mit dem die meisten großen Staaten in Beziehung standen, steifte der Frankfurter Judenschaft den Rücken. Sie forderte nunmehr als ihr Recht, worum sie vormals bescheiden gebeten hatte. Während Salomon Gentz und Metternich drängte, den Juden seiner Heimatstadt zu helfen, schürten seine Frankfurter Glaubensgenossen unablässig gegen die Person des ihnen nicht geneigten Gesandten und Präsidenten des Bundestags, Grafen Buol, und dies hatte endlich den Sturz Buols zur Folge. Seine Abberufung bedeutete für das Haus Rothschild einen großen Sieg. Buols Nachfolger wurde Freiherr von Münch-Bellinghausen, der die Weisung erhielt, die Angelegenheit der Juden möglichst bald zu erledigen, da es die Absicht Österreichs sei, gerechte und billige Forderungen der israelitischen Gemeinde zu unterstützen. Amschel Meyer Rothschild zeigte seine Freude in etwas überstürzter Weise. Am Tage des Eintreffens des neuen Bundestagspräsidenten gab Rothschild ein großes Diner, zu dem alle Gesandten geladen waren. „Es wäre mir angenehmer gewesen,“ meldete Münch an Metternich<sup>22</sup>, „wenn ich nicht damit hätte debütieren müssen, aber nachdem es schon arrangiert war, glaubte ich nicht den Precieusen machen zu dürfen; zudem lernte ich noch vor der Sitzung alle Gesandten kennen.“

Nun kam in die Behandlung der Angelegenheit ein schnellerer Fluß. Münch-Bellinghausen folgte den Gedankengängen Metternichs in ganz anderer Weise wie Buol, und im August

des Jahres 1824 kam die Sache zu einem für die Juden sehr erfreulichen Abschluß. Freilich blieben trotz allem noch viele einschränkende Bestimmungen aufrecht. So waren<sup>23</sup> jährlich nur fünfzehn jüdische Ehen gestattet. Jeder Jude durfte nur ein Haus besitzen, und auch der Handel wurde noch nicht aller Fesseln ledig. Die Juden galten aber doch fortan als „israelitische Bürger“; es gab kein Ghetto mehr, und die Bewegungsfreiheit innerhalb der Stadt war voll gewährleistet. Sie empfanden diese Errungenschaften als einen Sieg, und Rothschild gab zu dessen Feier am 3. September ein Diner, zu dem außer den Bundestagsgesandten auch die beiden Bürgermeister der Stadt geladen waren. Sie erschienen jedoch nicht, weil ihnen, wie Schwemer sagt, zu einem Freudenfest die Stimmung fehlte.<sup>24</sup> Nun erst wurden die Obligationen aus jenem Dalbergschen Vertrage zur Befreiung der Judenschaft im Jahre 1811 voll zur Auszahlung gebracht. Auch dies zeigte, daß sich diese befriedigt fühlte. So wurden durch schiedsrichterlichen Spruch der Bundesversammlung die seit acht Jahren anhängigen, die Judenfrage betreffenden Streitigkeiten endlich gelöst. Rothschild hatte das größte Verdienst dabei. Sowohl die Stadt wie auch die Juden statteten dem Freiherrn von Münch durch Deputationen ihren Dank ab, und der Gesandte beeilte sich, dies Metternich zu melden, da er das Interesse, welches der Kanzler daran nahm, kannte. Man wußte wohl in Österreich, warum man sich für die Frankfurter Juden einsetzte. Schon seit dem Frühjahr 1822 verhandelte Graf Stadion zur Deckung des für die Jahre 1822 und 1823 vorausberechneten Defizits von 20 Millionen Gulden wegen eines Kredits mit den Unternehmern der letzten österreichischen Anleihe, Rothschild und Parish. Diese hatten sich zuerst zur Übernahme von 20 Millionen zu 67, dann zu 68,5% bereit erklärt, doch fand dies Graf Stadion, der nach verschiedenen Erfahrungen der letzten Zeit bei solchen Dingen vorsichtiger und kritischer geworden war,

zu unvorteilhaft oder, wie er sich ausdrückte, „lästig“.<sup>25</sup> Er sah sich daher nach anderen Bewerbern um, und es geschah der österreichischen Regierung zum ersten Male, daß sich tatsächlich deren mehrere fanden. Stadion wollte zunächst nur 12 Millionen Gulden aufnehmen und schrieb als Bewerbungstermin den 14. April 1822 aus, bis zu welchem Tage die Anträge vorzulegen waren. Der Pariser Bankier Fould erbot sich als Vertreter einiger Pariser Häuser, an deren Spitze Laffitte stand, die zwölf Millionen zu einem Kurse von 69 zu übernehmen. Parish und Rothschild boten in einem neuen Antrage  $69\frac{1}{2}$  und das Wiener Handelshaus Geymüller  $72\frac{3}{4}$ . Für den 13. April war eine Ministerkonferenz einberufen, die über die Anträge entscheiden sollte. Salomon Rothschild war besonders daran gelegen, gegebenenfalls auch unter Ausschaltung Parishs, mit dem er in letzter Zeit mehrfache Meinungsverschiedenheiten gehabt hatte, die Anleihe zu erhalten. Denn das bot wieder die erwünschte Gelegenheit, den Vorteil der Niederlassung seines Hauses in den wichtigsten Finanzzentren Europas durch Verkauf der Effekten auf diesen Märkten gründlich auszunutzen. Durch Gentz vernahm er, daß andere Häuser nicht nur mitkonkurriert, sondern auch höher geboten hätten. Darum entschloß er sich, an Stadion zu schreiben. Als der Finanzminister sich am 13. April zur angesagten Staatskonferenz begab, erhielt er knapp vor dem Betreten des Beratungszimmers ein Schreiben vom Hause Rothschild, in welchem dieses allein zeichnete. Es erklärte darin, in jedem Falle für die hinauszugebende Schuldverschreibung  $\frac{1}{2}\%$  über dem von den Meistbietenden angetragenen Übernahmspreis zu bieten.

Die Konferenz beschloß zunächst, daß nicht die von Stadion gewünschte geringere Summe, sondern gleich zwanzig Millionen Gulden aufgenommen werden sollten. Dann gelangte zur Beratung, ob man auf die nachträgliche Erklärung Rothschilds Rücksicht nehmen solle oder nicht. Die Konferenz

war sich darüber einig, daß das Rothschildsche Schreiben das Gepräge der Unregelmäßigkeit an sich trug. Alle Bewerber waren aufgefordert worden, ihre Erklärung bis zum 12. April versiegelt zu überreichen. Das hatte auch Rothschild im Verein mit Parish getan und war dabei hinter dem Antrag Geymüllers zurückgeblieben. Erst tags darauf war das allerdings auch vom 12. datierte Schreiben Stadion überreicht worden. „Die Unregelmäßigkeit dieses Verfahrens“, hieß es in dem Konferenzprotokoll, „liegt also in der Versäumung des allen Darlehenswerbern festgesetzten Termins zur Eingabe ihrer Erklärung, welche Rothschild offenbar durch eine Antedatierung zu bemänteln suche und dann in der Unbestimmtheit des Antrages selbst.“

Metternich und Graf Zichy waren der Meinung, man solle Rothschilds Antrag zwar nicht annehmen, aber auch nicht gerade zurückweisen, sondern die Sache neu einleiten. Fürst Metternich äußerte mit Bezug auf den französischen Bankier Laffitte, den er liberaler Gesinnungen verdächtigte, das Bedenken, daß er damit ganz andere Absichten als bloßen Geldgewinn verfolge. Er betonte, daß der Antrag des Hauses Geymüller bei ihm die gleichen Bedenken hervorrufe, da es möglich sei, daß Laffitte damit in Verbindung stehe. Während also Metternich für das Haus Rothschild eintrat, rückte Stadion von diesem ab und blieb bei seiner Ansicht, es sei von Rothschilds nachträglicher Erklärung kein Gebrauch zu machen und der Antrag des Hauses Geymüller als der günstigste der rechtzeitig vorgelegten anzunehmen.

Stadion hielt es im finanziellen Interesse des Staates für geboten, bei einer Unterhandlung auf dem Wege der Konkurrenz die Regelmäßigkeit in der Form aufrechtzuerhalten, was nicht geschehen würde, wenn man Rothschilds nachträglicher Erklärung Gehör gäbe. „Zum ersten Mal“, betonte er, „sei die erfreuliche Erscheinung für die Finanzverwaltung eingetreten, daß sich zu einem Anlehensgeschäfte mehrere Kon-



kurrenten gemeldet haben. Sie werden wiederkehren und in der Folge vielleicht noch zu günstigeren Resultaten benützt werden können, wenn in dem gegenwärtigen Falle der Beweis hergestellt wird, daß nachträgliche Propositionen keinen Eingang finden. Würde man aber heute in dem entgegengesetzten Sinne handeln, so sei vorauszusehen, daß man in der Folge vergebens auf eine wahre Konkurrenz rechnen und den vielleicht erzielbaren augenblicklichen Vorteil durch spätere Nachteile teuer bezahlen werde . . .“ In bezug auf die gegen Laffittes Person gemachte Einwendung bemerkte endlich Graf Stadion, daß er auf keine Weise gehindert werden könne, bei einem Anleihegeschäft als stiller Teilnehmer zu erscheinen, daß man folglich über diese Besorgnis, auch wenn es mit Rothschild zum Abschluß käme, nicht beruhigt sein würde.

Da die geäußerten Meinungsverschiedenheiten nicht überbrückt werden konnten, verlief die Konferenz ohne Ergebnis. So mußte denn der Kaiser entscheiden, was praktisch freilich auf die Willensmeinung Metternichs hinauslief.

In einem Kabinettschreiben<sup>26</sup> entschied der Kaiser: für die Frage, ob man 12 oder 20 Millionen aufnehmen solle, sei die Lage der politischen Verhältnisse vorzugsweise zum Richtpunkt zu nehmen und in dieser Hinsicht mit Metternich das Einvernehmen zu pflegen. Im übrigen solle ein neuer Termin für die Einbringung von Anträgen festgesetzt werden mit dem Bedeuten, daß nachträglichen Offerten keine Folge zu geben sei.

So verging noch ein Jahr, bis die neue große österreichische Staatsanleihe zur Tatsache wurde. Im April 1823 berechnete man das Defizit bis Ende des Verwaltungsjahres 1824 auf nicht weniger als 35 Millionen Gulden. Nun entschloß man sich zur Aufnahme einer Anleihe von 30 Millionen. Vier vereinigte Häuser, darunter die Firma Rothschild, machten diese Summe flüssig und übernahmen dafür 36 Millionen fünfproz. Münzobligationen zu 82 Gulden für das Hundert.<sup>27</sup>

Während Österreich in solchen Geldnöten schwebte, hatte die Unternehmungslust seiner Außenpolitik, besonders die in England sehr scheel angesehene Expedition nach Neapel, den Glauben erweckt, Österreich müsse, wenn es für solche Dinge so viel Geld ausgeben könne, wahrhaft blühende Staatsfinanzen haben. Die Opposition im britischen Parlament warf dem Ministerium schon lange vor, daß es alte Schulden Österreichs, die noch aus der Zeit der Revolutionskriege stammten, nicht einfordere. Bevor nämlich das System der englischen Subsidienzahlungen in Geltung kam, hatte Österreich in den Jahren 1795 und 1797 zur Finanzierung seiner Feldzüge zwei Anleihen im Gesamtbetrage von 6 220 000 Pfund in England aufgenommen, die dann im Sturm der Napoleonischen Kriege sozusagen in Vergessenheit gerieten. Mit allen Zinsen und Zinseszinsen war bis zum Kongreß von Verona im Jahre 1822 dieser Betrag schon auf über 23,5 Millionen Pfund angewachsen. Schon in Aachen war man englischerseits wegen der Rückzahlung an Österreich herantreten, aber Metternich hatte sich geweigert, zu zahlen, und alle seit-her geführten Verhandlungen waren ergebnislos geblieben<sup>28</sup>, denn Stadion hatte versichert, wenn England auf seinen Forderungen bestehe, so werde dies unzweifelhaft den völligen Zusammenbruch der so mühsam emporgebrachten österreichischen Finanzen zur Folge haben.<sup>29</sup>

Als sich Metternich in Verona mit seiner Politik zu England in Gegensatz stellte, erinnerte Wellington den Staatskanzler neuerdings auf Drängen seiner Regierung an diese Schuld. Er wollte freilich nicht die ganze obengenannte riesenhafte Summe für sein Land zurückverlangen, sondern ließ Zins und Zinseszins ganz unter den Tisch fallen und gab sich sogar mit einem Kapitalsbetrag von 4 Millionen Pfund zufrieden. Aber diesen Betrag sollte Österreich unbedingt zahlen. Das war noch immer eine sehr bedeutende Summe, die etwa 40 Millionen Gulden Konventionsmünze ausmachte, eine

neue furchtbare Überraschung für Stadion. Metternich fühlte wohl, daß es seine Politik war, die die Erneuerung dieser Forderung heraufbeschworen hatte, und versuchte persönlich mit dem hierzu entsandten britischen Kommissär Sir Robert Gordon zu einer Einigung zu kommen. Verschiedene Lösungen wurden vorgeschlagen und wieder verworfen. Schließlich bot Metternich eine Pauschalsumme von 30 Millionen Gulden fünfproz. Obligationen zu einem Kurse, der die Herabminderung der gesamten Forderung auf rund 2 Millionen Pfund bedeutete. Dann wandte er sich an Salomon Rothschild und bat diesen, durch seinen Bruder Nathan auf die britische Regierung einwirken zu wollen. Salomon beeilte sich, Nathan darüber einen vertraulichen Brief zu schreiben. „Auf diese Proposition“, schrieb er ihm<sup>30</sup>, „hat der britische Minister bisher noch keine Antwort erteilt . . . Es ist wahrscheinlich, daß England den Antrag der österreichischen Regierung nicht sogleich unbedingt annehmen, sondern versuchen wird, noch bessere Bedingungen auf eine oder die andere Art zu erlangen. Wie aber dessen Antwort auch ausfallen möge, so glaube ich, daß die österreichische Regierung von ihrem ersten Antrage nicht abweichen wird . . . Es würde die österreichische Regierung ihren durch eine zweckmäßige und einsichtsvolle Verwaltung sich immer mehr und mehr auf den wahren Standpunkt seiner Größe hebenden Kredit gewaltsam herabdrücken, wenn es anders handelt und eine Summe von so vielen Millionen neuer Staatspapiere mit einem Male in Umlauf setzen wollte.

Du bist selbst Kaufmann und wirst diese Verhältnisse daher am besten zu beurteilen wissen, daher ich es für überflüssig halte, mich darüber weitläufiger zu erklären. — Alles, was ich Dir hier geschrieben habe, hat mir Seine Exzellenz, der Herr Fürst von Metternich, vertraulich mitgeteilt, und es soll Dir nur dazu dienen, Dich von der Lage des Geschäftes zu unterrichten. Du kannst nun allenfalls, aber nur konfidentiell

(denn Du bist nicht offiziell dazu beauftragt) mit dem Lordkanzler der Schatzkammer darüber Rücksprache nehmen und dazu mitwirken, die englische Regierung von der Billigkeit des hier gemachten Antrages zu überzeugen. Da ich Deine Anhänglichkeit für die hiesige Regierung kenne, so bin ich überzeugt, daß Du mir großen Dank wissen wirst, Dir Gelegenheit zu verschaffen, Dich derselben in einer so wichtigen Angelegenheit nützlich und angenehm zu bezeigen, und daß Du mit der gehörigen Klugheit und Umsicht alles anwenden wirst, um die Wünsche derselben zu realisieren. Ich bitte Dich, mir mit umgehender Post den Erfolg Deiner Bemühungen mitzuteilen . . .“

Nathan setzte sich daraufhin mit den Bankhäusern Baring und Reid-Irving und sodann mit der britischen Regierung in Verbindung und erreichte es, daß sich diese mit der Zahlung von  $2\frac{1}{2}$  Millionen Pfund zufriedengab, wogegen die Unternehmer, nachdem sie zuerst mehr verlangt, von der österreichischen Regierung schließlich dreißig Millionen fl. fünfproz. Münzobligationen zu einem den Kurswert etwas übersteigenden Preise von  $82\frac{2}{3}$  zugerechnet erhielten. Stadion ging auf diesen, von den genannten drei Häusern gestellten Antrag ein<sup>31</sup>, und Salomon konnte am 31. Okt. 1823 Folgendes an Metternich berichten<sup>32</sup>: „Durchlauchtigster Herr Staatskanzler! Ich ergreife mit besonderem Vergnügen die sich darbietende Gelegenheit, um Euer Durchlaucht mit der angenehmen Nachricht zu begrüßen, daß es mir und meinen Kommittenten in London nach vielfältigen Bemühungen endlich gelungen ist, das Geschäft mit der englischen Regierung mit der Summe von 30 Millionen Gulden 5%-iger Metalliques-Obligationen zustande zu bringen. Ich habe dadurch das Hochdemselben beim Abschiede gegebene Wort feierlichst gelöst und bin hoch beglückt, diese so lange obschwebende Angelegenheit so ganz nach den Wünschen der Kaiserlichen Regierung haben beenden zu können. Ich habe zwar von

meinem Kommittenten die ausdrückliche Aufforderung erhalten, mich dahin zu verwenden, daß die Regierung Seiner Majestät des Kaisers bei dieser für die Allerhöchsten Finanzen so äußerst vorteilhaften Negoziation eine Provision von 2–3% für die Übernehmer bewilligen möge. Aber ungeachtet ich von den billigen und loyalen Grundsätzen der hiesigen Regierung nicht ohne Grund annehmen darf, daß ein in dieser Beziehung von mir zu stellendes Ansuchen vielleicht nicht unberücksichtigt geblieben wäre, so gewährt mir doch der Gedanke, daß meine Dienste und mein Eifer bei dieser Gelegenheit dem Staate zu so entschiedenem Vorteile, zu sehr bedeutenden Ersparnissen gereichen, ein so süßes Gefühl, daß ich mit Freuden auf alle weiteren Emolumente Verzicht leiste. Dies habe ich auch Seiner Exzellenz, dem Herrn Grafen von Stadion unverweilt erklärt und darf mir daher schmeicheln, einige Ansprüche auf die Allerhöchste Gnade und Zufriedenheit Seiner Majestät des Kaisers und meines vielverehrten Fürsten erworben zu haben.

Euer Durchlaucht werden mit gewohnter Huld meine Bemühungen für das beste Interesse des erhabenen Kaiserstaates zu würdigen geruhen, und von ihr schmeichle ich mir auch zum voraus der gnädigen Aufnahme einer Bitte, mit welcher ich, um nicht unbescheiden zu erscheinen, Eure Durchlaucht noch nicht zu behelligen wage, und welche ich Hochdemselben mündlich vorzutragen mir vorbehalte. Ich sehe mit der lebhaftesten Ungeduld dem Augenblicke entgegen, wo ich das Glück haben werde, Euer Durchlaucht im erwünschlichsten Wohlsein wiederzusehen und Ihnen mündlich die Versicherungen der tiefsten Ehrfurcht zu erneuern . . .“

Kühler betrachtet, stellte das ganze Geschäft eine Haussepekulation der drei unternehmenden Häuser auf die österreichischen Staatspapiere vor. Die Erwartungen der Unternehmer wurden auch schon knapp nach dem Abschlusse er-



füllt, denn die Metalliques stiegen schon im Januar 1824 um ein beträchtliches.

Als dem Kaiser Franz der Abschluß der ganzen Angelegenheit gemeldet und eine Belobung des österreichischen Unterhändlers Kübeck angeregt wurde, wollte Graf Zichy die Gelegenheit benutzen, um auch für das Haus Rothschild eine Kaiserliche Anerkennung herauszuschlagen. Er bemerkte auf dem die Kaiserliche Bestätigung erbittenden Stück: es könne zwar nicht in Abrede gestellt werden, daß die dieses Anleihen zur Berichtigung übernehmenden Häuser, welche den österreichischen Staatskreditauf der Londoner Börse so bedeutend gehoben hätten, zwar gewiß ihr eigenes Interesse im Auge gehabt hätten; es gereiche jedoch diesen sowohl als vorzüglich dem Hause Rothschild zum Verdienst, daß durch ihre klugen Einleitungen die österreichischen Papiere gesucht würden, die letzte Anleihe schon eine 5% übersteigende Prämie erreicht habe und daß durch Interponierung ihres Kredits die so schwierige Zufriedenstellung des englischen Ministeriums erreicht worden sei.<sup>33</sup> Zichy beantragte daher folgenden Zusatz zur Kaiserlichen Bewilligung: „und dient Mir der durch die Bemühungen der Londoner Wechselhäuser so bedeutend gehobene österreichische Staatskredit zur bezüglichen Wissenschaft“.

Freiherr von Lederer setzte aber hinzu, er für seine Person könne das Verdienst für das Zustandebringen der gegenwärtigen Anleihe in England nur in einer richtigen Berechnung der Umstände finden; ein Verdienst, wofür den Banken nach den in den englischen Zeitungen bekanntgemachten Preisen dieser Effekten bereits ein nicht unbedeutender Gewinn zuteil geworden sei.

Kaiser Franz schaffte den Zichyschen „Zuputz“ mit einem dicken Strich aus der Welt und nahm die Erledigung der Angelegenheit „genehmigend zur Wissenschaft“.<sup>34</sup> Die ganze Transaktion wurde schließlich zu einem der gewinnbringend-

sten Geschäfte, an denen das Haus Rothschild jemals beteiligt war. Denn die Münzobligationen stiegen fortgesetzt und standen in den Jahren 1824 im Durchschnitte auf 93 und im Jahre 1825 auf 94. Es ist klar, daß die Brüder Rothschild die 30 Millionen Obligationen, die sie zu  $82\frac{2}{3}$  in Händen hatten, auf die beste Weise zu Geld machten. Den Gewinn abzuschätzen ist freilich nicht möglich; nach Aussage des Gesandtschaftsattachés Neumann in London betrug er schon Anfang April 1824 600 000 Pfund.<sup>35</sup> Nun begreift man das „süße Gefühl“ Salomon Rothschilds und seinen großmütigen Verzicht auf die „Emolumente“ genannte Provision.

Wenn es Gelegenheit zu so guten Geschäften gab, war es weiter nicht zu verwundern, daß Salomon Wien immer anhänglicher wurde und auch seine Verwandten trotz der den ausländischen Juden auferlegten Beschränkungen Lust bekamen, sich in dieser Stadt niederzulassen. Da war zunächst ein Vetter Salomon Rothschilds, Anton Schnapper mit Namen, der soeben die Tochter des Rothschild'schen Prokuristen in Wien und schon „tolerierten“ k. k. privaten Großhändlers, Wilhelm Edlen von Wertheimstein, zu heiraten im Begriff stand. Durch Salomons mächtige Fürsprache setzte es Anton Schnapper trotz aller Hindernisse durch, von Kaiser Franz in Audienz empfangen zu werden und seine Bitte um Toleranz und Großhandelsbefugnis vorzubringen. Wie bei allen Gesuchen in der damaligen Zeit dauerte auch hier die Erledigung trotz der Kaiserlichen Zustimmung recht lange, und der ungeduldige junge Mann entschloß sich, ein neuerliches, diesmal schriftliches Gesuch an den Kaiser zu richten. „Euer Majestät!“ lautete dieses.<sup>36</sup> „Unter die Millionen glücklicher Untertanen, die sich der milden und gerechten Regierung Eurer Majestät erfreuen, wünscht Unterzeichneter auch hinfort gezählt zu werden. In Frankfurt am Main von rechtlichen Eltern geboren, mit der Familie von Rothschild als Schwesterssohn nahe verwandt, hat derselbe im Hause dieser

berühmten Handelsleute durch mehrere Jahre als Gehilfe gearbeitet und alle merkantilischen Kenntnisse sich erworben, die einen tüchtigen und rechtschaffenen Handelsmann ausmachen. Jetzt wünscht er in dieser Kaiserstadt als Großhändler sich niederzulassen und mit der tugendhaften Tochter des hiesigen privilegierten Großhändlers Wilhelm von Wertheimstein in eheliche Verbindung zu treten. Sein Gesuch um Toleranz und Großhandlungsbefugnis ist bereits von allen Behörden geprüft, gegründet befunden und der Allerhöchsten Entscheidung vorgelegt worden.

Geruhen Euer Majestät diese ehrfurchtsvollste Bitte huldreichst und bald zu genehmigen und damit eine Familie zu gründen, die für diese unschätzbare Wohltat in ihren täglichen Gebeten für das Wohlergehen Eurer Majestät und Höchstihrer Familie den Allmächtigen anzuflehen nie ermüden wird.“

Dieses Gesuch sandte Schnapper mit der Bemerkung ein, daß sein erstes Ansuchen nach wie vor zur Allergnädigsten Erledigung im Kabinett seiner Majestät liege. „Sie haben mir zu wiederholten Malen“, schrieb er an Salomon<sup>37</sup>, „Ihre gütige Unterstützung in dieser meiner Angelegenheit versprochen, und in Rücksicht auf die Bande des Blutes und der Freundschaft, die uns verbinden, hoffe ich, daß Sie sich desselben auch ferner tätigst anzunehmen die Güte haben werden.“

Salomon hielt Wort und bat Metternich<sup>38</sup>, die Gewogenheit zu haben, dem Herrn Kabinettsdirektor von Martin diese Angelegenheit mit wenigen Worten nachdrücklich zu empfehlen, da es nur mehr des Allerhöchsten Namenszuges bedürfe.

Bei der Stellung Metternichs war die Angelegenheit mit seiner Fürsprache auch schon günstig erledigt.

Stadion benutzte weiter das Haus Rothschild zu großen Finanzoperationen. Im Februar 1824 verpflichtete es sich, 10 Millionen älterer Obligationen von 200 Gulden zu  $2\frac{1}{2}\%$  aufzubringen<sup>39</sup>, wenn dagegen für je 200 Gulden alte, 100 Gulden neue fünfproz. erfolgt würden. Salomon wollte sogar die

Summe auf 20 Millionen erhöhen, setzte aber zur Bedingung, daß während dieser Zeit keine sonstige Verminderung der älteren Staatsschuld stattfinde und über das ganze Unternehmen das strengste Geheimnis gewahrt werde. Hofrat von Lederer bekam auch diese Sache zur Beurteilung zugewiesen und bemerkte gleich, er zweifle, ob es dem Hause Rothschild so leicht sein werde, das Geschäft, insbesondere in der Ausdehnung von 20 Millionen, auszuführen.

Er sollte recht behalten. Denn schon im Februar 1825 bat das Haus Rothschild, sich auf die Aufbringung von 7 (statt von 10) Millionen beschränken zu dürfen. Die älteren Effekten waren mittlerweile sehr hoch gestiegen, und das Geschäft brachte dem unternehmenden Bankhaus Verlust. Begreiflicherweise erzielte das Haus Rothschild nicht aus allen Geschäften Gewinn. Wenn aber eines fehlschlug oder gar Verluste brachte, so taten die Brüder meist mit Erfolg alles, um den Verlust auf ein Minimum herabzudrücken und vor allem, ihn geheimzuhalten. Im übrigen nahmen die Geschäfte des Hauses auch außerhalb Österreichs immer größeren Aufschwung, und seine Unternehmungen begannen jetzt sogar über Europa hinaus auf andere Kontinente überzugreifen.

In Brasilien, wo das Volk im Jahre 1821 seinem Souverän, dem König von Portugal, gleichfalls eine Cortes-Verfassung abgetrotzt hatte, wurde in der Folge die Trennung vom Mutterlande ausgesprochen und der Sohn des Königs, Don Pedro, zum konstitutionellen Kaiser ausgerufen. Das geschah mit Unterstützung Englands, aber gegen den Willen der konservativen Ostmächte, insbesondere Metternichs. Während die vier Brüder auf dem Festland mehr oder weniger im Banne Metternichs standen und unter ihnen nur James sich im geheimen hier und da Extratouren mit den Liberalen in Spanien gestattete, mußte Nathan wohl oder übel der allgemeinen politischen Richtung des liberalen England folgen. Als infolgedessen im Jahre 1824 Brasilien seinen Verpflich-



19. Fürst Clemens von Metternich

Stich nach einer Zeichnung von I. Lieder

Nationalbibliothek Wien





tungen einem anderen Londoner Hause gegenüber nicht nachkommen konnte, griff Nathan zur großen Befriedigung der britischen Staatsmänner ein, übernahm Brasiliens Verpflichtungen und schloß auch weiter noch im Jahre 1829 mit dem neuen Kaiserstaate eine Anleihe von 800 000 Pfund ab. Das ermöglichte Brasilien, seine Finanzen in Ordnung zu bringen, und gereichte auch Nathan finanziell nicht zum Schaden. Immerhin mußten diese Anleihen, die liberalen Anstrich hatten, bei den konservativen Mächten verstimmen und auch im Kreis der fünf Brüder große Schwierigkeiten hervorrufen. In ihrem Innersten waren sie sich über ihre Ziele völlig einig und beabsichtigten keineswegs, unter allen Umständen eine bestimmte politische Richtung zu verfolgen. Ihrer Schmiegsamkeit widersprach eine solche Haltung. Aber die im Machtbereiche Metternichs weilenden Rothschild, insbesondere der Wiener, mußten wenigstens so tun, als verträten sie ausschließlich die dem Metternichschen System entsprechenden konservativen Tendenzen. Da hatten sie es häufig herzlich schwer, die Nathanschen Schritte zu erklären und zu beschönigen. Und das sollte noch zu mannigfachen Verlegenheiten führen.

Da trat ein für das Haus Rothschild bedeutungsvolles Ereignis ein. Am 13. Mai kam Salomon Rothschild in größter Aufregung zu Gentz und meldete ihm, er habe soeben die Nachricht bekommen, daß Graf Stadion in seinem Hause plötzlich vom Schlag getroffen worden sei. Die großen Aufregungen und Anstrengungen der letzten Jahre hatten den von tiefstem Ehrgeiz beseelten, unermüdlich fleißigen, persönlich peinlich ehrenhaften Mann körperlich frühzeitig stark mitgenommen. Er war von der Wichtigkeit seines Berufes und von Pflichtgefühl so sehr durchdrungen, daß er sich alle Wechselfälle seines schwierigen Amtes tief zu Herzen nahm und sich daher mehr verbrauchte als andere Menschen. Zwei Tage nach dem Schlaganfall starb er und wurde als Finanz-

minister durch den Grafen Nádasdy ersetzt. Das bedeutete wohl einen großen Verlust für die Rothschild; denn Stadion war es ja vor allem zu verdanken gewesen, daß sie nach Wien kamen. Freilich war er in den letzten Jahren seines Lebens den Brüdern gegenüber wesentlich skeptischer und kritischer geworden. Aber selbst wenn dies nicht der Fall gewesen wäre, so waren sie mit den österreichischen Finanzen schon so verwachsen, daß ein neuer Finanzminister, selbst wenn er es gewollt, damals schon große Mühe gehabt hätte, sie auszuschalten. Auch Metternich, der insgeheim manches Mißtrauen und aristokratischen Stolz gegenüber den jüdischen Emporkömmlingen hegte, dachte nicht an dergleichen. Überdies sorgten Gentz und die Rothschild selbst dafür, daß es zu keinem ernststen Mißverständnis kam. Wie Gentz berichtet, fand sich Rothschild zu jener Zeit nicht nur sehr oft in der Staatskanzlei bei Metternich ein, er speiste auch öfters beim Fürsten, und Salomons große Dinners zu dreißig und mehr Gedecken waren damals von Ministern und Botschaftern und vielen Mitgliedern der Aristokratie besucht. Mittels der zahlreichen Einladungen gestaltete Salomon seine Verbindungen aus und schuf sich Orientierung und Basis für seine finanziellen Operationen.

Der Schwerpunkt der Geschäfte des Hauses Rothschild lag damals in Frankreich. Der dortige Chef der Regierung und einstige Führer der Royalisten hatte dem Hause Rothschild seine finanzielle Hilfe zur Zeit der spanischen Expedition nicht vergessen. Da er den Ehrgeiz hegte, Frankreich auch finanziell zu erneuern, so faßte er den Plan, auch hierfür die Hilfe des Hauses Rothschild in Anspruch zu nehmen. Frankreich mußte damals nicht weniger als 197 Millionen Francs Zinsen für seine Staatsschulden zahlen. Villèle beabsichtigte nun, diese unerträgliche Last dadurch zu verringern, daß er die fünfproz. Rente, die am 17. Febr. 1824 schon auf pari stand, durch eine entsprechende Operation auf einen niedrigeren

Zinsfuß, nämlich 3%, konvertierte. So dachte er in Zukunft jährlich etwa 34 Millionen Zinsen zu ersparen. Villèle legte sich die Sache zurecht und machte dann James Rothschild in Paris einen eingehenden Vorschlag.<sup>40</sup>

Der Minister führte darin aus, daß er trotz der Ausgaben des spanischen Krieges ohne neue Anleihe und ohne neue Steuern das Budget im Gleichgewicht erhalten könne. „In dieser Lage“, schrieb er, „halte ich es für möglich, die Verhältnisse auszunutzen, die die Staatsfonds in England und ganz Europa zu hohem Kurse hinaufgeführt haben und die Konversion unserer 5%-igen (Renten) in vier- oder dreiprozentige zu verwirklichen.“ Villèle bat James, sich diesem Plane, der den Kredit Frankreichs nicht berühren sollte, anzuschließen. Er wollte nicht weniger als 150 Millionen fünfproz. Zinsen auf solche Weise konvertieren und den Unternehmern eine entsprechende Menge dreiprozentiger Rente zum Kurse von 75 übergeben. Der leitende Minister hoffte, daß auch diese dreiprozentigen Renten bald wieder im Kurse steigen würden, und wollte den Unternehmern nach gänzlicher Durchführung der Konversion von 150 Millionen Rente die so gewonnene Gesamtersparnis an Zinsen im ersten Jahre nach Beendigung der Operation überlassen.

James teilte den Vorschlag des französischen Finanzministers über ein so riesenhaftes Geschäft augenblicklich seinem Bruder Nathan in London mit. Ihn erkannten ja doch alle Brüder, und besonders James, stillschweigend als den finanziell begabtesten Kopf an. Zudem hatte er auch durch seine Verbindung mit der britischen Regierung den größten Einfluß von allen. Der Finanzminister hatte seinen Antrag James nicht nur schriftlich zukommen lassen, sondern auch mit ihm wiederholt persönlich besprochen, und dieser am 2., 3. und 4. März 1824 jedesmal sogleich eine eigene Estafette an seinen Bruder Nathan nach London gesandt. Am 6. März antwortete Nathan, nachdem er sich mit dem Bank-

hause Baring in Verbindung gesetzt hatte, James wie folgt<sup>41</sup>: „Mein lieber Bruder,“ . . . „es wird sowohl den Herren Brüder Baring & Co. wie mir angenehm sein, der französischen Regierung in ihrem Plan für die Reduktion des Rentenzinsatzes nützlich zu sein; und da dieser gut entworfen ist, so ist für das Resultat nicht viel zu fürchten. Gleichzeitig ist es aber als erste Grundlage absolut nötig, daß der Finanzminister mit uns gänzlich einig ist und sich keine Schwierigkeiten bei der Durchführung seiner Absichten ergeben. Es ist ganz klar, daß der gegenwärtige Preis der Renten durch Spekulanten aufrechterhalten ist, die seit einiger Zeit recht glücklich waren und ohne Zweifel fortfahren werden, ihren Erfolg auszubauen, indem sie die gleiche Spekulationsrichtung (nämlich Hausse) verfolgen. Aber solche Menschen haben nicht die Macht, einen Finanzminister bei einem Plane zu helfen, der so viele weitausgreifende Möglichkeiten umfaßt, wenn sie nicht von so eminenten Kapitalisten gestützt sind, wie es die Herren Baring und Rothschild sind. Ich sende Dir den Entwurf eines Planes, der, wie ich wünsche, dem Minister vorgelegt werden soll und dessen Erfolg zweifellos von ganz ungeheurer Bedeutung für Land und Regierung wäre.“

Nathan führte in diesem Entwurfe aus, daß der Finanzminister vor allem von der Kammer die Bewilligung für die Operation erlangen solle, wobei aber der Regierung zu möglichst günstiger Durchführung der Angelegenheit vollkommen freie Hand gelassen werden müßte, wie dies in gleichen Fällen im britischen Parlament geschehe. Im wesentlichen folgte Nathan dem Vorschlage Villèles, jeweils mit Baring zusammen 15 Millionen dreiprozentiger Rente zu übernehmen. Er verlangte nur für den Fall, daß die Operation weniger Erfolg hätte, als man erwarte, daß sich der Minister die Ermächtigung zur Ausgabe von 100 Millionen Schatzscheinen von der Kammer erbitte, damit Baring und Roth-



schild in diesem Falle sich durch Losschlagen dieser Bons Geld verschaffen könnten und nicht gezwungen wären, die Rente zu verkaufen.

„Wenn das Resultat glücklich wäre,“ schrieb Nathan, „müssen sich die Häuser Gebrüder Baring und Rothschild (welche ihren ganzen Eifer aufbieten und ihr Vermögen für die Ausführung des Projekts des französischen Ministers aufs Spiel setzen werden) erwarten, daß sie als Belohnung den Profit, der sich während der ersten Jahre aus dieser Operation ergibt, erhalten werden. Der Minister muß die Bank veranlassen, zu 3% zu escomptieren und überdies auf die Renten Geld zu borgen: so wird Seine Majestät bei Eröffnung der Kammer imstande sein, seine Untertanen und die ganze Welt von dem blühenden Zustande der Finanzen Frankreichs zu unterrichten und dies gleich nach einem Kriege, der die spanischen Bourbonen wieder auf ihren Thron und — in die Herzen ihres Volkes eingesetzt hat . . .“ Sollte also die ganze Operation gelingen, und sollten wirklich 150 Millionen jährlicher 5% Zinsen auf 3% zurückgeschraubt werden, so ergab dies für die französische Regierung eine in die vielen Millionen gehende jährliche Zinsersparnis, und dieser Betrag wäre im ersten Jahre dem Hause Rothschild zugute gekommen.

Das Einverständnis zwischen Villèle und den beiden Häusern war bald gefunden. Nathan hatte seine Erfahrungen in ähnlichen britischen Geschäften geltend gemacht, und nun mußte die Sache der Öffentlichkeit unterbreitet werden.

Bei Eröffnung der Kammern wies der König von Frankreich auf die geplante Operation der Herabsetzung des Zinsfußes der Staatsschuld hin. Dem Publikum kam die Sache überraschend. Die Renten waren im Besitze Tausender und aber Tausender kleiner Leute, und die Nachricht machte großes Aufsehen, weil Unzählige sich betroffen fühlten und die meisten Rentenbesitzer nur so viel verstanden, daß sie nun in

Zukunft statt fünf Francs nur drei Francs Zinsen bekämen. Die Rente war inzwischen noch weiter, auf 104 und 106, hinaufgetrieben worden. Jeder fühlte sich im Besitz dieses wertvollen Papiers bedroht, und ein von den Feinden Villèles künstlich geschürter Sturm brach los, der besonders dadurch genährt wurde, daß man die Erklärung der Regierung, auch die einstigen Emigranten sollten aus den Ersparnissen entschädigt werden, über Gebühr aufbauschte. Der österreichische Gesandte Vincent in Paris meldete, daß diese Operation eine neue Spekulationsquelle für die Bankiersmächte werden würde, deren Geldgier sie dazu führen werde, ähnliche Pläne auch allen anderen Regierungen vorzulegen. Von allen Seiten wurde harte Kritik an dem Unternehmen geübt. Am vernichtendsten war die eines Berichterstatters aus Paris an Metternich, der seine Ausführungen mit den Worten schloß: „Die Rentiers schreien wild, aber Villèle wird doch versuchen, durchzudringen, denn er ist ein Minister quand même.“<sup>42</sup>

Der König war so betroffen, daß er sich in den Straßen von Paris nicht zu zeigen wagte, weil er Demonstrationen der kleinen Rentiers befürchtete. Trotzdem unterstützte er, auf Kosten seiner Volkstümlichkeit, nach wie vor die Pläne und Absichten seines Ministerpräsidenten.

Die Rolle, die das Haus Rothschild bei dieser Gelegenheit spielte, hat sehr scharfe Kritiker gefunden. Vor allem griff Ouvrard es in seinen Memoiren scharf an.<sup>43</sup> Da er aber zur rothschildfeindlichen Partei gehörte, kann man seinen Ausführungen nur sehr bedingt Glauben schenken. Zunächst kam ein Gewinn oder Verlust des Hauses Rothschild nicht in Betracht, denn die Vorlage ging im Unterhaus nur mit sehr schwacher Mehrheit durch, und die persönlich als Rentenbesitzer meist stark interessierten Mitglieder des Oberhauses brachten sie, von Chateaubriand aufgestachelt, am 3. Juli zu Fall. So kam es vorerst nicht zur Durchführung dieses

Unternehmens. Gentz scheint damals nicht sehr gut auf seinen Freund Salomon zu sprechen gewesen zu sein, oder vielleicht wollte er sich Metternich gegenüber einmal als vom Hause Rothschild unabhängig aufspielen, jedenfalls schrieb er dem Kanzler am 11. Juni 1824: „Daß Villèles Finanzoperation durchgefallen ist, hat mir eine geheime Freude gemacht. Es kann nicht schaden, wenn der Hochmut dieses Herrn etwas gebeugt wird. Überdies war das Projekt an und für sich selbst höchst ungerecht und grausam; und es wird in Frankreich gewiß Eindruck machen, daß die hunderttausend Familien, die es hart betroffen hätte, den glücklichen Ausgang einzig der aristokratischen Opposition zu danken haben. Auch kann es nicht schaden, daß die Koalition der großen Banquiers einen Denkmittel erhalten hat, der ihr rastloses Streben nach neuen Geschäften etwas dämpfen wird. Alles muß seine Grenzen haben, und die allmächtigen Häuser fingen an, die ihrige zu überschreiten. Sie hatten offenbar den Plan, ähnliche Zinsreduktionen in allen großen Staaten durchzusetzen, bereits fertig. Jetzt werden sie genug zu tun haben, um sich mit heiler Haut aus der französischen Unternehmung zu ziehen . . . und wenn ich Salomon Rothschild wäre, ich würde mich nach einer so verlorenen Hauptschlacht mit meinen Millionen sogleich zur Ruhe begeben.“<sup>44</sup>

Wenn diese Bemerkung überhaupt ernst gemeint war, so irrte Gentz gründlich. Es war nicht die Art der Rothschild, nach einem Fehlschlag gleich die Flinte ins Korn zu werfen. Auch muß man beim Lesen der Briefe, die zwischen den Brüdern Rothschild und den österreichischen Staatsmännern gewechselt wurden, vorsichtig urteilen, denn man könnte daraus schließen, daß sie von unbedingter Ergebenheit für den österreichischen Staat erfüllt waren, und das vertrug sich sehr häufig nicht mit ihrer Stellung zu den anderen Regierungen. Besonders Carl Rothschild in Neapel merkte bald, daß es keineswegs geraten war, dort nur als Exponent einer fremden

Gewalt zu gelten. Die Besetzung durch die österreichischen Truppen konnte nicht ewig währen, und er mußte um so mehr Anschluß an die lokalen Gewalten suchen, als er stark daran dachte, ständig in Neapel zu bleiben und dort eine neue, die fünfte Niederlassung seines Hauses zu gründen. Da der Monarch und die Mitglieder des neapolitanischen Königshauses ständig Geld brauchten, so hatte Carl oft Gelegenheit, sich ihnen gefällig zu erweisen. Seine dauernde geschäftliche Verbindung mit dem Finanzminister de' Medici schuf trotz der Zahlungen für Österreich zwischen beiden ein sehr gutes Verhältnis. Wie die Rothschild einerseits Österreich gegenüber von ihrer Bereitwilligkeit und ihrem Eifer sprachen, Österreich durch Neapel bezahlt zu machen, so beteuerte wiederum Carl Medici gegenüber, daß er alles nur mögliche tun wolle, um die Last Neapels zu erleichtern. Bald zeigten sich die Wirkungen. Medici begann die von Österreich angeführten Zahlen für die Unterhaltung der Truppen nachzurechnen und zu bekritteln. Schon bedauerte Ficquelmont<sup>45</sup>, daß man im Jahre 1822 die von Neapel zu zahlenden Summen nicht auf einmal festgestellt und verlangt hatte. Medici, meinte er, hätte dann nicht die Zeit gehabt, die österreichischen Ausgaben so genau zu prüfen. „Die geheime Ursache,“ meldete er nach Wien, „die seine Ansprüche steigen und ihn Schwierigkeiten machen läßt, liegt darin, daß er offenbar von unseren Ersparnissen weiß, und da Rothschild diese nach Wien übermittelt, ist es kaum anzunehmen, daß Medici davon keine Kenntnis hatte; die Angestellten Rothschilds sind zu sehr mit jenen Medicis in Kontakt, als daß dem nicht so wäre. Es wäre besser gewesen, wie dies bei der ersten Occupation Neapels der Fall war, die Intendanz der Armee mit dieser Operation zu beauftragen; niemand hätte dann gewußt, was wir nach Wien übermitteln lassen, und wir hätten überdies die Kosten dafür, die wir dem Hause Rothschild zahlen, erspart. Denn unsere Verwaltungen stellen übertriebene Rech-

nungen auf. Ich möchte nicht damit betraut sein, jene, die wir vorlegen, verfechten zu müssen. Es ist sehr ärgerlich, daß die von der Rechnungskammer vorgelegten Ziffern ohne Revision einer fremden Regierung unterlegt werden. Das ist das sicherste Mittel, uns zu kompromittieren.“

Es war dies ein sehr freimütiges Eingeständnis, daß man die Expedition benutzte, um mehr Geld aus Neapel herauszuholen, als die tatsächlichen Ausgaben betrugen. Doch muß man es dem Grafen Ficquelmont hoch anrechnen, daß er diese übertriebenen Forderungen bekämpfte und feststellte, daß die vom Generalintendanten Feldmarschalleutnant Koller erhobene Forderung von 13 Millionen Dukaten jährlich den österreichischen Truppen geradezu das ganze Land zum Feind mache.<sup>46</sup>

Auch der König mußte allmählich erkennen, daß er sich der Bewegung, die nach Abberufung der österreichischen Truppen rief, nicht mehr lange werde entziehen können, denn Medici stellte ihm täglich vor, wie furchtbar das Königreich durch diese Besatzung finanziell belastet sei und des Königs Souveränität beschränkt werde. Andererseits fürchtete er sich vor dem Ausbruch einer neuen Revolution. Da er seinen eigenen Truppen nicht traute, versuchte er, Schweizer Regimenter anzuwerben. Doch die Verhandlungen zerschlugen sich zunächst, weil die Gewinnung dieser Truppen sehr kostspielig war. Das veranlaßte den König, sich um ein irisches Truppenkorps zu bewerben. Es waren nämlich damals in Irland Unruhen ausgebrochen, die in den schlechten Lebensverhältnissen des durch die Grundherren bedrückten armen Landvolkes begründet waren. In höchst geschickter Weise hatten die Brüder Rothschild den König auf diesen Gedanken gebracht. Nathan war mit einem Irländer, dem reichen Londoner Bankier Collaghan, in Verbindung getreten, der auch die britische Regierung der Sache für geneigt hielt, weil dadurch ein Abfluß von unzufriedenen und subsistenzlosen



Elementen erreicht werden konnte. Nathan beabsichtigte dabei einen dreifachen Schlag zu tun: er wollte der englischen Regierung durch den Abtransport jener Elemente, dem König von Neapel durch Herbeischaffen der so gewünschten neutralen Truppen gefällig sein und überdies selbst dabei ein gutes Geschäft machen. Nathan war es, der, nachdem er den Boden in England vorbereitet, seinen Bruder Carl anwies, dem König von Neapel einen dahingehenden Antrag zu machen.<sup>47</sup> Er sandte gleichzeitig den Brief jenes Iränders mit, worin dieser behauptete, daß die Hindernisse, die sich früher einem solchen Plan entgegengestellt hätten, jetzt bei dem neuen Ministerium in England wegfielen. Collaghan betonte, daß die Übervölkerung Irlands, wo man kaum seinen Lebensunterhalt finde, an allem schuld sei und die Abwanderung der Bevölkerung geradezu wünschenswert mache. Carl Rothschild übergab den Brief dem Minister Medici und teilte ihm Nathans Vorschläge mit. Medici beeilte sich, beides zur Kenntnis des Königs zu bringen, der nichts sehnlicher wünschte, als endlich für seine Sicherheit beruhigt sein zu können. Da erkrankte König Ferdinand I. und starb am 4. Januar 1825. Ihm folgte Franz I., persönlich nicht weniger leichtsinnig und verschwenderisch als sein Vorgänger, und von nicht gerade sehr gefestigtem Charakter. Die Verhältnisse im Königreich wurden unter ihm eher schlechter als besser. Auch er mußte an seine persönliche Sicherheit denken, und im Jahre 1825 wurde die Anwerbung von vier Schweizer Regimentern für Neapel beschlossen, wodurch das irische Projekt hinfällig wurde. Immerhin zeigt schon die Tatsache dieses Versuches, wie die Rothschild auf den verschiedensten Gebieten mit beiden Händen zugriffen, wenn sich irgendeine Aussicht bot, den Mächtigen und dabei auch der eigenen Tasche gefällig zu sein.

Mittlerweile war James in Paris eifrig mit neuen Verhandlungen über eine spanische Anleihe befaßt, die die Re-

gierung in Madrid um jeden Preis zu erreichen versuchte. Viel beschäftigt, wie er war, stahl er sich gleichsam die Zeit, um Anfang Juli 1824 nach Frankfurt zu reisen und seine neunzehnjährige Nichte Betty, die Tochter Salomons in Wien, zu ehelichen. Er hielt sich dabei an den Wunsch seines verstorbenen Vaters, der in der Familie als ungeschriebenes Gesetz galt und dahin ging, die Söhne sollten möglichst wenig fremde Familien durch Heirat in ihren Kreis ziehen, nie aber ein christliches Mädchen heimführen. Sogar auf diese Reise nahm James aus Paris Privatbriefe und Depeschen des dortigen österreichischen Gesandten mit, die über die Lage in Frankreich berichteten und für den unweit von Frankfurt auf seinem Besitz Johannisberg weilenden Fürsten Metternich bestimmt waren. Kaum war die Ehe vollzogen, so mußte James unter Verzicht auf eine Hochzeitsreise nach Paris zurückkehren, wo seine Brüder Carl und Salomon weilten und mit den spanischen Unterhändlern Besprechungen pflogen. Die drei Brüder beschlossen dort, einen von ihnen in Begleitung eines spanischen Bevollmächtigten zu Nathan nach London zu senden und diesen zu ersuchen, er möge das Haus Baring veranlassen, sich an der Anleihe zu beteiligen. Aber die Rothschild verlangten, daß die 72 Millionen, die Spanien dem französischen Staat für seine Intervention schuldete, in die Anleihe einbezogen werden sollten, wogegen aber die spanische Regierung Bedenken erhob. Da die Rothschild überhaupt wenig Vertrauen in die spanischen Verhältnisse zeigten und vergebens eine Garantie anderer Mächte durchzusetzen suchten, so verliefen die Verhandlungen auch diesmal wieder im Sande.

Inzwischen starb König Ludwig XVIII. am 16. Sept. 1824. Ihm folgte sein Bruder, das bisherige Haupt der Konservativen, als Karl X. auf dem Thron. Er war bereits siebenundsechzig Jahre alt und von der Überzeugung der Notwendigkeit noch viel schärferer politischer Reaktion und von

religiöser Unduldsamkeit erfüllt. Villèle blieb zunächst im Amt, und daher ergab sich für die Rothschild vorläufig keine Änderung der politisch-finanziellen Sachlage in Frankreich. Ihre Geschäfte wuchsen in dieser Zeit allenthalben an; in England gründete Nathan eine große Versicherungsgesellschaft, die Alliance Insurance Company, in Frankfurt beteiligte sich Amschel im Verein mit Bethmann, Gontard und Brentano an einem Plan zur Errichtung einer Bank in Frankfurt, der freilich an dem Widerstand des Senates scheiterte. Mit der Ausbreitung der Rothschild'schen Geschäfte erweiterte sich auch ihre Korrespondenz immer mehr, und sie mußten das von ihnen über Europa gespannte Kuriernetz stark verdichten. Diese Umstände legten auch eine Verschärfung der Kontrolle ihrer Briefschaften nahe. Bezeichnend dafür ist der Antrag eines Mailänder Postdirektors: „Ich habe bereits oft ersehen,“ meldete er nach Wien<sup>48</sup>, „daß die Rothschild'schen Handlungscommis, die als Kuriere ungefähr ein-, wohl auch zweimal monatlich von Neapel nach Paris gehen, alle Depeschen der französischen, englischen und spanischen Minister, die in Neapel, Rom und Florenz accreditiert sind, mit sich führen. Nebst dieser gewiß nicht unbedeutenden Korrespondenz besorgen sie auch jene der Höfe von Neapel und Rom mit ihren Gesandtschaften in Turin, Paris, London, Madrid, Lissabon etc. etc., wie auch alle Privatbriefe, die von einiger Bedeutung sind. Besagte Kuriere gehen über Piacenza ihrer Bestimmung zu. Da wir dort österreichische Garnison und den vertrauten Obristen Eberl als Kommandanten haben, so wäre es vielleicht nicht unmöglich, einen oder den anderen dieser Kuriere zu vermögen, daß sie die mithabenden Depeschen hergeben, um sie perlustrieren zu können. Das Resultat einer solchen Untersuchung müßte ergiebig sein, besonders wenn man einen günstigen oder wichtigen Zeitpunkt abwartet. Ein Zimmer in Piacenza unter dem Schutze des österreichischen Militärs würde genügen, um alles

ohne Aufsehen zu besorgen.“ Dieser Antrag wurde, da er der Gesandtschaften wegen die Staatskanzlei anging, Metternich gemeldet. Die Sache war für diesen heikel und ein zweischneidiges Schwert, denn er bediente sich ja selber häufig der Rothschildschen Kuriere, und so konnten höchst geheime Dinge zur Kenntniss irgendeines untergeordneten Postbeamten gelangen. Andererseits hätte Metternich sehr gerne die Privatkorrespondenz der Brüder Rothschild erfaßt und, wie der Fachausdruck lautete, „der Manipulation“ zugeführt. Diese Erwägung führte zu dem nachfolgend wiedergegebenen Präsidialdekret: „Die von Paris nach Neapel bestimmten, durch die Lombardei gehenden und von dort zurückkehrenden Kuriere des Hauses Rothschild sind, insofern sie Depeschen, welche mit dem Siegel der k. k. Generalkonsulate einer jener Städte versehen sind, bei sich haben, rücksichtlich dieser als ämtliche Kuriere zu betrachten und daher als solche zu behandeln; sollten sie jedoch Briefschaften bei sich führen, denen die äußeren officiösen Kennzeichen fehlen, so unterliegen sie diesfalls ganz den bestehenden allgemeinen Vorschriften.“<sup>49</sup>

Hormayr, der einstige Chef des Wiener Staatsarchivs und wegen seiner Verbindung mit Erzherzog Johann bei dessen angeblichem „Alpenkönigtum“ landesverwiesen und daher der erbitterteste Feind Metternichs und des Kaisers, kannte diese Verletzungen des Briefgeheimnisses sehr genau und benutzte sie zu einem heftigen Angriff auf Metternich und den ihm ergebenen Salomon Rothschild. Er verstieg sich sogar bis zu der Behauptung<sup>50</sup>, Metternich hätte im Einverständnis mit Salomon zu Fischamend, zwei Stationen vor Wien, die Post mit wichtigen Nachrichten aus Konstantinopel abgewartet und sie zwei Tage aufgehalten. „Das alles, damit man Zeit gewinne, zwei bis drei Börsentage im vorhinein den Kurs zu machen und jedesmal für den Staatskanzlerischen, Zichyschen und der anderen Diebeshelfer Beutel

Hunderttausende zu gewinnen, ihn an der Spitze, den deutschen Festungsschlüsselbewahrer\*, den König der Juden und Juden der Könige, Rothschild.“ Das war sehr gehässig und entsprach, was die Beziehungen Metternichs zu Rothschild betrifft, gewiß nicht der Wahrheit. Aber die Möglichkeit, durch Zurückhalten einer Kuriernachricht Zeit für einen Fischzug an der Börse zu gewinnen, war durchaus gegeben und wohl auch ausgenutzt worden.

Nun kamen auch schwierige Zeiten für die buchstäblich zum Welthause erwachsenen Rothschild. Die langen Jahre des Friedens, die England genoß und die seinen durch den günstigen Ausgang der Napoleonischen Kriege ins Ungemessene vermehrten Reichtum günstige Anlage suchen ließen, hatten eine ungesunde Spekulations- und Gründungssucht zur Folge. Da sich die mittel- und südamerikanischen Republiken von der spanischen Herrschaft loslösten, ergaben sich dort scheinbar günstige Gelegenheiten, mit Landwirtschaftsprodukten sowohl wie im Bergwerkswesen Geschäfte zu machen. Eine Art Taumel ergriff die Londoner City gegen Ende des Jahres 1824. Die Aktiengesellschaften schossen wie die Pilze empor, und Millionen Pfunde Barkapitals wurden eingezahlt. An diesen Unternehmungen nahmen<sup>51</sup> fast alle ersten Londoner Firmen teil, nur die Baring und Rothschild, denen diese Bewegung unheimlich und unsicher erschien, hielten sich abseits. Das Jahr 1825 zeigte, daß sie recht gehabt; besonders die südamerikanischen Minenspekulationen fielen in sich zusammen, und zahlreiche, anscheinend wohlgegründete Unternehmen erfuhren in der nun immer allgemeiner werdenden und sich von London aus über ganz Europa ausbreitenden Krise das gleiche Schicksal. Die Konsols fielen zusehends, und die ausländischen Staatsanleihen drohten ihnen zu folgen. In dieser schwierigen Lage erinnerte sich Wellington der

---

\* Anspielung auf die Festungsbaugelder, die Rothschild anvertraut waren (siehe S. 245).



ausgezeichneten Dienste, die ihm Nathan einst unter viel gefährlicheren, kriegesischen Verhältnissen geleistet hatte. Er holte sich bei ihm Rat, wie der Krisis entgegenzutreten sei, und die Regierung Lord Liverpools folgte Nathans Vorschlägen. Als Metternich im April des Jahres 1825 in Paris weilte, beabsichtigte Nathan, dort mit dem Staatskanzler zusammenzutreffen. Angesichts der gefahrdrohenden Lage des Wirtschaftslebens aber konnte er doch nicht daran denken, London zu verlassen, und er schrieb Metternich:

„Gnädigster Fürst, es war bisher mein tägliches Bestreben, nach Paris reisen zu können, um Eurer Durchlaucht meinen pflichtschuldigen Dank für das gnädige Wohlwollen darzubringen, welches Hochdieselben der Rothschild'schen Familie für so viele Jahre als ein wahrer Vater gütigst verliehen hatten, und der Tag meiner Abreise war selbst schon bestimmt, allein ein ganz unerwarteter Vorfall vereitelte leider mein Vorhaben. Die englischen Fonds, die bereits eine sehr bedeutende Höhe erreicht hatten, wurden durch unrichtige Ansichten, welche die Engländer von der Zusammenkunft der Allerhöchsten Monarchen haben, auf einmal so bedeutend gedrückt, daß ich nöthigerweise hier verweilen muß, um ein ferneres Sinken womöglich zu verhüten, und sieht daher die Regierung in diesem Zeitpunkte nicht gerne, daß ich von hier abwesend bin. Ich hoffe demnach, Euer Durchlaucht werden mein Ausbleiben nicht übel deuten und sich von der offenkundigen Nothwendigkeit der Sache überzeugen, die mich hier hält, ein ferneres Sinken der Fonds womöglich zu verhüten, indem es, wenn es nicht bald gehemmt wird, sich auf alle ausländischen und selbst die k. k. österreichischen Fonds verbreiten wird. Ich lebe jedoch der angenehmen Hoffnung, eine baldige Beruhigung unter den hiesigen Kapitalisten zu sehen, und schmeichle mir, sodann eine Reise antreten zu können und Eurer Durchlaucht in Person aufzuwarten. Inzwischen bitte ich, Hochdieselben wollen diese meine schriftliche Dank-

sagung gütigst und so aufnehmen, wie solche von meinem ganzen Herzen kommt, ein Herz, das für lange Erhaltung unseres Allerhöchsten geliebten Kaisers und für das Wohl Eurer Durchlaucht stets zu dem Allmächtigen betet.“<sup>52</sup>

Entwickelten sich die Dinge in England dank dem Geschick Nathans trotz der schweren Krisen für das Haus Rothschild ohne allzu große Verluste, so wurde es in Paris durch die Ausstrahlungen der Handelskrise mittelbar stark betroffen. Der französische Minister Villèle hatte trotz der veränderten allgemeinen Lage an seinem Plan der Rentenkonversion festgehalten, und obwohl die Rothschild nun von der Sache lange nicht mehr so begeistert waren wie ein Jahr vorher, war James doch mit dem französischen Ministerium so eng verbunden, daß er, als Villèle im Mai 1825 das Projekt wieder aufnahm, nicht ganz beiseite stehen konnte. Mit seinen Bedenken freilich hielt er nicht zurück.

Als Metternich in Paris weilte, sagte ihm James geradeheraus, Villèle habe unrecht, die Operation im jetzigen Zeitpunkt wieder aufzunehmen.<sup>53</sup> Zum österreichischen Gesandten, Freiherrn von Vincent, äußerte sich James ausführlicher: „So eine Operation empfiehlt sich in manchem Zeitpunkt, während sie in einem anderen zweifelhaft wird. Voriges Jahr war der Finanzminister des Gelingens seiner Operation sicher. Er war von mächtigen Häusern gestützt, und eine gewaltige Masse englischer Werte stand Frankreich zur Verfügung. Heute haben sie eine andere Richtung genommen. Der Rückfluß der Kapitalien, die nach Amerika gehen, geschieht nur teilweise und viel langsamer. Die Mehrzahl der Bankoperationen in Europa erfolgt ohne Bargeld. In Amerika ist aber nicht dasselbe der Fall. Die . . . Operationen des Mr. Hutchinson in England sind überdies jenen des Herrn von Villèle gerade entgegengesetzt. Wenn man noch die fortwährenden Klagen der Zeitungen hinzufügt, die die vom Ministerium getroffenen Maßnahmen in Verruf bringen, so

muß man fürchten, daß es sich von den nötigen Mitteln entblößt sehen wird.“<sup>54</sup>

Villèle ließ sich jedoch nicht abhalten. Diesmal setzte er seine Absichten auch im Oberhause durch, und es kam zur Ausführung seines langgehegten Planes. Die Rothschild konnten sich davon nicht ausschließen, aber sie beteiligten sich nur mit großer Vorsicht. Das Sinken der Kurse von England her drückte auf den Pariser Markt, und da das Gelingen der Operation vornehmlich auf eine Hausse der französischen Rente gestellt war, so standen die Aussichten hierfür wenig günstig.

James sagte Vincent am 7. Juli, er habe in Paris schon seit langem keinen so flauen Markt erlebt; er teile die Abneigung, die eine gewisse Partei gegen Herrn von Villèle hege, und er sei gewiß daran nicht schuld, daß man das Haus Rothschild wegen Unterstützung der Regierung für stark kompromittiert halte.<sup>55</sup> Das war ein kleiner Seitenhieb James' gegen Nathan, der seinerzeit die ganze Angelegenheit sehr gefördert hatte, denn James war auf Nathans überragenden Ruf etwas eifersüchtig. Erschwert wurde die ganze Unternehmung noch durch die offenkundige Gegnerschaft der Leitung der Bank von Frankreich gegen Villèles Projekt, die sich darin zeigte, daß große, dem Staatsschatz von der Bank vorgeschossene Mittel plötzlich gekündigt wurden. James war jedoch der Richtigkeit seiner oppositionellen Haltung gegenüber der Operation nicht ganz sicher. Am Ende konnte die Sache doch gelingen, und dann hatte James eine beschämende Niederlage erlitten. So fand er es doch geraten, schon am 8. Juni Vincent zu sagen<sup>56</sup>, daß trotz der feindseligen Haltung der Bank gegen Villèle und das Haus Rothschild die Dinge sich noch einrenken lassen könnten und der Plan Villèles aller Opposition ungeachtet doch noch gelingen werde. Einige Zeit später, nachdem die Kammern die Gesetzesvorlage angenommen, sah James die Dinge eine Zeitlang sogar in

sehr rosigem Licht und schrieb im Gegensatz zu seiner früheren Meinung an Metternich<sup>57</sup>: „Er könne sich nun versichern, Villèle habe seinen Prozeß gewonnen. Die Renten würden sich vortrefflich stellen, und er werde alle seine Gegner schlagen, weil er recht habe.“ Am 18. Juni äußerte der ebenfalls in Paris weilende Salomon: „In betreff des Finanzplanes des Herrn von Villèle kann ich jetzt sagen, daß derselbe meiner Ansicht nach, ohngeachtet aller heftigen Angriffe, welchen er bis jetzt ausgesetzt war und noch fortwährend ausgesetzt ist, durchgesetzt und den Herrn Grafen, welcher das Zutrauen Seiner Majestät in höchstem Grade genießt, immer mehr befestigen, auch zu gleicher Zeit allen Feinden der Ruhe und des Ministeriums die Freude, eine Änderung desselben zu sehen, noch auf lange Zeit benehmen wird.“<sup>58</sup>

Metternich verurteilte diesen merkwürdigen Gesinnungswandel: „In Paris sagte mir Rothschild, Villèle habe unrecht. So steht es oft mit dem Urteil der Welt.“<sup>59</sup>

In Wirklichkeit war James' erste Meinung richtig. Die allgemeine finanzielle Lage der Welt gestattete damals tatsächlich keine solche Operation. Es gelang nur, 30 Millionen Rente auf 3% zu konvertieren, und diese ging in Kürze von 75 auf 62 und 63 herab. Angstvoll waren vier Brüder Rothschild (nur Nathan fehlte) im August in Paris zusammengekommen und berieten über die Schritte, die angesichts der Baisse der dreiprozentigen Rente zu ergreifen waren, um die daraus erwachsenden Verluste zu begrenzen. Sie gaben zu<sup>60</sup>, daß sie einen so unerwartet starken Kursfall nicht in Rechnung gestellt hätten. Schließlich fuhren alle vier zum Orakel der Familie, zu Nathan nach London, um eine energische Sanierungsaktion einzuleiten. Der Villèlesche Konversionsplan konnte aber nicht mehr wesentlich verbessert werden. Selbst die fünfprozentige Rente stand Ende des Jahres einige Punkte unter pari. Nur die Verluste sollten begrenzt werden,

was auch leidlich gelang. Immerhin war das Ganze eine recht mißglückte Operation.

Auch in anderen, weiter entlegenen Gebieten wurden Rothschild'sche Gelder in diesem Jahre nicht gerade glücklich angelegt. So mußte damals die zweitgrößte Insel der Antillen, Haiti, von Frankreich nach vergeblichen Wiedereroberungsversuchen gegen Zahlung einer Entschädigung von 150 Millionen Francs durch die neue dortige republikanische Regierung aufgegeben werden. Diese nahm dazu Anleihen auf, an denen sich ein französisches Syndikat, darunter Rothschild und Laffitte, beteiligten. Die Republik Haiti konnte ihre Verpflichtungen niemals erfüllen, und wenn der französische Staat schließlich auch für den Schaden dieser beiden Häuser aufkam, so handelte es sich doch um eine verunglückte Spekulation. Ob nun die Brüder Rothschild mit Glück oder Unglück operierten: man hörte ihren Namen überall, es bildeten sich Legenden um ihr Tun und Lassen und ihren Reichtum, und das große Publikum schrieb ihnen die abenteuerlichsten Pläne zu. So wurde z. B. in Österreich verbreitet, Rothschild habe eines Tages die sofortige Rückzahlung von nicht weniger als 40 Millionen Gulden Konventionsmünze, die er dem Staate geliehen, erbeten. Als man ihm die Untunlichkeit der Rückzahlung auseinandersetzte, habe Rothschild vorgeschlagen, ihm entweder auf eine gewisse Zeit sämtliche Mautgebühren im Kaiserreich zu überlassen oder ihm ein Monopol auf den Ankauf sämtlicher in den österreichischen Staaten zu verarbeitender Schafwolle zu geben, wodurch er die Preise der Textilien hätte diktieren können. Trugen auch alle diese Gerüchte den Stempel innerer Unmöglichkeit an sich, so waren sie doch ein Barometer dafür, wie das Publikum, ob wohlwollend oder mißgünstig, die Machtstellung des Hauses wertete.

Schon bemächtigten sich Witzblätter und Karikaturenzeichner der dankbaren Aufgabe, die Rothschild in den Mittel-



punkt ihrer Späße zu stellen. Im Jahre 1825 kursierte unter anderen in Frankfurt und in Süddeutschland eine Karikatur (Abbildung 20), die ihre Vielseitigkeit verspottete. Auf dieser Karikatur war ein Rothschild zu Pferde mit allen Attributen seiner Geschäfte, wie Weinfässer, Sämereien, Knöpfe, Kupferstiche, Staatspapiere, Regenschirme, Federstiele, Laterna magica usf., auf seinem Wege vom Norden nach dem Süden Europas dargestellt; „Blauschild, Reisender für Kaufleute, macht Geschäfte in allen Zweigen des Handels“, lautete die durchsichtige Unterschrift.<sup>61</sup>

In der Tat engagierten sich die Brüder in allen nur möglichen Unternehmungen, und man trat mit allerlei Ansinnen an sie heran. Insbesondere waren es hochgestellte Schuldenmacher aller Art, die sie in Anspruch nahmen. So auch der Marschall Marmont, Herzog von Ragusa, der einstige Gouverneur Napoleons I. in Illyrien. Er hatte sich nach dessen Sturz den Bourbonen angeschlossen, sich mit Metternich gut gestellt und für seinen Gesinnungswechsel und mannigfache politische Dienste unter dem Titel der Ablösung einer ihm von Napoleon I. zugewandten Dotation von der österreichischen Regierung eine jährliche Rente von 50 000 Francs zugewiesen erhalten. Der Marschall war wieder einmal in arger Geldverlegenheit, und die französische Regierung, die ihn nicht gern öffentlich kompromittiert sehen wollte, gab ihm den Rat, Rothschild seine österreichische Rente gegen Regelung seiner Geldangelegenheiten zu verpfänden. Der Herzog wandte sich tatsächlich an Salomon Rothschild. Dieser aber wollte sich erst dessen versichern, ob die österreichische Regierung dem Herzog die Rente auch wirklich bis zu seinem Lebensende auszahlen würde. Er schrieb daher an Metternich: „Ohne mir vorläufig die Erlaubnis von Höchstdemselben erbeten zu haben, würde ich mich auf keine Unterhandlung in dieser Sache eingelassen haben, wenn es nicht auf Anraten des Herrn Grafen von Villèle geschehen würde...

Erlauben Euer Durchlaucht mir daher durch gegenwärtiges untertänigstes Particularschreiben anzufragen, ob die angeknüpften Unterhandlungen oder deren Fortsetzung von Höchstdemselben bewilligt werden, und empfangen Euer Durchlaucht zu gleicher Zeit die Versicherung, daß, wenn mir nur der geringste Wink des Entgegengesetzten gegeben wird, alle Unterhandlungen gleich und zwar so abgebrochen werden, daß weder durch den Herrn Grafen von Villèle, noch durch den Herrn Herzog von Ragusa die wahre Ursache des Rückganges entdeckt werden kann.“<sup>62</sup>

Auch Marmont schrieb an Metternich, um diesen für sich zu gewinnen.<sup>63</sup> Der Staatskanzler gab eine vorsichtige Antwort.<sup>64</sup> Er meinte, die Staatskasse würde die Rente wohl einfach an Rothschild entrichten. Eine besondere Garantie aber müßte vom Finanzminister erbeten werden. Alles sei leicht, „solange die respektive Situation der interessierten Personen sich nicht verändere“. Das war eine etwas gefährliche Antwort, und Salomon wünschte noch verschiedene, wie Marmont meinte, „lächerliche“ Sicherungen zu haben.<sup>65</sup> Rothschild blieb aber fest dabei, die österreichische Regierung müsse dem Geschäft, wenn er sich einlassen solle, ihre volle Zustimmung geben. „Ich verhehle mir nicht,“ schrieb Marmont, „daß dieser Wunsch für mich nicht schmeichelhaft ist und keinen anderen Grund hat, als Garantien gegen meine ‚mauvaise foi‘ zu gewinnen.“ Aber wollte er den Abschluß nicht gefährden, so mußte er einwilligen. Im November 1825 wurde der Vertrag vorgelegt, der eine Spekulation Rothschilds auf ein langes Leben des damals fünfzigjährigen Marschalls darstellte. Die im Vertrage vorgesehene ausdrückliche Zustimmung des Kaisers Franz aber ließ Metternich nicht zu, da man bei einem einstigen Napoleonischen Marschall nicht wissen konnte, ob seine politische Haltung nicht Änderungen erleiden würde, die vielleicht Österreich veranlaßten, seine Bezüge einzustellen. Waren sie aber auf Lebensdauer

an Rothschild verpfändet, so war dies nicht mehr möglich. Der Vertrag kam daher nicht zustande, und James streckte dem Marschall, um Villèle nicht vor den Kopf zu stoßen, nur eine kleine Summe auf Grund seiner demnächst fälligen Bezüge vor.

„Aus der Anlage geruhen Durchlaucht zu entnehmen“, schrieb am 30. April 1827 Salomon an Metternich<sup>66</sup>, „daß die finanziellen Angelegenheiten des Marschalls von Marmont in größter Unordnung sind und er von seinen Gläubigern hart bedrängt wird. Nach der Lage der Dinge dürfte ein öffentlicher Bruch über kurz oder lang kaum zu vermeiden sein, und in diesem Falle wäre mein Pariser Haus für 15 000 Francs dabei interessiert, welche es dem Herrn Marschall auf seine von der kaiserlichen Regierung zu beziehende Leibrente vorgeschossen hat. Um einem möglichen Verluste für mein Haus vorzubeugen, bleibt nur ein Mittel übrig, und dies besteht darin, auf die zunächst fälligen Raten der oben erwähnten Leibrente einen Verbot zu erlangen. Ich erlaube mir demnach Euer Durchlaucht ergebenst zu bitten, die geneigte Verfügung dahin treffen zu wollen, daß die k. k. Allgemeine Hofkammer der betreffenden Kassa die Weisung erteile, einen Verbot von mir auf das bereits fällige und zunächst fällig werdende Quartal der mehrerwähnten Leibrente, insoferne dies zur Deckung unserer Forderung nötig sein wird, in der üblichen Form anzunehmen.“

Es war eigentlich von dem mächtigen Staatskanzler Österreichs viel verlangt, daß er sich damit befassen sollte, dem Hause Rothschild 15 000 Francs zu sichern. Aber Salomon konnte sich damals dergleichen erlauben, denn Metternich stand gerade selbst wieder in persönlichen Anleiheverhandlungen mit diesem Hause. Am 1. Juni 1827 erhielt der Fürst tatsächlich von Rothschild ein Darlehen von einer halben Million Gulden.

Die verunglückte Rentenkonversion mußte die Geneigtheit

der Rothschild, von neuem unabsehbare und gewagte Geschäfte einzugehen, merklich herabstimmen. In Spanien war die finanzielle Lage nach wie vor kritisch und der Geldmangel sehr fühlbar. Der Rothschildsehe Vertreter in Madrid hatte in Unkenntnis der unglücklichen Entwicklung, die das Konversionsgeschäft genommen, den Spaniern einigermaßen voreilig Versprechungen gemacht. „Die finanzielle Frage (in Spanien)“, berichtete Vincent darüber an Metternich<sup>67</sup>, „liegt nun in den Händen des Hauses Rothschild, dessen sämtliche Mitglieder sich in diesem Augenblick vereint in London befinden. Es scheint mir, als hätte sich Herr Renevier, der Vorstand der Filiale dieses Hauses in Madrid, gegenüber der spanischen Regierung etwas zu weit vorgewagt. Das Haus Rothschild wird sich zu einem Geschäfte mit Spanien nicht hergeben, ohne vorher in England angefragt und sich der Wirkung versichert zu haben, wie die Hilfe für Spanien von den dortigen Banquiers aufgenommen würde. Denn eine solche Anleihe könnte jenen der Regierungen der in Südamerika gegen Spanien in Aufruhr befindlichen Staaten schaden.“

Als James Rothschild Mitte September 1825 von London zurückkehrte, wo er fünf Wochen im Verein mit seinen vier Brüdern verbracht hatte, wurde er von allen Seiten mit Anfragen bestürmt, ob Spanien Aussichten hätte, eine Anleihe von 25 Millionen unterzubringen. Aber Nathan hatte abgeraten, da er aus politischen Gründen die Unterstützung der reaktionären spanischen Regierung nicht wünschte. Metternich dagegen hätte die Gewährung einer Anleihe gerne gesehen und interessierte sich daher sehr für den Fortgang der Angelegenheit. „Nach dem, was ich habe erfahren können“, meldete Vincent dem Staatskanzler<sup>68</sup>, „ist das Haus Rothschild wenig geneigt, bei einer finanziellen Aktion in Spanien mitzutun. Es hat wenig Vertrauen in die Garantien, die die Regierung bietet, und fürchtet sich mit

den englischen Häusern zu verderben, die Spanien entgegengesetzte Interessen verfolgen. Und wie monarchisch sich das Haus Rothschild auch gebärden mag, die Anerkennung der von der Cortes-Regierung eingegangenen Anleihen und die Unabhängigkeit der spanischen Kolonien würde seinen Interessen und seiner Spekulation ein viel weiteres Feld und politische Sicherheiten gewähren, deren Wert es nicht verkennt.“

Das Haus Rothschild konnte jetzt leicht wählerisch sein. Von allen Seiten strömten ihm Geschäftsanträge aus regierenden Kreisen zu. Carl Rothschild war gelegentlich von Zahlungen, die er im österreichischen Auftrage auf neapolitanische Rechnung für den Durchzug der österreichischen Truppen in Toskana zu leisten hatte, mit dem Grafen Louis Philippe von Bombelles zusammengekommen. Die Angelegenheit wurde, obwohl große Summen in Frage kamen, prompt abgewickelt, so daß die toskanische Regierung ihm zu verstehen gab, sie werde ihm später einmal ihre Genugtuung darüber beweisen.

Der seit 1824 regierende Großherzog Leopold II. von Toskana erwog damals den für seine Untertanen höchst segensreichen Plan, die sogenannten Maremmen, ein Tausende von Quadratkilometern umfassendes versumpftes Gebiet in Toskana, das wegen der dort herrschenden Malaria völlig verödete, trocken-zulegen. Der Großherzog ließ Carl Rothschild durch Bombelles nahelegen, einen Teil davon in eigener Regie gegen ein entsprechendes finanzielles Arrangement mit dem Toskanischen Staate zu übernehmen. So hoch schätzte man damals schon die Vielseitigkeit und finanzielle Kraft des Hauses ein. Diesem viel zu weitgehenden Vorschlag konnte Carl Rothschild freilich nicht zustimmen. „Wäre es nicht besser,“ schrieb er mit Bezug auf diesen Plan an Bombelles<sup>69</sup>, „wenn die toskanische Regierung, die diesen für ihre Untertanen so väterlich segensreichen Plan gefaßt hat, die Ausführung des





Der Musterreiter.

## 20. Blauschild als Musterreiter

Karikatur auf das Haus Rothschild

Original am 15. Juli 1927 im Justizpalast zu Wien verbrannt



Projektes mit Hilfe einer entsprechend den Bedürfnissen abgestuften, nach und nach zu begebenden Anleihe selbst übernehme. Es scheint mir diese Art vorteilhafter zu sein, als Ausländer mit der Arbeit zu betrauen, die das Land nicht kennen, und die gezwungen wären, mit großen Kosten erst Arbeiter zu suchen und anzustellen.“

Es war im August 1825, also in der allerrünstigsten Zeit, um von den durch Verluste beunruhigten Rothschild die Zustimmung zu einer solch großen Unternehmung zu erlangen. Sie wurde trotzdem durchgeführt, und die Firma nahm in gewissem Maße an der Geldbeschaffung teil, hielt sich aber von der eigentlichen Arbeit fern. Der Erfolg war für das Land ungemein segensreich, doch dauerte die Arbeit Jahrzehnte und kostete ungezählte Millionen.

Die Beziehungen des Hauses zu Metternich waren im Jahre 1825 nach wie vor ungetrübt geblieben, und die Rothschild konnten sogar den Versuch wagen, beim Staatskanzler in Angelegenheiten einiger Mitglieder der Familie Napoleon zu vermitteln, denen Metternich im allgemeinen nichts weniger als gewogen war und denen er stets die denkbar größten Schwierigkeiten in den Weg legte. Die damals fünfundsiebzigjährige Mutter Napoleons, die alte Dame Lätitia, lebte in Rom und sehnte sich danach, ihren ältesten Sohn Josef, den einstigen König von Spanien, der nun unter dem Decknamen Graf von Surveilliers in Nordamerika weilte, wiederzusehen. Seit zehn Jahren waren Mutter und Sohn getrennt, und Josef hatte wiederholt versucht, Pässe zu bekommen, doch verhinderten die österreichische und die französische Regierung immer wieder seine Rückkehr nach Europa. Alle Bitten waren bisher vergeblich gewesen, und nun wandte sich ein Freund des Hauses, ein Graf Villeneuve, unter Hinweis auf die Kränklichkeit der Matrone und das Versprechen, daß Josef nach dem Besuche nach Amerika zurückzureisen bereit sei, an Salomon Rothschild mit der Bitte, Metternich dafür zu

gewinnen. Wahrlich, die Welt mußte sich in dem abgelaufenen Jahrzehnt gewaltig geändert haben, damit für die Mutter jenes einst allmächtigen Mannes nun bei dem Sohne eines einst so gering geachteten kleinen Frankfurter Handelsmannes um Fürsprache nachgesucht werden konnte.<sup>70</sup> Doch Metternich blieb hart. Ein Nachgeben entsprach dem allgemeinen Grundzuge seiner Politik nicht. Das Haus Bonaparte war abgetan, sollte abgetan bleiben und dem System Metternichs niemals mehr gefährlich werden. Darum wurde dieser Familie auch das geringste Entgegenkommen verweigert, Rothschild wurde nicht angehört und mußte die Grenzen seines Einflusses erkennen. Konnte Metternich, soweit eine Einmischung in seine Politik in Frage kam, überaus abweisend sein, so ließ er anderseits in finanziellen Dingen dem Hause Rothschild allzuoft die Zügel schießen. In diesen Dingen verließ er sich auf den Finanzminister und die Hofkammer.

Ein Zufall gestattet einen genauen Einblick in ein Geschäft, das deutlich zeigt, wie Metternich und seine Helfer in ihrem Vertrauen zu Rothschild manchmal zu weit gingen. In diesem Falle bietet sich auch die Gelegenheit, die österreichische Finanzverwaltung selbst, freilich unter dem Nachfolger des Grafen Stadion, über ihren eigenen Mißerfolg und Schaden urteilen zu hören.

Aus der Zeit der ersten österreichischen Besetzung Neapels im Jahre 1815 mußte das Königreich Kriegskosten zahlen. Seit Ende 1818 hatte der österreichische Gesandte in Neapel, Fürst Ludwig von Jablonowsky, die jeden Monat einfließenden Raten zu übernehmen und sich behufs ihrer Übermittlung nach Wien mit einem vom neapolitanischen Hause Dollfuß geführten Bankiersyndikate in Verbindung zu setzen. Für die einkassierten Monatsraten zog dieses Syndikat Wechsel auf Wiener Bankiers. Anfangs ging alles glatt, doch schon der Wechsel über die zweite Rate wurde in Wien protestiert, weil das Haus Dollfuß in Verlegenheit geraten war. Dollfuß

mußte dies Jablonowsky im Januar 1819 melden, hatte aber bereits die Anweisungen auf die neapolitanische Staatskasse für die nächsten Raten bis zum März in Händen und die Summen im voraus bezogen. Jablonowsky stand nun in Gefahr, dieses Geld zu verlieren, und mußte einen sehr ungünstigen Ausgleichsantrag des Hauses Dollfuß annehmen, das für die schuldigen Summen seinerzeit zu 87 angekaufte Renten zum selben Kurse anbot, obwohl die Renten damals auf 78 gefallen waren. Jablonowsky hoffte aber auf deren Steigen und dachte sich so aus der Sache zu retten. „Die Gewalt,“ bemerkte Jablonowsky später, „welche die Kurse in ganz Europa willkürlich leitet und die gründlichsten Berechnungen vereitelt, die Allgewalt des Hauses Rothschild, war mir damals noch nicht bekannt.“<sup>71</sup>

Jablonowsky hatte sich aber verrechnet. Die Rente fiel zunächst, anstatt zu steigen, und der Fürst konnte an den Fälligkeitsterminen die Zahlungen nach Wien nicht leisten, weil er die Rente nicht mit solchem Verlust verkaufen konnte. Er verpfändete sie daher zu 60%, um wenigstens einen Teil des erwarteten Geldes senden zu können, und gab sich noch immer der Hoffnung hin, die Rente werde steigen. Mit der Zeit geriet aber die Übermittlung nach Wien völlig ins Stokken, was bei Stadion, der das Geld brauchte, Ärger und Besorgnis zur Folge hatte. Da es sich um einen kaiserlichen Gesandten, also um einen Untergebenen Metternichs, handelte, führte Stadion beim Staatskanzler Klage, und Metternich mußte auf Abhilfe bedacht sein. Wieder wandte er sich an die Brüder Rothschild, als die Helfer in der Not. Soeben — es war im Sommer 1819 — waren James und Carl aus Neapel nach Wien gekommen. Sie hatten sich über die dortigen Verhältnisse orientiert, dem Fürsten Metternich darüber berichtet und dabei von diesem den Auftrag<sup>72</sup> erhalten, Übernahme und Übermachung der österreichischen, in Neapel ausständigen Forderungen zu beantragen.



Rothschild erklärte sich im Verein mit Gontard gerne bereit, die Sache zum „günstigsten Kurse“ zu übernehmen, und bedang sich  $\frac{1}{2}\%$  Kommission und  $\frac{1}{8}\%$  Courtage aus. „Seien Sie versichert, Herr Baron,“ schloß der Antrag<sup>73</sup>, „daß wir alles, was von uns abhängt, tun werden, um Ihre Befehle mit allem Eifer und aller Ökonomie, deren wir fähig sind, auszuführen, um auf diese Weise mehr und mehr das Vertrauen zu rechtfertigen, das Sie in uns setzen.“ Daraufhin wurde die Angelegenheit den Antragstellern anvertraut.

Dem Fürsten Jablonowsky war bisher von den Verhandlungen mit Rothschild nichts mitgeteilt worden, und er war aufs höchste bestürzt, als man ihm plötzlich auftrug, die Angelegenheit abzugeben. Er drückte sein höchstes Erstaunen darüber aus, um so mehr, als er mit dem Finanzminister Medici inzwischen einen Ausweg in Gestalt direkter Goldverschiffungen nach Triest gefunden hatte.<sup>74</sup> „Aber“, schrieb er, „Herr James Rothschild war in Neapel gewesen, hatte vermutlich meine unglücklichen Verhandlungen mit dem Hause Dollfuß erfahren und sich vorgenommen, selbe zu seinem Vorteile zu benützen. Denn nichts kann sonst erklären, wie das Haus Rothschild ein so unbedeutendes Geschäft auf einem ihm fremden Platze, bei einem immerfort schwankenden und ungünstigen Kurse übernommen und die k. k. Finanzverwaltung hat bewegen können, den Vorteilen des Transports in Gold zu entsagen und den bedeutenden Verlust des Kurses zu tragen.“

Wie dem immer sei, die Sache wurde Jablonowsky aus der Hand genommen und seine Vorschläge, mit den Zahlungen zu warten, bis die neapolitanischen Renten wieder stiegen, in den Wind geschlagen. Im Januar 1820 erhielt Jablonowsky den Befehl, alle die Angelegenheit betreffenden Dokumente einem eigens hierzu nach Neapel gesandten Kontrolleur zu übergeben. Nun folgte im Juli 1820 die Revolution und im Frühjahr 1821 der österreichische Einmarsch in Neapel. Der

Einfluß der Geschehnisse auf die Rente war zunächst ungünstig, und sie fiel bis zum Mai 1821 fortwährend. Unter dem Eindruck dieses Sturzes gab Stadion, der panikartigem Schrecken nur allzu zugänglich war, den übereilten Befehl, die seinerzeit zum Kurse von 60 verpfändeten aus diesem Geschäfte herrührenden Renten ebenfalls auf Rothschild zu übertragen, was im Mai 1821 zum allerungünstigsten Kurse von  $58\frac{1}{8}$  geschah. Die neapolitanische Rente stieg jedoch in den folgenden Jahren ganz außerordentlich, und danach kann der Gewinn geschätzt werden, der dem Hause Rothschild aus diesem Geschäfte zufiel. Aber noch augenfälliger wurde dies, als im August 1827 der neue Finanzminister Graf Nádasdy bei Überrechnung jener Gelder den Fürsten Jablonowsky mit 584 354,54 fl. ersatzpflichtig erklärte und diese Summe auf dessen Gute Rogozno sicherstellen ließ. Auf den scharfen Protest des Gesandten hin beschäftigte sich eine kaiserliche Untersuchungskommission mit der Aufklärung der Angelegenheit. Diese Untersuchung führte zu einem für die österreichischen Staatsfinanzen höchst kläglichen Ergebnis. Der „treuehorsaamste Hofkammerpräsident Graf von Taaffe“ sagte in seinem alleruntertänigsten Vortrag<sup>75</sup> über die Ansprüche des Staatsschatzes an den Fürsten ganz vernichtende Dinge. Er stellte dieses Geschäft in jeder Beziehung als höchst nachteilig dar und erklärte die Behauptung des Fürsten Jablonowsky, so hart sie klinge, für wahr, daß es für ihn und den Staatsschatz vorteilhafter gewesen wäre, die Coupons jener verpfändeten Renten zu verbrennen und den Fonds ganz von sich zu weisen. Denn da dieser<sup>76</sup> zu 60% verpfändet und zu  $58\frac{1}{8}$  an Rothschild weitergegeben worden sei, so hätte der österreichische Staat nicht nur nichts mehr erhalten, sondern sogar noch eine Zuzahlung leisten müssen. Der Vorschlag Jablonowskys, die Renten zurückzubehalten, und mit der Veräußerung zuzuwarten, bis sie besser stünden, sei freilich eine kaufmännische Börsen-

spekulation gewesen. Nun sei aber der ganze vorhandene Erholungsfonds an das Haus Rothschild verschenkt und der Zinsengenuß für das erste halbe Jahr 1828 noch daraufgezahlt worden.

Auf diese Denkschrift erfolgte eine bindende Kaiserliche Erledigung, wonach der Finanzminister unter Zuziehung des Fürsten Jablonowsky eine neue Berechnung pflegen und, wenn dieser nach deren Ergebnis noch einen Ersatz zu leisten hätte, für dessen baldigste Eintreibung das Erforderliche verfügen sollte. Der Finanzminister befolgte diese Weisung, und in dem darüber aufgenommenen Protokoll hieß es am Schluß: „Der zur Untersuchung bestimmte Referent ist der Meinung, daß, obwohl im allgemeinen die . . . Ersatzpflicht des Fürsten zwar besteht, dennoch die Angelegenheit sowohl im gerichtlichen als außergerichtlichen Wege ganz niederzuschlagen sei, da kein günstiger Ausgang von der Justifizierungsklage zu erwarten sei, die sogleich angestrengt werden müßte, wenn von der verhängten Pränotation (auf das Gut) nicht abgelaßen werden sollte.“ Die Berechnung ergab schließlich von den vorgeschriebenen 561 891 fl. 33 kr. nur mehr einen Betrag von 10694 fl. 34 kr., den der Fürst schließlich zahlen mußte, damit die Niederlage der Finanzverwaltung nach außen hin etwas verhüllt werden konnte.

Diese Feststellungen gaben auch dem Staatskanzler zu denken, und er bewahrte danach eine gewisse Vorsicht in seinen Beziehungen zum Hause Rothschild. Dieses wieder benutzte jede Gelegenheit, um den Monarchen und die leitenden Staatsmänner solche Zwischenfälle vergessen zu machen und den schlechten Eindruck mit tiefsten Ergebenheitsbezeugungen zu verwischen. Dies zeigte sich besonders, als im Frühjahr 1826 Kaiser Franz erkrankte, um erst nach wochenlangem Siechtum wieder zu genesen. Die Nachricht von der Genesung, die in ganz Europa mit Spannung erwartet worden war — mußte man doch von einem Ableben des Kaisers

auch tiefgehende politische Veränderungen erwarten —, veranlaßte alle Brüder Rothschild, Glückwünsche an Metternich zu richten. Sie ahnten freilich nicht, wie klug dieser für die Befestigung seines Hausmeiertums auch für den Fall des Todes des Kaisers Franz vorgesorgt hatte. Es genügt wohl, das Schreiben Amschels aus Frankfurt wiederzugeben:

„Von meinem Bruder empfang ich heute mit Estaffette die Nachricht von der glücklichen Gesundung Seiner Majestät des allgeliebten Kaisers. Dieser Augenblick war einer von denen, welche je mein Herz aufs freudenvollste erfüllten, das seit dieser verhängnisvollen Krankheit in der ängstlichsten Sorge schwebte.

Der Himmel hat unser Flehen erhört, den größten und tugendhaftesten Monarchen und in ihm der Welt ein Glück erhalten, dessen Größe ich nur anzustauen, nicht zu fassen vermag. Die allseitige Teilnahme, die Freude, die aus jedem Gesicht darüber leuchtet, ist unbeschreiblich — nur Engel könnten die Gefühle des Dankes gegen die Vorsehung in Worte übertragen! Versagen kann ich mir aber nicht, Euer Durchlaucht zu diesem segenvollen Ereignis meinen Glückwunsch darzubringen. Gern wäre ich so kühn, ihn Seiner Majestät, dem gütigsten Kaiser selbst zu Füßen zu legen, — so aufrichtig und hinreißend sind meine Empfindungen. Möchte Gott diesen besten der Väter der Menschheit bis ans späteste Lebensziel bei voller Gesundheit erhalten! Und ich immer die Gnade genießen, mich in tiefster Ehrerbietung stets nennen zu dürfen Euer Durchlaucht ganz untertänigster gehorsamster Diener

Amschel Meyer von Rothschild.“<sup>77</sup>

Die Sorge, mit dem Tode des Kaisers das Regime Metternich und damit auch die Position erschüttert zu sehen, die sich die Brüder Rothschild in der k. k. Staatskanzlei errungen hatten, war nun glücklich mit der Genesung des Monarchen in weite Ferne gerückt. Salomon, der durch Metternich und Gentz in

der Wiener Hofgesellschaft mehr und mehr an Boden gewann, war oft beim Staatskanzler geladen und sah auch diesen häufig an seinem Tische. Eine geldbedürftige, dem Hochadel angehörige Familie nach der andern nahm Anleihen bei dem in Wien heimisch gewordenen Frankfurter Bankier auf. Dadurch verpflichtete er sich viele solche Familien, und sie mußten wohl oder übel Salomon und seinen Angehörigen ihre sonst so exklusiven Salons öffnen. Die Position Salomons in Wien stieg also sowohl sozial wie geschäftlich zu überragender Höhe, und die konkurrierenden Handelshäuser begannen dies insbesondere in den finanziellen Krisenjahren 1825 bis 1826 empfindlich zu spüren.

Das unter Maria Theresia aufgeblühte Haus Fries & Co., einer der vier „monopolisierenden Staatsbankiers“, war in der Zeit der Krisis von 1825 in Zahlungsschwierigkeiten geraten. David Parish, ein Sohn des bekannten John Parish aus Hamburg und der Partner Rothschilds in so vielen Geschäften, war einige Zeit vorher in dieses Haus eingetreten. Nun wurde er mit ins Verderben gerissen. Parish selbst war seinerzeit wegen Verschwendung und allzu kühner Spekulationslust von der Teilhaberschaft am väterlichen Geschäft ausgeschlossen worden und hatte sich auf eigene Füße gestellt. Nun waren seine Unternehmungen nicht mehr zu retten; es blieb ihm nichts anderes übrig, als seine mächtigsten Protektoren und gleichzeitig Schuldner, wie Metternich und Gentz, zur Bezahlung ihrer Darlehen zu veranlassen. Er verscherzte sich damit ihre Gunst, konnte aber den Untergang der Firma nicht mehr retten. Um den vollen Zusammenbruch nicht miterleben zu müssen, machte er am 27. April 1826 durch einen Sprung in die Donau seinem Leben ein Ende. Vorher aber schrieb Parish, der dem Haus Rothschild den Vorwurf machte, es habe ihn aus vielen Geschäften verdrängt, zwei bittere Briefe. Metternich tadelte er dafür, daß er ihn „der Kupidität einer Familie aufgeopfert habe, die es besser



verstanden als er, den Staatskanzler in ihr Interesse zu ziehen“. Die Brüder Rothschild bezeichnete er in einem Briefe an Metternich als „herzlose, nur für ihren Geldkasten Sinn habende Leute, die unter dem speziellen Schutz Metternichs an ihm höchst undankbar gehandelt hätten“.<sup>78</sup> Überdies schrieb Parish knapp vor seinem Ende an Salomon Rothschild, dem er vorwarf, ihn beiseite gedrängt zu haben, obwohl er es gewesen sei, der ihn 1817 in die großen französischen und österreichischen Finanzgeschäfte hineingezogen habe. Nun steht fest, daß die Rothschild auch ohne Parish diese Verbindung erlangt hätten, und daß dieser sie manchen Geschäften nur deshalb zuzog, weil er nicht reich und mächtig genug war, um so große staatsfinanzielle Geschäfte allein durchzuführen. Andererseits freilich besteht darüber kein Zweifel, daß die Brüder Rothschild dem Hause Fries und Parish rücksichtslos Konkurrenz gemacht und es wie niemand sonst verstanden haben, sich in der Staatskanzlei festzusetzen. Allerdings, daß dieser Wettstreit einen so traurigen Ausgang nahm, hatte Salomon weder gewünscht noch erwartet. Er war darüber nicht wenig erschüttert. In stundenlangen Gesprächen mit Metternich und Gentz wurde die Katastrophe besprochen und erläutert.

Zwei Konkurrenten lagen auf der Strecke. Aber das Leben ging seinen Weg weiter; es schien wünschenswert, das Andenken an sie zu verwischen und aller üblen Nachrede dadurch zuvorzukommen, daß man in geschickter Weise in der Öffentlichkeit stolze Nachrichten über den Ruf, die Geschäfte und das Ansehen des Hauses Rothschild verbreitete. Die Brüder hatten frühzeitig erkannt, daß eine gute Reklame, die entsprechend den damaligen Möglichkeiten insbesondere eine literarische sein mußte, große Dienste leiste. Durch die Verbindung mit den Staatsgewalten, die durch die Macht der Zensur die Preßerzeugnisse aller Länder mehr oder weniger zügeln konnten, hatten sie allzu scharfe Angriffe

kaum zu besorgen. Wenn solche aber doch stattfanden, konnten sie fast immer mit Erfolg dagegen einschreiten. Auch standen ihnen hinreichend Mittel zur Verfügung, um feile Zeitungen zu beeinflussen und die geschicktesten Federn in ihren Dienst zu stellen. Da ist vor allem wieder Gentz, der „Sekretär Europas“, zu nennen; schon seit langem schrieb er für die Rothschild Propagandaartikel in verschiedenen Zeitschriften und machte zugunsten ihres Hauses seinen vom Schatten des großen Staatskanzlers begleiteten Einfluß auf die Presse geltend. Die wachsende Intimität Gentzens mit dem Hause Rothschild, die durch fortwährende Einladungen zu Dinern und ins Theater sowie durch kleine und große, von Gentz getreulich verzeichnete<sup>79</sup> „sehr willkommene Geldgeschäfte mit dem braven Rothschild“ genährt wurde, ermöglichte es, einen publizistischen Hauptschlag zu führen.

Der Verlag Brockhaus legte im Jahre 1826 gerade eine neue Ausgabe seines zu jener Zeit weit verbreiteten und geradezu wie ein Evangelium betrachteten Konversationslexikons auf. Die Rothschild hatten bis dahin noch nicht darin gestanden und sahen nun eine erwünschte Gelegenheit, an dieser Stelle in einer ihnen genehmen Weise den Werdegang ihres Hauses schildern zu lassen. Das konnte, was die Form wie den Inhalt anlangt, niemand besser besorgen als eben Gentz. Salomon Rothschild bat diesen nun, gegen fürstliches Entgelt die Aufgabe zu übernehmen, und setzte ihm die Punkte auseinander, auf deren Hervorheben er den größten Wert legte. Vor allem sollte die Verbindung mit dem Kurfürsten von Hessen so dargestellt werden, als hätte dieser dem Hause Rothschild sein ganzes ungeheures Vermögen zur Verwaltung anvertraut. Sie hätten dieses in der Folge gerettet, indem sie ihr gesamtes eigenes Vermögen aufs Spiel setzten. Die Ehrlichkeit und Uneigennützigkeit sollte besonders betont, das Haus als das mächtigste aller bestehenden hingestellt und sämtliche Titel

und Würden verzeichnet werden, die die fünf Brüder mit der Zeit erworben hatten.

Gentz verfaßte in der ersten Aprilwoche des Jahres 1826 einen Aufsatz: „Biographische Nachrichten über das Haus Rothschild“, der als Grundlage für den entsprechenden Artikel im Lexikon diente. Die nachfolgenden Auszüge sollen einen Begriff geben, wie Gentz seine Aufgabe löste. Der Aufsatz wurde in weitesten Kreisen als bare Münze genommen und nahm seinen Weg aus dem Brockhausschen Lexikon auch in ähnliche fremdsprachige Werke, z. B. in die „Encyclopédie des gens du monde“.

„Rothschild,“ heißt es dort, „gegenwärtig das größte aller Handelshäuser, gehört zu denen, die bloß durch einsichtsvolle Benutzung der Wege, die tausend anderen ebenfalls offen standen, durch wohlverstandenen Unternehmungsgeist, geregelten, gleichförmigen Gang, richtige Schätzung der Menschen und Dinge und Eingehen auf die Zeitverhältnisse groß und blühend geworden sind. Der Stifter dieses Hauses war Meyer Amschel Rothschild, der Vater der jetzt lebenden fünf Brüder . . . In kurzer Zeit gewannen ihm seine Kenntnisse, seine unermüdliche Tätigkeit und die vielfach erprobte Redlichkeit seiner Denkungsart das Vertrauen ansehnlicher Häuser; er erhielt bedeutende Aufträge, und sein Kredit, wie sein Vermögen nahmen zu. Von dem wesentlichsten Einflusse für den ungeheuren Aufschwung, den später sein Geschäft nahm, war das Verhältnis, in welches Rothschild mit dem damaligen Landgrafen von Hessen, nachherigem Kurfürsten, trat, der ihn 1801, nachdem er in ihm einen ebenso zuverlässigen als brauchbaren Mann kennen gelernt, zu seinem Hofagenten ernannt hatte. Als nämlich der Kurfürst 1806, da seine Staaten durch die Franzosen besetzt wurden, sich zur Flucht genötigt sah, überließ er Rothschild die Sorge für die Rettung seines Privatvermögens, welches in mehreren Millionen Gulden bestand. Nur durch die Aufopferung seines

eigenen ganzen Vermögens und nicht ohne persönliche Gefahr vermochte Rothschild das ihm anvertraute Gut zu retten. Die bekannte Tatsache, daß Rothschilds sämtliches Vermögen ein Raub der Franzosen wurde, ließ den vertriebenen Kurfürsten nicht zweifeln, daß auch sein Vermögen verloren sei. Ja, er scheint es nicht einmal der Mühe wert geachtet zu haben, sich näher danach zu erkundigen. Als die Verhältnisse sich wieder geordnet, fing Rothschild sofort an, mit den geretteten Schätzen neue Geschäfte zu machen . . . Mit größter Gewissenhaftigkeit hielten die Brüder das Gebot unverbrüchlicher Eintracht und der Gemeinschaftlichkeit in allen Geschäften, welches der sterbende Vater ihnen ans Herz gelegt. Überhaupt hegen sie gegen ihren Vater eine solche Pietät, daß sie bei allen wichtigen Geschäftsunternehmungen auf ihn zurückkommen und daß namentlich Nathan zweifelhafte Fälle gewöhnlich durch eine Regel, die er dem Vater in den Mund legt, entscheidet. Als im Jahre 1813 der Kurfürst in seine Staaten heimkehrte, war das Haus Rothschild nicht nur erbötig, die ihm anvertrauten Kapitalien sofort zurückzuzahlen, sondern versprach auch, vom Tage des Empfanges an die üblichen Prozente zu bezahlen. Der Kurfürst, durch einen Beweis der Redlichkeit und Rechtlichkeit, wie er hier vorlag, wahrhaft in Erstaunen gesetzt, ließ das ganze Kapital noch auf mehrere Jahre im Geschäfte, verzichtete auf alle früheren Interessen, nahm nur erst von der Zeit seiner Rückkehr an einen geringen Zins und hat gewiß nicht wenig durch seine Empfehlungen, zumal auf dem Wiener Kongresse, die Verbindungen des Hauses Rothschild gefördert, das nun infolge der politischen Ereignisse seit 1813 durch eine ununterbrochene Reihe großer Geld- und Kreditoperationen zu der Stelle geführt wurde, die es gegenwärtig in den europäischen Kommerz- und Finanzangelegenheiten einnimmt, welche zum Teil von ihm geleitet werden . . . Die Frage, wie das Haus Rothschild in so kurzer Zeit alles das, was es geleistet,

unternehmen und vollbringen konnte, hat ohne Zweifel mehrmals einen merkantilischen und politischen Kopf beschäftigt. Zufälligkeiten abgerechnet, war es insbesondere die strengste Befolgung der einmal anerkannten Fundamentalmaximen, welcher, neben einer klugen Geschäftsführung und vorteilhaften Konjunkturen, dieses Haus seinen Flor verdankt. Unter diesen Grundsätzen steht obenan die schon erwähnte gemeinschaftliche Betreibung aller Geschäfte. Seit dem Tode des Vaters wurde jeder Antrag, von welcher Seite er auch ausgehen mochte, der Gegenstand ihrer gemeinsamen Beratungen; jede nur einigermaßen bedeutende Operation ward nach einem verabredeten Plane und mit vereinten Anstrengungen geführt, und alle Brüder hatten gleichen Anteil an den Resultaten. Ungeachtet sie weit entfernt voneinander nach und nach ihre gewöhnlichen Wohnsitze aufschlugen, so störte dieser Umstand nicht im geringsten ihr enges Einverständnis, vielmehr gewährte er den Vorteil, daß sie von der Lage der Dinge auf verschiedenen Hauptplätzen vollkommen unterrichtet, jeder auf seinem Punkte, die von dem Gesamthause zu übernehmenden Geschäfte um so zweckmäßiger vorbereiten und einleiten konnten. Ein anderer der einmal angenommenen Grundsätze des Hauses Rothschild ist der, mit der Zeit fortzugehen und sich nicht hemmend in das Rad der Zeit einzulegen . . . Endlich ist nicht unbemerkt zu lassen, daß nächst der Billigkeit der Forderungen, der Pünktlichkeit der Leistungen, der Einfachheit und Klarheit der Pläne und der verständigen Ausführung derselben der persönliche moralische Charakter aller fünf Brüder auf den Erfolg ihrer Unternehmungen einen wesentlichen Einfluß gehabt hat. Es ist nicht schwer, sich eine zahlreiche Partei zu verschaffen, wenn man mächtig genug ist, viele in sein Interesse zu ziehen; allein die Stimme aller Parteien zu vereinigen und, wie die Volkssprache es ausdrückt, bei groß und klein hoch angesehen zu sein, setzt nicht bloß materielle Mittel, sondern auch



Gemütseigenschaften voraus, die nicht immer mit Macht und Reichtum verbunden sind. Wohltaten um sich her zu verbreiten, keinem Notleidenden die Hand zu versagen, jedem Hilfesuchenden ohne Unterschied bereitwillig entgegenzukommen und die wesentlichsten Dienste in die gefälligsten Formen zu kleiden: diese Wege zur wahren Popularität haben sämtliche Brüder und zwar nicht etwa aus Berechnung, sondern aus angeborener Menschenfreundlichkeit und Gutmütigkeit betreten.“<sup>80</sup>

Dieser Hymnus auf das Haus Rothschild war ein kleines geschickt abgefaßtes stilistisches Meisterwerk und mußte, besonders wenn man nicht wußte, wie es zustande gekommen, das Ansehen des Hauses Rothschild ins Ungemessene mehrten. Damals wie heute nahm die große Masse der Urteilslosen einmal Gedrucktes für bare Münze, und da die Darstellung neben falschen Behauptungen auch tatsächlich bestehende Vorzüge und richtige Beobachtungen enthielt, war man auch in kritischeren Kreisen geneigt, der Schilderung, die ja von Gentz nicht gezeichnet war, Glauben zu schenken. Der Verfasser allerdings bekannte sich, wenigstens seinen Freunden gegenüber, ganz offen zur Autorschaft. Adam Müller forderte er sogar auf, ein Urteil darüber abzugeben: „Ich wünsche,“ schrieb er ihm<sup>81</sup>, „daß Sie in dem beigehenden Supplementbande des Konversationslexikons den Artikel Rothschild lesen, der von meiner Fabrik ist und in welchem ich in der Kürze das Phänomen der Größe dieses Hauses einfach, doch vielleicht nicht unglücklich zu erklären gesucht. Ihr Urteil über diesen kleinen Artikel wird mir willkommen sein.“

Gentz war stolz auf seine Arbeit und las sie, wie er selbst vermerkt, dem Rothschildschen Prokuristen Wertheimstein vor, der die Verlesung natürlich mit „unverhohlener Verwunderung“ mit anhörte.<sup>82</sup> Zehn Tage später erhielt Gentz gelegentlich eines Besuches bei Rothschild den „eigentlichen“ klingenden Lohn dafür.<sup>83</sup> Sein Aufsatz war, abgesehen von dem

großen Vorteil, den die Veröffentlichung den Brüdern Rothschild brachte, wegen einzelner scharfsinniger Bemerkungen auch des Interesses Unbetheiligter wert. Ein Passus insbesondere, der aber nicht in das Konversationslexikon aufgenommen wurde, verdient Beachtung. „Es ist keine ganz neue, nur eine häufig verkannte Wahrheit,“ bemerkt Gentz, „daß was man in der Geschichte einzelner berühmter Männer oder ausgezeichneten Familien Glück zu nennen pflegt, ein Wort ohne Sinn wird, sobald man es von der Mitwirkung des Persönlichen und Selbständigen im Menschen durchaus abgesondert denken will. Glück und Unglück mag in einzelnen Verhältnissen und Vorfällen des Lebens, obgleich auch in diesen nicht ausschließlich, die menschlichen Schicksale bestimmen. Dauerhafte Erfolge aber, wie anhaltendes Mißgeschick, sind stets, und in einem weit höheren Grade als gemeinhin angenommen wird, die Frucht eigenen Verdienstes, oder eigener Unfähigkeit und Schuld derer, die dadurch gekrönt oder zugrunde gerichtet werden. Dabei aber bedarf es trotz aller hervorragenden persönlichen Eigenschaften außerordentlicher Umstände, welterschütternder Weltbegebenheiten. So haben die Stifter der Dynastien den Grund zu ihren Thronen gelegt, so ist auch das Haus Rothschild groß geworden.“<sup>84</sup>

Schärfer konnte man die Verhältnisse kaum charakterisieren, denn tatsächlich waren in der Familie Rothschild in jener Generation andere in einer ganz bestimmten Richtung überlegene geistige und physische Kräfte am Werk, die allerdings erst die Gunst der Zeitumstände zu voller Entfaltung brachte.

---

## SECHSTES KAPITEL

### DER GROSSEN KRISE ENTGEGEN

Die Leitung des Hauses Rothschild mit seinen fünf Stützpunkten in Europa war mit der Zeit infolge der gewaltigen Ausbreitung der Geschäfte und ihrer innigen Verquickung mit den Ereignissen der großen europäischen Politik sehr schwierig geworden. Wohl übte Nathan stillschweigend einen Einfluß aus, der die oft einander widersprechenden Richtungen der verschiedenen Filialen miteinander in Einklang bringen sollte, doch unter den damaligen schlechten Verkehrsverhältnissen und dem trotz aller Bemühungen primitiven Nachrichtendienst konnte er nicht alles übersehen. So blieb jedem der Brüder an seinem Standort ein ziemlich weiter Spielraum offen, innerhalb dessen es seinem Ermessen allein überlassen war, das für die Interessen des Gesamthauses Beste zu unternehmen. Zwischen Wien, Frankfurt, Paris und London, als eine der größten Verkehrslinien Europas, war die Verständigung leichter möglich. Nur gerade der wenigst begabte der fünf Brüder, Carl in Neapel, war von den anderen recht isoliert und mußte daher öfter persönlich nach Paris und London reisen, um die Fühlung mit seinen Brüdern enger zu gestalten.

In Neapel drängte die Lage der österreichischen Truppen zu einer endlichen Lösung. Schon seit dem Ende des Jahres 1822 verlangten die dortigen Staatsmänner angesichts der gewaltigen Kosten dringend die Verminderung der österreichischen Truppenzahl. Memoire auf Memoire wurde unter Hinweis auf die unerträglichen Kosten und die Notwendigkeit der Erleichterung der Finanzlage eingereicht.<sup>1</sup> Allerdings

hatte schon der Kongreß von Verona die Herabsetzung der Besatzungstruppen auf 35 000 Mann beschlossen. Bis aber der Beschluß durchgeführt wurde (August 1824), hatte die österreichische Regierung aus den von Neapel gezahlten Summen schon Ersparnisse im Betrage von rund 6,5 Millionen fl. erzielt.<sup>2</sup> Das blieb natürlich nicht lange verborgen und erregte<sup>3</sup> im Königreich große Unzufriedenheit, zumal als sich die Nachricht verbreitete, die Regierung werde im Hinblick auf die schlechte Finanzlage demnächst die Gehälter aller von ihr besoldeten Personen herabsetzen.

Die Mehrheit aller Staatspapiere Neapels war in ausländischem Besitz. Im Land selbst verblieben an jährlichen Zinsen bloß etwa 2 Millionen Dukaten, während der Rest, rund 3,2 Millionen Dukaten Zinsen, in die Fremde wanderte und einen Tribut Neapels an das Auslandskapital darstellte. Dabei krankte der Staatshaushalt an einem von Jahr zu Jahr wachsenden Defizit, das im Jahre 1825 auf 3,8 Millionen Dukaten stieg. Dies bedeutete, daß die Zinsen der Auslandsschuld dem jährlichen Defizit des Staates nur um weniges nachstanden. Graf Apponyi, der spätere Botschafter in Paris, war von Metternich nach Neapel gesandt worden, um die Lage der Dinge an Ort und Stelle zu prüfen. „Der Cavaliere de Medici“, meldete er<sup>4</sup>, „sieht in der Anwesenheit unserer Truppen nur mehr eine unerträgliche Last und als Finanzminister zittert er bei dem Gedanken, daß die fremde Besetzung über das Jahr 1826 hinaus dauern, ihn zwingen könnte, zu einer neuen Anleihe seine Zuflucht zu nehmen und so das schon erschreckende Defizit des Staates noch zu vermehren. Dies ließ ihn vor einigen Tagen zu Rothschild sagen: „Wenn die österreichischen Truppen über den durch die Konvention bestimmten Termin hierbleiben, bin ich fest entschlossen, meine Demission zu geben.““

Carl Rothschild war in seinem Innern durchaus auf seiten des Finanzministers; auch ihm konnte es nicht recht sein, wenn

die Kosten der Besatzung dazu führten, daß schließlich der gesamte Staatshaushalt in Unordnung geriet und die von dem Hause Rothschild begebenen und gehandelten Anleihen dadurch in ihrer Wertbeständigkeit bedroht würden. Er begann also merklich den Standpunkt der Neapolitaner zu vertreten und den Standpunkt Österreichs, dem er freilich seine Stellung in Neapel vornehmlich verdankte, allmählich weniger zu berücksichtigen. Auch er war sehr für die baldige Räumung eingenommen, und dies um so mehr, als der neue, im Januar 1825 auf den Thron gelangte König, bei dem er sich gut einführen wollte, den gleichen Wunsch hegte. In Wien hatte man ihn sogar im Verdacht, den neapolitanischen Finanzminister in seinem hartnäckigen Bestreben zu bestärken, Teile der für die österreichischen Truppen ausgelegten Summen als über Gebühr bezahlt zurückzufordern. Die neapolitanische Regierung verlangte nämlich die Rückzahlung von 1 013 398 Dukaten, die sie allein bis November 1821 zuviel gezahlt hätte, und beabsichtigte, von den monatlich an die österreichische Kriegskasse abzuführenden Geldern so lange je 100 000 Dukaten zurückzuhalten, bis alle Ersatzforderungen berichtigt seien. Österreich bot zum Ausgleich bloß 650 000 Gulden an, wovon aber auch noch Abzüge geplant waren. Doch fürchtete es eine öffentliche Auseinandersetzung. Der Generalintendant gab selbst in einem Schreiben an den Finanzminister Grafen Nádasdy zu, daß die Ziffer von 650 000 fl. zu niedrig gegriffen sei. Man tue besser, die von der neapolitanischen Regierung geforderte Summe pauschaliter zuzugestehen, als es zu einer förmlichen Liquidation kommen zu lassen, die für Österreich nachteilig ausfallen würde.<sup>5</sup> Auch der Gesandte Ficquelmont befürchtete<sup>6</sup>, es würden unzählige Reklamationen entstehen, deren Bekanntwerden für Österreich an und für sich peinlich wäre. Er erbot sich, die Berichtigung der Angelegenheit „ohne Ostentation und Kompromittierung der Würde unserer erlauchten Regierung an-



gemessen“ beizulegen, und bat nur, die Rückzahlungen nicht aus den Beständen der k. k. Kriegs- und Finanzkasse in Neapel, sondern durch das Haus Rothschild einzuleiten, da die unmittelbare Rückzahlung durch diese Kasse den Beweis liefern würde, daß von den neapolitanischerseits gezahlten Pauschalien Ersparnisse gemacht wurden. „Genau und unparteiisch geprüft,“ fügte er bei, „geben wir ja nur einen aus der Periode vom 1. Feber bis Ultimo November (1821) entfallenden Teil des Überschusses heraus.“

In Wien war man aber für eine so rasche Rückzahlung nicht eingenommen und zögerte mit der Flüssigmachung. Medici brauchte jedoch das Geld notwendig und wollte nicht weiter zuwarten. Er wandte sich darum an Carl Rothschild und legte ihm dar, daß das königliche Schatzamt  $1\frac{1}{2}$  Millionen Dukaten über die normalen Eingänge benötige. Er bat um den Vorschuß dieser Summe und bot als teilweise Deckung die bei Österreich geltend gemachte Forderung von über 1 Million Dukaten an.<sup>7</sup>

Carl Rothschild sandte diesen Brief Medicis sofort nach Wien, um zu erkunden, wie sich die kaiserliche Regierung dazu verhalte. Da diese aber vorläufig nicht gesonnen war, nachzugeben, obwohl es der Gesandte Ficquelmont empfahl, legte sie das Schreiben einfach ad acta. Carl Rothschild streckte jedoch gegen besondere Zusicherungen für den Fall, daß Österreich nicht zahle, dennoch 1200000 Dukaten vor, weil ihm an der Gunst Medicis und des neuen Königs sehr gelegen war. Das brachte ihn an hoher Stelle sehr in Gnade, und Carl benutzte dies, um sich, ebenso wie es seine Brüder anderwärts getan, in Neapel eine gesellschaftliche Position zu schaffen. Im Winter des Jahres 1826 strömten zahlreiche vornehme Fremde in der schönen Stadt des Südens zusammen; unter ihnen Leopold von Sachsen-Koburg, der spätere König Leopold I. von Belgien<sup>8</sup>, der Herzog von Lucca und andere Fürstlichkeiten sowie viele reiche englische Familien. „Das

trägt“, berichtete Carl in einem Privatbrief<sup>9</sup>, „sehr dazu bei, unsere geselligen Zusammenkünfte zu beleben. Amateurgesellschaften spielen französische Theaterstücke, man gibt Bälle und Soireen, mit einem Wort, man unterhält sich trotz allem . . .“

In Wien hatte man indes auf Einschreiten Salomons bei Metternich<sup>10</sup> das Haus Rothschild wissen lassen, es bestehe kein Anstand, daß die Gelder, welche Österreich schließlich an Neapel zurückzahlen werde, statt an dieses an das Haus Rothschild abgetragen würden.<sup>11</sup> Aber die Höhe blieb unbestimmt, und da man diese Beträge überhaupt sehr widerwillig zahlte, so erregte es bei Metternich einen gewissen Ärger, daß das Haus Rothschild auch dabei intervenierte.

Ende Dezember 1826 beschlossen Kaiser Franz und Metternich die endgültige Räumung des Königreichs beider Sizilien, freilich nicht ohne den König dringend zu mahnen, ja niemals eine Änderung der Regierungsform vorzunehmen. Anläßlich des Abmarsches der Österreicher hatte der kommandierende General Frimont verschiedene Persönlichkeiten zu Auszeichnungen vorgeschlagen, darunter auch den Finanzminister Medici und Carl Rothschild. Angesichts der Haltung dieser beiden in Angelegenheit der Rückzahlungen wollte man in Wien davon nichts wissen, und Metternich schrieb auf den Antrag, Medici bekomme keine Auszeichnung<sup>12</sup>, weil er ohnedies schon das Großkreuz des Stephansordens besitze, und Baron Rothschild nicht, „weil dieser letztere sich zur angetragenen Auszeichnung nicht qualifiziere“. Das war die Antwort auf die Haltung, die Carl Rothschild in der letzten Zeit eingenommen hatte. Man war nicht weit davon entfernt, ihn in Wien als einen Überläufer oder Deserteur zu bezeichnen.

Die Verhandlungen über die Rückzahlung der zu hoch bemessenen Unterhaltskosten währten noch geraume Zeit. Österreich sträubte sich nach wie vor, die geforderten Sum-

men voll zu liquidieren. Schließlich gab der König von Neapel nach, um das Einvernehmen nicht zu stören, doch wünschte er wenigstens die Zinsen der gezahlten Überschüsse herauszuschlagen.

„Der König“, hieß es in einem darauf bezüglichen Memorandum<sup>13</sup>, „zweifle nicht, daß die Zwangslage, in der Neapel die sehr schwer lastenden Verpflichtungen gegenüber dem Hause Rothschild hatte eingehen müssen, einen solchen Eindruck auf das edelmütige Herz des Kaisers machen würde, daß er ohne Verzug wenigstens diesen Wunsch des Hofes von Neapel erfüllen werde.“ Bezüglich der Zahlungsmodalitäten solle sich die österreichische Regierung mit dem Hause Rothschild ins Einvernehmen setzen. Doch hatte der Appell wenig Erfolg. Österreich zahlte schließlich nur 338564 Gulden, die Rothschild auf Rechnung seiner Schuldforderung an Neapel übernahm, und man gab sich dort Ende 1829 um des lieben Friedens willen damit zufrieden.

War Metternich wie im Falle Carls mit der Haltung des Hauses Rothschild zuweilen auch nicht ganz zufrieden, so fand er in staatlichen und persönlichen Anliegen doch immer wieder den Weg zu ihm zurück. Denn es war nun einmal kein anderer Finanzmann da, der über so große Geldmittel und zugleich über so bedeutende internationale Verbindungen gebot. Dazu hatte der Staatskanzler die Erfahrung gemacht, daß im Gegensatz zu den meisten anderen Bankleuten Geschäfte und Unternehmungen delikater Natur von den Rothschild als tiefstes Geheimnis behandelt und bewahrt wurden, was für einen Mann in so exponierter Stellung wie Metternich von besonderer Wichtigkeit war.

Vielfach ergaben sich Geschäfte, in denen die finanziellen Interessen des Kaiserhauses, dem sich Metternich natürlich stets dienstwillig erweisen wollte, mit den staatlichen so in Einklang gebracht werden mußten, daß man sich vor der Öffentlichkeit nicht kompromittierte. In solchen Dingen

waren die Rothschild besonders geschickt, und sie machten sich dadurch den leitenden Staatsmännern Österreichs trotz aller Zwischenfälle immer wieder unentbehrlich.

Ein schlagendes Beispiel für eine solche Inanspruchnahme ihrer Dienste ist die von Metternich veranlaßte Rothschild'sche Intervention in den finanziellen Angelegenheiten der Gemahlin Napoleons I. und Tochter Kaiser Franzens, Marie Louise. Diese Fürstin war ihrer ganzen Veranlagung und ihren geistigen Fähigkeiten nach keine ebenbürtige Gattin für den genialen Korsen gewesen, obwohl sie ihm ihrer Abstammung gemäß weit überlegen war. Solange ihm das Glück hold war, harrete sie bei ihm aus. Als er aber von seiner Höhe herabgestürzt war, verließ sie ihn mit seinem Sohn und kehrte zu ihrem Vater zurück, ohne dem Gatten eine Träne nachzuweinen. Trotz der dringenden Bitten Napoleons äußerte sie nicht ein einziges Mal den Wunsch, ihn auf Elba, geschweige denn auf St. Helena zu besuchen. Aber selbst wenn sie dies gewollt hätte, hätten sie ihr Vater und vor allen anderen Metternich daran gehindert. Der Kanzler wollte mit allen Napoleonischen Erinnerungen gründlich aufräumen und tat dies im Falle Marie Louisens mit ganz besonderem Geschick unter Ausnutzung der Schwächen der Fürstin. Skrupellos und vergnügungssüchtig besuchte sie mondäne Bäder und lebte nur ihrer Unterhaltung, ohne die Briefe Napoleons auch nur zu beantworten. Als die Exkaiserin 1814 in Aix-Les-Bains weilte, teilte ihr Metternich als Ehrenkavalier einen Mann zu, dessen Rolle nicht nur höfisch, sondern im Dienste Metternichs auch eminent politisch war. Adam Albert Graf von Neipperg war damals 39 Jahre alt und ein stattlicher Mann, der über dem rechten, im Krieg durch einen Säbelhieb verlorenen Auge eine schwarze Binde trug. Er war ein Offizier von eleganter Erscheinung und ausgezeichneten Formen, dem nicht nur der Ruf hervorragender Tapferkeit, sondern auch großer geistiger und diplomatischer Begabung voranging. Er

sollte die Aufgabe übernehmen, jeden Gedanken an Napoleon und das Kaiserreich in Marie Louise zu tilgen und sie von jeder Berührung mit einem Mitgliede der Familie Napoleons oder deren Anhängern fernzuhalten. Es sollte ihm nur zu gut gelingen.

Der Wiener Kongreß hatte beschlossen, daß Marie Louise die Herzogtümer Parma, Piacenza und Guastalla „en toute souveraineté et propriété“ gehören sollten. Es stand ihr dort, solange sie nach den Grundsätzen einer absoluten Monarchie ohne Verfassung und ohne Vertretungskörper regierte, nach der Kongreßakte, übrigens auch im Sinn der damaligen patri-monialen Staatsauffassung, eine Art Eigentumsrecht an diesen Gebieten zu. Im Pariser Vertrage von 1817 war jedoch festgelegt worden, daß dieses Besitztum nicht vererblich sein, sondern nach Marie Louisens Tode einem anderen Fürsten anheimfallen sollte. Man übersah aber zu bestimmen, wie diese Übergabe seinerzeit stattfinden und was dann zum Privatvermögen der Fürstin gehören sollte.

Marie Louise war im Jahre 1816 in Parma eingezogen, und in ihrem Wagen saß als Ehrenkavalier jener Graf Neipperg, der mittlerweile nicht nur, wie Metternich es wünschte, volle Gewalt über Tun und Lassen der Fürstin erlangt, sondern auch ihr Herz errungen hatte. Der Mann, der da beim Einzuge in goldstrotzender Uniform neben der Fürstin in der Karosse saß, war bereits ihr Geliebter und Napoleon, der große Kaiser und Feldherr, ihr Gatte und der Vater ihres Kindes, gänzlich vergessen.

Die Sache blieb in Parma freilich kein Geheimnis, und alles Vertuschen nützte nichts; bald wußte man in der Öffentlichkeit, daß im April 1817 im Palais der Beherrscherin von Parma eine Tochter Marie Louisens und ihres Ehrenkavaliers zur Welt gekommen war, die in der Taufe den Namen Albertine erhielt.

Als am 5. Mai 1821 auf St. Helena Napoleons letzte Stunde



schlug, trug Marie Louise neuerdings ein Kind von Neipperg unter dem Herzen. Diesmal war es ein Sohn, der am 9. August 1821 geboren wurde und die Namen Wilhelm Albert Graf von Montenuovo erhielt, was die italienische Übersetzung des Namens Neipperg (Neuberg) bedeutete. Der General, der in engster Gemeinschaft mit Marie Louise lebte, schloß mit ihr nach dem Tode des Kaisers, freilich im geheimen, die Ehe. Da der Herzog von Reichstadt noch lebte, befürchtete Neipperg, seine Kinder könnten bei dem Tode der Eltern ohne Versorgung bleiben. Er drang daher in Marie Louise, solange es noch an der Zeit sei, aus ihrem kleinen Reiche irgendwie eine Geldsumme herauszuziehen, die als ihr Privatvermögen zu deklarieren wäre, aus dem man dann die Kinder entsprechend dotieren könnte.

Marie Louise sah ein, daß etwas für deren Zukunft geschehen müsse, da ja nach ihrem Tode ihre Länder an einen anderen Fürsten übergehen sollten. Zwar wußte sie, daß man im Begriffe stand, aus böhmischen Gütern ein Herzogtum für ihren Sohn aus der Ehe mit Napoleon zu bilden, aber an die Montenuovos dachte niemand in Wien. Die Einkünfte der von Marie Louise regierten Länder waren bis zum Jahre 1826 nie ganz für Verwaltungszwecke aufgegangen, sondern hatten es ermöglicht, große Summen für Schloß- und Brückenbauten, für Verschönerungen in den herzoglichen Gärten u. dgl. zu verwenden. So hatte man das Schloß von Piacenza aufgeführt, die Palais in Parma und Colorno prunkvoll eingerichtet, eine Brücke über den Taro und eine über die Trebbia sowie ein Theater erbaut und endlich im ganzen Lande einen Kataster angelegt. Diese Aufwendungen, so argumentierte nun Neipperg, gingen zu Lasten der persönlichen Einkünfte Marie Luisens. Denn es sei zweifellos, daß die Überschüsse aus der Gebarung des Staates der Herrscherin gebührten.<sup>14</sup> Sie erreichten den Betrag von 10 435 000 Francs.<sup>15</sup> Und hiervon sollte wenigstens ein Teil in irgendeiner Form



21. Marie Luise, Herzogin von Parma  
Stich nach einer Zeichnung von G. Callegari(?)  
Nationalbibliothek Wien



bar zurückverlangt und zur Gründung eines Privatvermögens der Herzogin verwandt werden.

Neipperg wußte sehr wohl, wie weit sein Einverständnis mit Metternich ging, und daß sich dieser einer von ihm gestellten Bitte nicht werde entziehen können. Der General bestimmte im Einvernehmen mit Marie Louise, es sollte die Angelegenheit zunächst so geführt werden, daß nicht die Kinder Montenuovo, sondern nur wenn nötig der Herzog von Reichstadt genannt würde. Sodann schrieb der General an Metternich<sup>16</sup>, daß nach all den Opfern, die Marie Louise für das Wohlergehen und die Ruhe Europas gebracht, und für die enormen Wohltaten, die sie ihren Untertanen erwiesen habe, klare Verhältnisse bezüglich ihres persönlichen Besitzes und Privatvermögens geschaffen werden müßten. Es sei offenbar, daß die aus den Ersparnissen erbauten Schlösser usw. ihr Privateigentum seien, und man müsse wegen Sicherung der Möbel, Bilder, Bibliothek, Pferde und Juwelen, die sie alle getreulich ihrem Sohn hinterlassen wolle, schon jetzt mit den Nachfolgern verhandeln, damit im Falle des Todes Marie Louisens keine Weiterungen entstünden.

Neipperg schlug vor, entweder eine Nachtragskonvention aller Mächte beschließen zu lassen oder eine Anleihe aufzunehmen, durch welche die Guthaben der Herzogin sofort verfügbar gemacht werden sollten. In einem Memoire<sup>17</sup> führte Neipperg zur Bekräftigung Folgendes aus: „Niemand wird nach den Gesetzen des öffentlichen Rechtes leugnen, daß alle direkten und indirekten Einkünfte des Staates, welcher Natur sie auch immer wären, zur vollen Verfügung der Souverainin stünden und sie, wenn einmal nach dem jährlichen Budget die Verwaltung in allen ihren Zweigen bezahlt wäre, die ersparten Summen und Rückstände frei nach Gutdünken verwenden kann.“

Metternich wünschte die anderen Mächte möglichst auszuschalten und riet zu einem direkten Einvernehmen<sup>18</sup> mit dem

zum Nachfolger Marie Louisens designierten Herzog von Lucca, was in jedem Falle „weniger kompromittierend“ sein dürfte. Im übrigen war auch er für die „vorsichtige Anwendung kluger Maßregeln, um das private Vermögen Ihrer Majestät außer den Bereich fremden Anspruches zu setzen und, insoferne es nicht aus dem Lande gezogen werden kann, dessen Absonderung von dem Staatsvermögen vorzunehmen“.

Er sah in der Aufnahme eines „verhältnismäßigen Anlehens“ einen leichteren Ausweg. „Bei der Frage des Anlehens“, schrieb er, „kömmt zwar gleichfalls die Eigenschaft Ihrer Majestät als Nutznießerin der Herzogtümer in Betracht zu ziehen, doch kann deshalb Höchstderselben vermöge Ihrer anerkannten Souverainitätsrechte die Befugnis, Anlehen auf das Land zu kontrahieren, nicht abgesprochen werden.“ Die Begründung sei darin zu suchen, daß Marie Louise „durch große, zum Besten der Untertanen und des Landes unternommene Werke bedeutende und außerordentliche Opfer gebracht hätte und daß Hochdieselben, um diese Opfer einigermaßen zu decken, ohne Ihren geliebten Untertanen neue Lasten aufzulegen oder die vorhandenen Ausstände mit Härte einzutreiben, den Weg eines Anlehens einzuschlagen für gut befunden hätte“. Man solle, betonte Metternich, Erbrechtsfragen des Herzogs von Reichstadt, eine Zivilliste für Marie Louise oder etwa eine Abrechnung zwischen Privateigentum und Staatskasse nicht vor das Publikum bringen. Dies sei nur geeignet, unzeitige Aufmerksamkeit und Kompromittierungen zu erzeugen. Ebensowenig scheine es ihm notwendig, dem Publikum gegenüber in spezielle Berechnungen außer in jene, welche sich auf den Betrag und die Modalitäten der Anleihe beziehen, einzugehen.

Nach längerem Hin und Her meldete Neipperg gelegentlich einer in Wien mit Metternich gepflogenen persönlichen Rücksprache, daß<sup>19</sup> „Ihre Majestät, die Frau Erzherzogin, ent-



geschlossen sei, dem Staatsrat vorzutragen, daß sie ein Sechstel des auf 30 Millionen geschätzten Staatsvermögens (Patrimoniums) zur Bildung eines Allodialvermögens benützen wolle, über das sie nach freiem Ermessen verfügen werde, und im übrigen den Rest jener Summen, die sie für dem öffentliche Wohle geweihte Arbeiten verwandte und deren Kosten 10439000 Francs betrugen, ihren Untertanen zum Geschenk mache. Marie Louise wolle es dem Staatsrat überlassen, ob die Parmensische Staatsschuld vom derzeitigen Stande von 4 Millionen auf 9 Millionen erhöht, oder aber zum Verkauf von Staatsdomänen geschritten werden solle“.

Metternich fiel es schwer, eine Entscheidung zu treffen. Das waren finanzielle Fragen schwieriger und dazu sehr delikater Natur, die kaum mit offiziellen Stellen besprochen werden konnten. So beschloß er, sich wieder bei Salomon Rothschild Rats zu holen. Als die Frage akut wurde, weilte Metternich auf seinem Gut Johannisberg am Rhein. Er benachrichtigte vor allem Marie Louise, daß er Salomon Rothschild über alle diese Dinge zu Rate ziehen würde und daß er überzeugt sei, dieser werde die besten Ansichten über die Art und Weise der Erfüllung ihrer Wünsche auszusprechen vermögen. Dann setzte er in einem langen Briefe an Salomon<sup>20</sup> diesem genau auseinander, daß die Erzherzogin sich eines freien disponiblen Kapitals von fünf bis sechs Millionen Franken und des Rechtes zu versichern wünsche, die Revenuen zu verwenden, wie sie es für gut finde. Dem Vorschlag Neippergs, Staatsgut zu verkaufen, ständen politische Bedenken entgegen. Durch eine Vermehrung der Staatsschuld besorge die Erzherzogin, sich zu „depopularisieren“. „Meine unmaßgebliche Idee“, schrieb Metternich, „wäre nun die folgende. Die Erzherzogin sollte laut und öffentlich vor ihrem Conseil bekennen, daß sie die von den Staatsrevenuen aus Ihrem freien Willen bereits aufgeführten Bauten für öffentliche Zwecke sowie die noch aufzuführenden ebensgut zur Schaf-

fung eines Privatvermögens verwenden könne, dies aber nicht tun will. Daß sie das bereits verausgabte, wie das noch auszugebende dem Besten des Staates überläßt, sich jedoch auf den ganzen Betrag eine Summe von 5–6 Millionen Francs zur freien Disposition sichern will.

Nach diesem Bekenntnis sollte sie die Summe im Originalwerte aufnehmen und in Inscriptionen in Ihrer Kasse niederlegen. Dieses Geschäft könnte simuliert sein, denn des baren Geldes bedarf sie nicht; die Effekten könnte sie in ihrer Kasse liegen lassen, oder ganz oder teilweise veräußern. Nach meiner Idee müßten demnach nur 5%ige Effekten geschaffen werden.“ Die nähere Art und Weise, wie dies zu bewerkstelligen war, wollte Metternich durch Salomon erfahren. Dieser beeilte sich, auf des Staatskanzlers Brief seine Ansichten „der weisen Prüfung Hochdesselben vorzulegen“. <sup>21</sup>

„Dieser beabsichtigte Zweck“, antwortete er, „könnte meiner unmaßgeblichen Meinung zufolge am besten und wirksamsten auf folgende Weise in Erfüllung treten. Die Regierung von Parma creiert über die Totalsumme des aufzunehmenden Kapitals eine Generalinscription auf die Firma unseres Handlungshauses ausgestellt und deponiert dieselbe nach freier Wahl in die k. k. österreichische Nationalbank zu Wien oder in die Bank von Mailand. Auf diese Generalinscription stellten wir Zertifikate au porteur in verschiedenen Abschnitten aus, . . . deren Inhaber die Befugnis eingeräumt ist, dieselben nach Belieben und zu jeder Zeit gegen . . . in das große Schuldbuch des Staates eingeschriebene Inscriptionen umzuwechseln.“ Salomon legte als Muster ein dreiprozentiges französisches Rentenzertifikat vor, zu deren Ausstellung die französische Regierung seinem Hause das Privilegium verliehen hatte. Ein Tilgungsfonds gab die entsprechende Sicherheit, und pünktliche Zinsenzahlung sollte das Geschäft auf eine gesunde Basis stellen. Freilich wollte sich Salomon zunächst nach den bisherigen Anleihen Parmas

erkundigen, doch vorerst niemand dahin senden. „Vielleicht könnten“, schloß er, „Euer Durchlaucht die darauf bezüglichen Piecen direkte von Parma erhalten und dieses würde kein Aufsehen erregen, welches von mir der Fall sein würde. Schließlich gebe ich noch Euer Durchlaucht die Zusicherung, daß ich aus allen Kräften mit dem wärmsten Eifer mich bemühen werde, in der vorliegenden Angelegenheit die Zufriedenheit Ihrer Majestät der Erzherzogin, sowie den huldvollen Beifall Seiner Majestät des Kaisers zu verdienen, da, wie Euer Durchlaucht es wissen, ich mich stets für reichlich belohnt halte, wenn es mir glückt, zur Erfüllung der hohen Endzwecke des kaiserlich-österreichischen Hofes beizutragen.“

Das war die offizielle Antwort, deren sich Metternich gegenüber Marie Louise bedienen sollte. Ihr war aber noch eine vertrauliche beigelegt, die nur für den Staatskanzler bestimmt war.<sup>22</sup>

„Euer Durchlaucht nehme ich mir die Freiheit, dem Wunsche Hochdesselben zufolge noch einige besondere Zeilen über das in Frage stehende Geschäft dem hier mitfolgenden ostensiblen Schreiben anzuschließen.

Ich hege die angenehme Zuversicht, die bewußte Angelegenheit zur völligen Zufriedenheit I. M. der Großherzogin, sowie S. M. des Kaisers und Königs in Ordnung zu bringen, und zum erwünschten Ziele zu führen. Wenn mich die finanziellen Ansichten in dieser Sache in manchen Beziehungen ins Gebiet der Politik führen, so denke ich, soll es der Erzherzogin ein wichtiger Punkt sein, sich des Kapitals auf eine solche Weise zu versichern, daß nach ihrem Ableben dasselbe den rechtmäßigen gesetzlichen Erben nicht streitig gemacht werden kann. Die Ausfertigung von Effekten au porteur von einem renommierten Bankhause ausgestellt und deren Besitzer stets wechseln, treten allen sich darbietenden Hindernissen entgegen. Denn wollte man diese Zertifikate angreifen . . . so würde diese Maßregel nicht allein den Kredit von

Parma auf immer zugrunde richten, sondern alle Regierungen, welche auf ein unverletzliches Kreditsystem halten, würden sich zur Abwendung der gleichen Ereignisse ins Mittel schlagen. Ferner halte ich es für zweckmäßiger, die Kapitalsumme nicht auf 6, sondern auf 10 Millionen festzusetzen, denn wie Euer Durchlaucht selbst andeuten, bedarf der Staat einiger Millionen zu öffentlichen Anstalten und Bauten und auf diese Weise würde auch der üble Eindruck, den die Aufnahme einer Anleihe erwecken könnte, und welchen die Erzherzogin befürchtet, durch die gemeinnützigen, das Wohl des Landes befördernden Zwecke, die daraus entspringen, größtenteils behoben . . . Sollten Euer Durchlaucht nach meiner Rückkehr in Wien die Überzeugung hegen, daß meine persönliche Anwesenheit in Parma das Geschäft besser fördern würde, so stehe ich keinen Augenblick an, dem Wunsche Euer Durchlaucht, welcher für mich Gebot ist, zu folgen und meine Reise dahin anzutreten.“

„Wie glücklich werde ich mich alsdann schätzen, wenn der erwünschte Erfolg meine Bemühungen krönt und ich das Geschäft zur Zufriedenheit Euer Durchlaucht, die mir über alles wert ist, zustande bringe.“

Metternich entsprach dem Wunsche Salomons und ließ sich Akten über die bisherigen Anleihen Parmas vorlegen, die er dann an Salomon weitersandte. Aber auch daraus wurde Salomon nicht klug und schrieb Metternich, er habe sich keine hinreichende Übersicht daraus verschaffen können, welche doch unumgänglich nötig sei, um über ein neu einzuleitendes Geschäft von größerem Umfang ein gültiges und klares Urteil fällen zu können. „Ich glaube also Euer Durchlaucht unmaßgeblich vortragen zu dürfen, Ihre Majestät, die Erzherzogin von Parma einzuladen, einen mit gehörigen Vollmachten versehenen vertrauten Geschäftsmann hierherzusenden, welcher alle Aufklärungen mitbrächte und mit welchem ich unter der Leitung Eurer Durchlaucht über das Ge-

schäft selbst in Unterhandlung treten könnte . . . Es gereicht mir zur besonderen Befriedigung, Eurer Durchlaucht hier wiederholt versichern zu können, daß ich es mir zur größten Ehre anrechne, I. M. der Erzherzogin von Parma meine besten Dienste zu widmen und das Vertrauen zu rechtfertigen, das diese erlauchte Fürstin mir so gnädig zuteil werden läßt.“<sup>23</sup>

Dem Wunsche Salomons wurde willfahrt, und der mit der unmittelbaren Führung der herzoglichen Kabinettsskasse betraute Oberst Freiherr von Werklein reiste nach Wien ab und nahm einen Brief Marie Louisens an ihren Kaiserlichen Vater mit.

„Mir wünsche ich“, schrieb sie<sup>24</sup>, „in diesem Jahre nichts anderes, als das große Glück zu haben, Sie wiederzusehen, und ich hoffe es sicher und fest. Der Überbringer dieses Briefes wird Oberst Werklein sein, welchen ich dem Fürsten Metternich nach seinem Verlangen nach Wien schicke, um dem Rothschild alle Aufklärungen und Erläuterungen zu dem bewußten Geldgeschäft zu überbringen. Das eigentliche Anleihen, welches meine Forderungen an Parma ganz ins reine bringen wird, wird aber erst hier mit Zuziehung des Finanzpräsidenten und eines Bevollmächtigten des Rothschild förmlich hier unterhandelt werden und abgeschlossen. Ich werde dadurch für die Zukunft viel ruhiger sein.“

In langen geheimen Konferenzen zwischen Metternich, Werklein und Salomon wurden die Richtlinien des Marie Louise zu erstattenden Vorschlages festgelegt.

Salomon Rothschild hatte ein ausführliches Memoire mitgebracht<sup>25</sup>, in welchem er nachwies, daß durch die Handelskrise der Kredit aller Staaten gelitten und die Lust des Publikums, sich an diesen Geschäften zu beteiligen, sehr nachgelassen habe. Überdies sei die Staatsschuld Parmas zu klein, als daß an irgendeinem Hauptplatz Europas eine Spekulation oder ein Spiel damit bestünde. Das sollte die nicht sehr vor-



teilhaften Bedingungen erklären, die er bot. Als *conditio sine qua non* stellte er aber das Verlangen, daß die Zustimmung des Herzogs von Lucca als des einstigen Nachfolgers eingeholt werde. Der Verkauf von Staatsdomänen im Werte von 25 Millionen würde höchstens 12 bis 15 Millionen ergeben; daher sei eine Anleihe vorzuziehen; doch müßte sich Parma verpflichten, für eine Reihe von Jahren keine weitere Schuld einzugehen.

„Endlich erheischen“, schloß Salomon sein Memoire, „die seiner Durchlaucht, dem Herrn Fürsten von Metternich wohlbekannten Lokalverhältnisse in Parma dringend, daß es der dortigen Regierung aufs angelegentlichste empfohlen werden möge, das projektierte Geschäft bis zum Augenblick seiner Ausführung unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit zu halten. Es ist ferner wohl zu berücksichtigen, daß durch die neue Anleihe die parmesanische Staatsschuld beinahe verdoppelt wird und dies keinen sehr günstigen Eindruck auf die Effekten dieses Landes hervorbringen wird, daher der dafür anzubietende Preis nicht sehr hoch sein kann.“

Von Metternich und Werklein war eine Abänderung der Bedingungen nicht zu fürchten. Ihre Genugtuung darüber, daß die Sache überhaupt so leicht zustande kam, war viel zu groß, als daß sie auch nur versucht hätten, bessere Bedingungen zu erzielen. Sie unterschrieben also den von Rothschild im Verein mit Mirabaud vorgelegten Text, wonach eine fünfprozentige Anleihe im Kapitalsbetrage von 6 Millionen Livres zu Lasten der drei Herzogtümer zu 75% begeben wurde. Die beiden Bankiers übernahmen den Verkauf in Kommission und betonten im Vertrage<sup>26</sup>, er sei auf „Einladung der Regierung von Parma und unter den Auspizien seiner Durchlaucht des Fürsten Metternich“ entstanden. Auch verpflichtete sich die Regierung von Parma, ohne Einwilligung Rothschilds und Mirabauds durch fünfzehn Jahre keine neue Anleihe einzugehen, die jetzige alljährlich mit 3%



22. Adam Graf von Neipperg, zweiter Gemahl Marie Luisens

Stich nach einer Zeichnung von G. Callegari

Nationalbibliothek Wien



zu amortisieren und die unerläßliche Einwilligung des Hofes von Lucca dafür einzuholen.

Metternich und Werklein stimmten zu, weil sie diese Zustimmung leicht zu erreichen hofften. „Im Fall einer Absage“, schrieb Metternich<sup>27</sup>, „würden wir über ihn (den Herzog von Lucca) hinweg definitiv vorgehen, das heißt gegen ihn.“

Befriedigt schrieb Metternich an Neipperg: „Alles in dieser Art der Erledigung der Angelegenheit ist wohl überlegt. Es wird das beste sein, daß Ihre Majestät durch einen Scheinvertrag ihre Sachen dem Hause Rothschild verkaufe und nach und nach . . . mit den Fonds gute Anlagen mache. Sie wird in dieser Art nach circa 20 Jahren sehen, daß sie nicht nur das ganze Kapital, das sie zu besitzen wünscht, erlangt haben wird, ohne daß es ihr auch nur einen Heller kostete, sondern auch während der ganzen Zeit 9% davon bezogen haben wird . . . Wenn mich nicht alles täuscht, wird sie dann nicht nur 6 bare Millionen besitzen, sondern 7 oder 8.“

Dieselbe Befriedigung atmete ein kurzes Schreiben des Staatskanzlers an Marie Louise, in welchem er das geschlossene Arrangement lobt, das „auf den einfachsten Wegen die allerzufriedenstellendsten Resultate“ biete. „Wenn die Prüfung des Kontraktes, die Euer Majestät ohne Zweifel vornehmen werden, in Allerhöchstderselben das gleiche Gefühl erweckt, werden alle meine Wünsche voll und ganz erfüllt sein.“<sup>28</sup>

Marie Louise, die von finanziellen Dingen nichts verstand und nur hörte, daß sie zu den gewünschten Millionen gelangen werde, war mit allem einverstanden, unterschrieb den Vertrag und freute sich mit Neipperg, daß nun die Zukunft ihrer Kinder aus zweiter Ehe gesichert sei. „Ich habe das simulierte Anlehen von 300 000 Francs jährlicher Renten<sup>29</sup>,“ schrieb Marie Louise ihrem Vater<sup>30</sup>, „welches Fürst Metternich und Werklein mit Rothschild und Mirabaud in Wien abgeschlossen haben, genehmigt und ratifiziert. Nun wünsche ich, daß wenn der Konsens des Herzogs von Lucca eingeholt

wird, man zu gleicher Zeit alles mit ihm ins reine bringen möchte, was sich auf mein Privat- und Mobiliarvermögen bezieht, damit nach meiner mein Sohn und jene Personen, denen ich Gutes tun will, mit dem Nachfolger keine Prozesse und Zwistigkeiten haben.“

Marie Louise wünschte nur, daß Rothschild auch dann den Vertrag einhielte, wenn etwa die Einwilligung des Herzogs nicht zu erlangen wäre. Metternich gab diesen Wunsch Salomon weiter und versicherte, er werde sich persönlich beim Herzog für dessen Zustimmung einsetzen. Salomon wollte aber diese Rückendeckung auf keinen Fall aufgeben. „Ich gestehe Eurer Durchlaucht freimütig,“ antwortete er<sup>31</sup>, „daß ich in diesem Falle keine Hoffnung auf günstigen Erfolg der Angelegenheit hege. Ihre Majestät wird sich nicht schmeicheln dürfen, daß es bei der Verdopplung der Landesschulden so leicht sein wird, eine neue so große Rentenmenge zu placieren, ohne der Öffentlichkeit alle nur denkbaren Sicherheiten zu bieten.“ Er bat daher auf das allerdringendste, Metternich möge all seinen Einfluß aufbieten, um die Zustimmung des Herzogs zu erlangen. Der Kanzler folgte um so lieber diesem Appell Rothschilds, da er selbst wegen möglicher späterer Weiterungen die Zustimmung wünschte.<sup>32</sup> Oberst Baron Werklein fuhr nun mit einem Briefe Marie Louisens und Metternichs zum Herzog von Lucca. Dieser machte wider Erwarten keinerlei Schwierigkeit. Er beauftragte Werklein, Marie Louise und Metternich zu schreiben, es sei ihm ein Vergnügen, den Wünschen der Erzherzogin entsprechen zu können.<sup>33</sup> Er gestattete Neipperg auch, das bewegliche Gut Marie Louisens zu ihren Gunsten zu inventarisieren. Nur sollte die Herzogin keine Anleihe mehr aufnehmen, einen Amortisationsfonds schaffen und keinerlei Staatsgüter verkaufen.

Schließlich waren alle Teile zufrieden, auch der österreichische Staatsschatz, der sich aus der Anleihe sogleich 400 000



Francs für militärische Auslagen und für den Unterhalt Marie Louisens in den Jahren 1814–1816 auszahlen ließ. „Die Angelegenheit“, lobte sich Metternich in einem Briefe an Marie Louise selbst<sup>34</sup> „hat meinen Wünschen bisher so entsprochen, daß ich nicht umhin kann, mich selbst zu beglückwünschen, die erste Idee zu einem Arrangement gefaßt zu haben, das in so weitgehendem Maße die Interessen Eurer Majestät mit den Gesetzen der Billigkeit und des Rechts in Einklang bringt.“ Nun sollten anläßlich dieses Geschäftes einige Auszeichnungen verteilt werden. „Werklein wird Ihnen gesagt haben,“ schrieb Metternich an Neipperg<sup>35</sup>, „daß Herr von Rothschild für seinen ersten Commis<sup>36</sup> einen kleinen St. Georg wünscht.<sup>37</sup> In dieser Tatsache liegt ein wenig Größenwahn. Die Rothschilds haben neben ihren Millionen und ihrer freimütigen Loyalität den Durst<sup>38</sup> nach Ehren und Auszeichnungen. Ich finde es andererseits eine Taktlosigkeit, einen solchen Orden für einen Commis zu verlangen. Ich rate Ihnen, auf das Ansuchen zu antworten, daß der Konstantinorden ein Ritterorden ist; da er eine wahre religiöse Ordensbruderschaft darstellt und nicht nur eine einfache Auszeichnung und die (jüdische) Religion seinem Schützling verbietet, den von den Statuten geforderten Eid zu leisten, so könne der Ordenskanzler kein Kreuz verleihen. Versüßen Sie diese Absage mit zahlreichen Ausdrücken des Bedauerns und so wird die Sache erledigt sein. Schreiben Sie . . . in diesem Sinne ein Wort an Herrn Salomon, aber nennen Sie mich nicht und das um so mehr, da sich niemand über Statuten ärgern kann, wohl aber über eine einzelne Persönlichkeit und ich habe schon das große Unrecht begangen, der Familie Rothschild und zwar auf immer<sup>39</sup> die österreichischen Orden streitig gemacht zu haben. Er würde mich für eine Art Kannibalen halten.“ Metternich zeigte sich freilich Rothschild gegenüber anscheinend nicht abgeneigt, für eine Auszeichnung Leopold von Wertheimsteins einzutreten. Im übrigen trat auch Salo-

mon nicht aufrichtig auf den Plan. Er schob seinen Sekretär vor und meinte sich selbst. Wenn Wertheimstein das Ritterkreuz erhielt, so mußte Salomon zum mindesten das Kommandeurkreuz erhalten, und da er Metternichs lebenswürdige Phrasen für bare Münze hielt und von dem eben wiedergegebenen Briefwechsel nichts ahnte, so schrieb er Werklein wie folgt nach Parma<sup>40</sup>:

„Ich habe bereits die Gelegenheit wahrgenommen, den verehrtesten Fürsten um hochdessen vielvermögende Unterstützung dieser Bitte anzugehen und die huldvolle Erwidernng Seiner Durchlaucht, die mir darauf zuteil wurde, berechtigt mich zu der angenehmen Erwartung, daß wenn Euer Wohlgeboren nur so gütig sein wollen, dort den diesfallsigen Vorschlag zu machen, Seine Durchlaucht nicht abgeneigt sein würden, demselben . . . hochihre gnädige Zustimmung zu erteilen.“

„Die Wahl des Zeitpunktes, welcher der Stellung Ihres gütigen Antrages am günstigsten sein wird, überlasse ich mit vollem Vertrauen Ihren freundschaftlichen Gesinnungen für mich, die ich würdig zu ehren weiß. Eben dieselben erregen aber auch in mir nicht minder den lebhaften Wunsch, recht bald eine schickliche Veranlassung zu deren Erwidernng zu finden und ich werde es als den vollkommensten Beweis Ihrer Freundschaft für mich erachten, wenn Sie bei der ersten sich bietenden Gelegenheit mich in den Stand setzen wollten, Ihnen auch meinerseits irgendeinen angenehmen oder nützlichen Dienst zu erweisen.“

Leopold von Wertheimstein fuhr nun mit Vollmacht zum Abschluß des Geschäftes nach Parma. Er brachte einen geheimen Brief Metternichs an Neipperg mit. „Die Angelegenheit ist also zu meiner großen Genugtuung gelungen,“ hieß es darin<sup>41</sup>, „man wird etwas für den Überbringer tun müssen. Er ist die rechte Hand Rothschilds und ein ausgezeichnete junger Mann, der mit einer seltenen Intelligenz begabt ist. Er

aspiriert auf das kleine Kreuz; Sie wissen, was ich darüber denke. Geben Sie ihm ein nützlicheres schönes Geschenk.“

Nun wurde das ganze Geschäft bindend festgelegt.<sup>42</sup> Die zwei kontrahierenden Häuser übernahmen 284 000 Lire jährlicher Rente zu 5%, die einem Nominale von 5 680 000 Lire zu 75% entsprachen, d. h. es mußten dafür in monatlichen Raten von 355 000 Lire im ganzen 4 260 000 Lire eingezahlt werden. Rothschild und Mirabaud sollten die Papiere tunlichst in einem halben Jahre verkaufen und erhielten als Provision 2% des Nominalkapitals der gesamten parmensischen Staatsschuld im Betrage von 12 008 000 Lire, das waren also 240 160 Lire.

Marie Louise meldete ihrem Vater<sup>43</sup>, daß sie den Vertrag mit Rothschild und Mirabaud, den Fürst Metternich in Wien vorbereitet, nun abgeschlossen habe und sich darüber sehr beruhigt fühle. Kaum war das Geschäft zustande gekommen, so sann Salomon Rothschild einer weiteren Frage nach, nämlich, wie Marie Louise die nunmehr einfließenden Kapitalien anlegen würde. Hieran plante er sich unter Ausschluß seines Kompagnons Mirabaud zu beteiligen, und er schlug Metternich vor, die Herzogin möge mit dem einfließenden Gelde durch das Bankhaus Rothschild Aktien der österreichischen Nationalbank „zu einem fix festzusetzenden Durchschnittskurse“ kaufen und sie in Wien hinterlegen. Metternich unterstützte diesen Plan Salomons, weil er hoffte, daß auf diese Weise das Geld sicher in Wien bleiben und nicht etwa, wie der Kaiser fürchtete, von der Herzogin vorzeitig ausgegeben würde. So unterstützte er Salomons Vorschlag bei Marie Louise und Neipperg, ohne zu beachten, daß Salomon auf diese Weise einen weiteren Vorteil aus dem Geschäft zu ziehen suchte. Als Wertheimstein auf dem Wege nach Parma war, hatte Metternich der Herzogin also geschrieben<sup>44</sup>: „Rothschild hat einige Ideen über eine ebenso leichte wie für Eure Majestät günstige Transaktion, die er mit einem Ver-

trauensmann diskret verhandeln möchte. Herr Mirabaud wird in Parma sein und Rothschilds Bevollmächtigter könnte sich in seiner Anwesenheit nicht darüber aussprechen. Ich kenne Rothschilds Ideen und ich übernehme von vorneherein die Verantwortung dafür, daß Euer Majestät nicht besser handeln können, als indem Sie sie zu den Ihren machen.“

An Neipperg schrieb Metternich in gleichem Sinne und bat ihn, Werklein nach Wien zu senden. Dieser brachte einen Brief Marie Louisens an Metternich mit. „Sie haben mir nur immer so gute Ratschläge erteilt,“ schrieb sie dem Kanzler<sup>45</sup>, „daß meine Interessen keinen besseren Händen anvertraut werden können und ich bin nun für meine Zukunft beruhigt.“

Gleichzeitig berichtete Neipperg an Metternich<sup>46</sup>: „Herr von Wertheimstein hat ebensoviel Eifer wie Sachkenntnis gezeigt und Ihre Majestät hat befohlen, ihm einen Ring mit Namenszug im Werte von 3000 Francs zu überreichen.“ Marie Louise ließ Metternich auch bitten, ihr zu sagen, was für ein Geschenk für Salomon passen würde, da die Statuten des Ordens des heil. Georg seine Zulassung gänzlich unmöglich machten.

In Wien besprachen Metternich und Rothschild die geplante Anlage der Gelder mit Werklein, und dieser überbrachte sodann Marie Louise ein ausführliches Memoire<sup>47</sup>, worin Rothschild ausführte, der wahre Vorteil Marie Louisens erheische, die parmesanischen Renten zu verkaufen und die so gelösten Gelder einer vorteilhaften Anlage in anderen öffentlichen Papieren zuzuführen. Denn diese Renten gewährten keinen so sicheren Besitz wie die Papiere großer Staaten. Bei bedeutenden politischen Bewegungen seien es immer die kleineren Staaten, die zuerst in Gefahr geraten. Der Ankauf von Aktien der Nationalbank stelle die beste und sicherste Kapitalanlage dar.

Salomon Rothschild erbot sich, das Geschäft zu übernehmen, wenn man als Ankauftspreis einen Durchschnittskurs aus den

Jahren 1825 und 1826 ohne Rücksicht auf die künftige Gestaltung bestimmte und ihm auch einen Anteil an der Dividende der Bankaktien zubillige. Marie Louise nahm seinen Antrag an und bedang sich nur aus, daß ihr der dritte Teil der erkauften Bankaktien nach Parma übermacht werde, während der Rest in der Haus-, Hof- und Staatskanzlei zu Wien verwahrt werden sollte.<sup>48</sup>

In der Folge blieb Marie Louise auch nach dem 1829 erfolgten Tode ihres zweiten Gatten Neipperg in ständiger Geschäftsverbindung mit dem Hause Rothschild. Das Anleihegeschäft wie auch das parmensische Budget entwickelten sich so günstig, daß im Jahre 1828 volle drei Millionen Francs<sup>49</sup> von Rothschild an den Ankauf von 1054 Nationalbankaktien gewendet werden konnten. Marie Louise vertraute Salomon auch die Ablösung der auf ihren bzw. des Herzogs von Reichstadt böhmischen Gütern eingetragenen Geldschulden an, und wiederholt mußte ein zweiter Sekretär und Vertrauter Salomons, Moritz Goldschmidt mit Namen, nach Parma reisen. Zu seiner größten Freude wurde Salomon im Juli 1828, als Marie Louise in Wien weilte, von ihr in Audienz empfangen. Zu Ende des Jahres 1829 verkaufte Rothschild die Aktien Marie Louisens, und man teilte nun das Konto in drei Teile. Der Erlös von 360 Bankaktien in der Höhe von 484824 Gulden wurde als Geschenk an die Kinder Wilhelm Albert und Albertine Montenuovo<sup>50</sup> auf ein besonderes Konto „M“ erlegt. Zwei weitere Konti wurden für Marie Louise und für den Herzog von Reichstadt eröffnet. Vorerst blieben die Summen bei dem Bankhause Rothschild liegen, um zu gelegener Zeit zum Ankauf anderer Papiere verwendet zu werden. Damit war das Haus Rothschild zum Hort des Vermögens der Familie Montenuovo geworden, in welches nach dem so frühen Tode des Herzogs von Reichstadt und nach jenem Marie Louisens auch die auf die anderen Konti erlegten Summen flossen.



Bei der hohen Stellung, die die Fürsten Montenuovo späterhin infolge ihrer Verwandtschaft mit dem Kaiserhause in Österreich einnahmen, waren Rothschilds Beziehungen zu jener Familie von großer Bedeutung.

Gentz sah die Erfolge seines Schützlings und Freundes Salomon mit Vergnügen, denn wenn dessen Geldgeschäfte gut gingen, blühte auch sein eigener Weizen. Rothschild hatte dann eine leichtere Hand beim Vergeben von Geschenken, und Gentz pflegte die häufigen Besuche Rothschilds nach wie vor fast jedesmal zur Aufnahme eines niemals rückzahlbaren Darlehens zu benutzen. Dafür warf Gentz seinen Einfluß bei Metternich für Salomon in die Wagschale.

Gelegentlich eines dieser Besuche Salomons kam die Rede auf Goethe, der sich mit dem Ersuchen um ein Verbot des Nachdrucks seiner Werke an die österreichische Regierung gewendet hatte. Gentz wollte wissen, ob und welche Beziehungen das Haus Rothschild zu dem ebenfalls aus Frankfurt stammenden Dichter unterhalte. Von irgendwelchen Beziehungen oder gar von einer Verbindung kann nicht die Rede sein. Es gab nur seltene und ganz flüchtige Begegnungen. Das kam zunächst daher, daß Goethe gerade in der Zeit des ersten Aufblühens des Hauses Rothschild in den Jahren 1796 bis 1814 gar nicht in Frankfurt weilte, auch später immer nur auf kurzen Besuch in die Stadt kam und überhaupt, wie sein im Jahre 1817 erfolgter Austritt aus der Bürgerschaft zeigt, seiner Heimatstadt nicht allzu anhänglich war. Nichtsdestoweniger hörte auch er natürlich wie alle Welt von dem ungewöhnlichen Aufstieg der Sprößlinge aus dem Frankfurter Judenviertel. Der Patriziersohn Goethe, der als Kind, wie er in Dichtung und Wahrheit erzählt, nur ganz selten und wie in eine fremde Welt in das Ghetto hineingelugt hatte, war von frühester Jugend in der Abneigung gegen die Juden erzogen und wurde auch in späteren abgeklärteren Tagen kaum freundlicheren Gesinnungen für diese zugänglich. Oft

brach auch im Gespräche diese Anschauungsweise durch, und die Emanzipationsbestrebungen der Juden konnten dann bei Goethe harte Worte auslösen. Sehr häufig sind im hohen Alter des Dichters die immer mehr in den Vordergrund tretenden Rothschild Anlaß zur Stellungnahme Goethes in Judenfragen. Als am 23. September 1823 in Frankfurt ein neues Gesetz, das die Heirat zwischen Christen und Juden gestattete, herauskam, wendete sich der damals vierundsiebzigjährige Dichter dem Kanzler von Müller gegenüber in leidenschaftlicher Zornaufwallung dagegen. „Alle sittlichen Gefühle in den Familien, die doch durchaus auf den religiösen ruhen, werden durch ein so skandalöses Gesetz untergraben. Überdies wolle er nur sehen, wie man verhindern wolle, daß einmal eine Jüdin Obersthofmeisterin werde. Das Ausland müsse durchaus an Bestechung glauben, um die Adoption dieses Gesetzes begreiflich zu finden. Wer wisse, ob nicht der allmächtige Rothschild dahinter stecke.“<sup>51</sup>

Goethe nannte die Rothschild also schon 1823 allmächtig und erkannte, daß es vor allem anderen ihrem Einfluß und ihrem Gelde zuzuschreiben war, wenn sich die Juden gegen Senat und Bürger der Stadt Frankfurt, freilich mit Hilfe auswärtiger Mächte, hatten durchsetzen können. Der Dichter urteilte auch ganz richtig, daß die allgemein verbreiteten Sagen, die Rothschild hätten ihr Geld aufs leichteste und mit einem Schlage gewonnen, nur sagenhafte Dichtungen waren. Als er einmal über die Zeitdauer sprach, die jede Kulturarbeit oder überhaupt große Leistung erfordere, bemerkte er: „Dante erscheint uns groß. Aber er hatte eine Kultur von Jahrhunderten hinter sich; das Haus Rothschild ist reich, aber es hat mehr als ein Menschenalter gekostet, um zu solchen Schätzen zu gelangen.“<sup>52</sup> Jedenfalls zeigt diese Äußerung, daß sich Goethe mit dem Phänomen des Aufstiegs der aus der gleichen Stadt wie er hervorgegangenen Familie geistig beschäftigte. Mit den Bethmanns dagegen hatte Goethe engere Beziehungen,

und er interessierte sich für die Konkurrenz zwischen den beiden führenden Frankfurter Bankhäusern. Da er aber wenig Verständnis für Bankgeschäfte und finanztechnische Dinge überhaupt hatte, belustigte er sich mehr über jene Rivalität. So liebte er es, gute Frankfurter Späße über Rothschild und Bethmann und Erzählungen, wie einer dem anderen die Spekulation verdarb, bei Tisch mit Behagen wiederzugeben.<sup>53</sup>

Erst in seinen letzten Lebensjahren bekam Goethe Mitglieder der Familie Rothschild zu Gesicht. In den Tagebüchern Goethes kommt nur die kurze Eintragung vor, daß am 2. Mai 1827 zwei junge Herren von Rothschild mit ihrem Führer John Darby Goethe aufgesucht haben. Das waren die beiden Söhne Nathans, der damals dreiundzwanzigjährige Lionel Nathan und der einundzwanzigjährige Anthony. Am 7. August 1831 notierte Goethe: „Nachher Frau von Rothschild, ein junges, anmutiges Wesen.“ Das kann die Frau des Pariser Rothschild James, die damals sechsundzwanzigjährige Betty, oder, was wahrscheinlicher ist, die Frau des Sohnes Salomons, Anselm, der seine Kusine Charlotte, die damals vierundzwanzigjährige Tochter Nathans, geheiratet hatte, gewesen sein. Es werden also gerade Angehörige der Frankfurter Linie des Hauses bei Goethe nicht genannt. Sonst ist uns nur überliefert, daß Goethe wenige Tage vor seinem Tode, am 14. März 1832, ein auf seiner Staffelei aufgestelltes Ölgemälde betrachtete, das den Brückenturm von Prag darstellte und für den „Baron Rothschild in Wien“ bestimmt war.“<sup>54</sup>

Bei so geringen Überlieferungen wird man nicht weit fehlen, wenn man den persönlichen Verkehr in den letzten Jahren nur als einen ganz oberflächlichen bezeichnet und im allgemeinen feststellt, daß diese beiden Gegenpole, der Riese des Geistes und die Riesen des Geldes aus gemeinsamer Vaterstadt, miteinander in keiner oder nur in höchst loser Verbindung standen und einander sozusagen nur vom Lesen oder vom Hörensagen kannten.<sup>55</sup> Die in den Tagebüchern ver-

merkten Rothschild'schen Besucher werden zu den zahllosen Neugierigen zu zählen sein, die Goethe besonders in seinen letzten Lebensjahren empfangen mußte. Es war gleichsam eine Ehrensache geworden, dem berühmten greisen Dichter womöglich von Angesicht zu Angesicht gegenübergestanden zu sein, und dies wird auch den Anlaß für die hier erwähnten Besuche gebildet haben.

Diese waren mit eine kleine Stufe auf dem langen Weg gesellschaftlichen Emporsteigens. Verhältnismäßig am besten war es James in Paris gelungen, sich sozial hochzuarbeiten, da die dortige Gesellschaft, durch Revolution und Kaisertum durcheinandergerüttelt, keinen so engen Zusammenhalt zeigte wie die Englands und Österreichs. Bei James verkehrten schon mit wenigen Ausnahmen die vornehmsten Vertreter aller Parteien und Klassen. In jenen Jahren weilte Metternichs Sohn Viktor<sup>56</sup>, schon den Keim der Todeskrankheit in der Brust, als Attaché bei der österreichischen Botschaft in Paris. Auf Wunsch seines Vaters trat er mit James in Berührung. Eines Tages berichtete er dem Kanzler über eine „Visite d'amitié“ bei Rothschild: „Ich habe gestern früh dem Baron James eine Freundschaftsvisite gemacht. Sein Bureau glich zu dieser Stunde einer wahren Laterna magica, denn man sah Leute verschiedenen Aussehens und Gesichtsausdrucks aus und ein gehen. An diesem Tage war die Bewegung eine ganz besonders bemerkenswerte, da die öffentlichen Papiere an der Börse großen Schwankungen unterworfen waren. Der Hausherr selbst, der sonst in so nobler Weise scheinbar apathisch beherrscht bleibt, verriet einige Unruhe. Während wir uns unterhielten, wurden wir oft von Börsenagenten unterbrochen, die ihrem Großmeister die Kurse meldeten. Dabei war auch der Herzog von Dalberg anwesend, der sich fortwährend in liberalen Ausfällen gefiel.“

Prinz Viktor Metternich beschrieb noch abenteuerliche Besucher James', die diesen beiseite nahmen und dabei alle so

ziemlich dasselbe von ihm haben wollten — Geld und immer wieder Geld. Die Schilderung des Bureaus des Pariser Geldfürsten zeigte, wie die wachsende Macht des Hauses immer weitere Kreise in sein Interesse zog. Mit der Zeit wuchs aber in Paris ebenso wie in London auch eine gegnerische Partei an, die dieser machtvollen Entwicklung entgegenzutreten suchte.

Nathan Rothschild führte den österreichischen Freiherrntitel nicht, da er als naturalisierter britischer Untertan gewisse Förmlichkeiten hätte erfüllen müssen. Auch besorgte er, daß das Führen eines ausländischen Prädikats seinem frischen britischen Bürgertum in gewissem Sinne hätte schaden können. Aber dem österreichischen Botschafter, Fürsten Eszterházy, verhehlte er nicht, daß er sich des Titels gerne bedient hätte.<sup>57</sup> Der Botschafter erkundigte sich bei Minister Peel und Lord Aberdeen, ob sie Nathan die Erlaubnis hierzu verschaffen könnten, und diese fanden weder in den Gesetzen noch in den Gewohnheiten ihres Landes etwas, was gegen die Führung des Titels sprach. Nathan aber entschloß sich, davon abzusehen, denn er fürchtete, daß seine neuen Landsleute in ihm einen Lakaien des reaktionären Metternich und überhaupt einen Exponenten des Systems der österreichischen Regierung erblicken könnten.

Eine starke Opposition gegen das Haus Rothschild machte sich geltend, als dessen Freund Herries bei der nach Canings 1827 erfolgtem Tode nötigen Neubildung des britischen Ministeriums Schatzkanzler werden sollte. Gegen diese Ernennung des dem König allzu willfährigen Torys erhob sich ein Sturm der Whigs. Als Ende August Herries' Ernennung knapp bevorstand, da brachte eine Zeitung die Notiz, Herries könne nicht in Frage kommen, da er mit einem Großkapitalisten, dem Beherrscher des europäischen Geldmarktes, eng verbunden sei. Andere Blätter<sup>58</sup> nahmen die Nachricht auf und erklärten, daß diese Tatsache die Er-



nennung Herries' zum Schatzkanzler als unmöglich erscheinen lasse. Konservative Zeitungen erwiderten, und eine Woche hindurch widerhallte der britische Blätterwald von nichts anderem als von den Beziehungen Herries' zu Nathan. Schließlich wurde Herries doch ernannt, er konnte sich aber nur wenige Monate halten. Als das Ministerium, dem er angehörte, im Januar einer neuen Regierung unter Wellington wich, mußte Herries den Schatzkanzlerposten abgeben und sich mit der Leitung der britischen Münze begnügen. Mit Bedauern berichtete hiervon Nathan seinem Bruder Carl<sup>59</sup> in einem halb deutschen, halb hebräischen Schreiben, das von der österreichischen Polizei interzipiert wurde. „Die Konsols“, hieß es darin, „sind aufgeschlagen (gestiegen) wegen unserer Minister. Unser Freund Herries ist broges (Jargonausdruck für „verstimmt“), weil man ihm einen schlechten Platz gibt — er ist broges, aber ich kann ihm nicht helfen. Er muß Geduld haben, vielleicht wird er einen andern Platz bekommen. Gelobt ist Gott, daß wir nun gute Nachrichten haben, als, in Rußland will man warten, durch den Wellington ist alles für den Frieden (Scholem), das mich nicht wundern soll, denn unser König in seinen Reden ist lauter Scholem al leichem (Friede sei mit Euch).“

Auch in Frankreich war im Januar 1828 ein neues Ministerium ans Ruder gekommen. Das harte, völlig rückschrittliche und klerikale Regiment Karls X. löste im ganzen Lande so großen Widerspruch aus, daß Neuwahlen von 428 Abgeordneten nur 125 Anhänger der Regierung in die Kammer brachten. Karl X. mußte daher Villèle entlassen und ein gemäßigtes Ministerium Martignac berufen, nährte aber insgeheim Rachepläne. Bot die innere Lage Frankreichs dem Haus Rothschild einigen Grund zur Beunruhigung, so war auch die allgemeine europäische Lage im Jahre 1828 nicht erfreulich. Die griechische Frage war immer noch ungelöst, und die Schlacht von Navarin, in der die ägyptisch-türkische

Flotte vernichtet wurde, bewirkte eine Spannung, die sich schließlich in offenem Streit zwischen Rußland und der Türkei entlud. Die Pforte erklärte sogar den Zaren als den Erzfeind der Türken. In dieser Lage dachte Kaiser Alexanders Nachfolger Nikolaus an Krieg. Während sich Metternich noch rühmte, Alexander aus einem Jakobiner zu einem Ultra gemacht<sup>60</sup> und ganz in sein System gebannt zu haben, neigte Nikolaus einer national-russischen Politik zu. Aber dazu, und besonders zu einem Kriege gegen die Türkei gehörte Geld. Die russische Regierung fragte daher Ende März 1828 beim Pariser Hause Rothschild an, ob dieses seine Dienste für eine große Anleihe an den Staat zur Verfügung stellen wolle. Das Bankhaus war sich über den eminent politischen Charakter einer finanziellen Hilfe in einem solchen Augenblick und zu einem solchen Zwecke klar. Es konnte wohl auf der einen Seite ein großes Geschäft machen, auf der anderen aber vielleicht mächtige Gönner und Positionen verlieren. Die Rothschild wurzelten ja doch mehr im westlichen und mittleren Europa. In Rußland hatten sie keine solchen Interessen und großen Verbindungen, und überdies lastete der Alpdruck der schlechten Behandlung der Juden in Rußland auf ihnen. Zudem war es sehr gefährlich, in einem Augenblick der Schwenkung der Politik Rußlands in eine metternichfeindliche Richtung diesem Staate ohne des Kanzlers Wissen hilfreich beizuspringen. James entschloß sich daher, Metternich die Anfrage durch seinen Bruder Salomon mitzuteilen und den Kanzler zu bitten, dazu Stellung zu nehmen. Metternich riet begreiflicherweise zur Ablehnung, wenn dieser Ratschlag auch mit schönen Worten mehr oder weniger verbrämt war. Durch eine dritte Person, höchstwahrscheinlich durch Gentz, wurde Salomon ein durchaus von Metternichs eigener Hand entworfenen, aber unpersönlich gefaßtes Antwort-Memoire übermittelt. „Der Fürst sagt,“ hieß es darin<sup>61</sup>, „daß er ganz die Ansichten und Gefühle des Salomon Rothschild teilt. In der

Sache sind zwei Fragen vor allem zu betrachten: die eine ist der Zweck, zu dem das Geld von Rußland verwendet wird. Über diese Frage kann kein Zweifel obwalten. Rußland sucht Geld, um seine Pläne zu verfolgen, und diese Pläne stören die politische Ruhe der Welt. Das Geld wird also hier ein Mittel zum höchsten Bösen, welches sich heute in der immer allgemeineren so gefährvollen Lage der Dinge und der Regierungen nur denken läßt.

Die andere Frage ist die, ob Rußland, wenn das Haus Rothschild sich zum Geschäfte nicht einläßt, dennoch Mittel finden wird, sich seinen Plänen zu überlassen. Diese Frage kann niemand besser lösen als Herr Salomon Meyer Rothschild, denn er allein kann beurteilen, ob sich in dem heutigen Stande des Kreditwesens eine Möglichkeit ergibt, daß andere Häuser ein annehmbares so bedeutendes Geschäft derart, wie Rußland es wünscht, ohne Beihilfe der Bank Rothschild, erfüllen könnten? Die Frage mit Nein beantwortet, so fällt das ganze Unheil, welches aus der Bereitwilligkeit des Hauses Rothschild sich ergeben müßte, auf die moralische Verantwortlichkeit dieses Hauses. Mit Ja beantwortet, so bleibt für das Haus Rothschild die Entscheidung der Frage, ob sich dasselbe bloß um andere zu verhindern, den Profit zu machen, selbst mit so großer Verantwortlichkeit belasten will, und nebstbei, ob das Geschäft unter den obwaltenden Umständen und den Chancen, welche sich aus der Ausführung der russischen Pläne ergeben müssen, wirklich einen sicheren Profit für den entrepreneur abwerfen würde. Lauter Gesichtspunkte, über die Herr S. M. Rothschild allein absprechen kann. Frägt man den Fürsten, was vernünftig, so muß er sich gegen das Geschäft erklären. Er rät in einem jeden Falle, daß Herr S. M. Rothschild sich recht aufrichtig mit dem Minister von Wellington bespreche und dessen Ansichten einhole. Er erlaubt sogar, daß man dem Herzog seine (des Fürsten) Ansichten eröffne . . .“

England war dem kriegerischen Unternehmen Rußlands gegen die Türkei gründlich abgeneigt und daher auch Nathan gegen die Zusage. Das Metternichsche Memoire verfehlte überdies seinen Eindruck nicht, und schließlich waren die Rothschild nun, da sie in Kriegsläufteu ein ungeheueres Vermögen erworben, jedem Krieg mit seinen unvermeidlichen Folgen der Erschütterung des öffentlichen Kredits abgeneigt. Dazu konnten sie ihren Religionsgenossen die Absage als Vergeltung für den Juden in Rußland angetanes Unrecht darstellen.

Die russische Anleihe unterblieb daher, und Metternich schrieb dies hauptsächlich seinem überragenden Einfluß zu. Der Kanzler hielt sich im ganzen wie jedermann, so auch den Rothschild für überlegen. Er billigte ihnen wohl eine besondere Kenntnis technischer Finanzdinge zu, die ihm persönlich fehlte, aber er dachte keinen Augenblick daran, daß sie schlauer sein könnten als er. Die Rothschild wieder stellten eine Maßnahme oder Unterlassung, die zwar Metternichs Ansichten entsprach, aber gleichzeitig den persönlichsten Interessen des Hauses entsprang, stets und ausschließlich als einen Sieg der Meinung Metternichs und als ein ihm gebrachtes Opfer dar. Sie kannten, obwohl selbst nicht frei von Eitelkeit, diese Schwäche des großen Mannes sehr gut und nutzten sie in kluger Weise aus. Den russisch-türkischen Krieg freilich konnte diese Absage nicht verhindern, denn es fanden sich andere Geldgeber, die der russischen Regierung das Nötige vorstreckten. Die Absage an Rußland nutzte Salomon weidlich aus, um mit Nachdruck zu betonen, wie sehr man den Willen der österreichischen Regierung und den Wunsch Metternichs als Befehl aufgefaßt habe. Gentz insbesondere bekam das täglich zu hören, damit er es auch bestimmt an Metternich weitersage. Dafür diskontierte Wertheimstein fleißig Gentzens Wechsel und ließ diesen „auf die leichteste Weise kleine Geldgeschäfte machen“. Die Roth-

schild nutzten Gentz aber auch sonst sehr weitgehend aus. Sie verpflichteten ihn, dem Bankhaus gegen Bezahlung politische Informationen zu liefern. Es war dies eine Korrespondenz in Form von Privatbriefen<sup>62</sup>, die in einer so bewegten Zeit wie der damaligen besonders wichtig war. Salomon, der seiner Geschäfte wegen viel auf Reisen weilte, konnte auf diese Weise trotzdem auf dem laufenden erhalten werden. Die schriftliche Form wurde jedoch auch dann beibehalten, wenn Salomon in Wien weilte. Denn Salomon ließ die Informationen seinen Brüdern zugehen.

Die Entwicklung der Dinge in Frankreich wurde unterdessen immer bedrohlicher. Hatte Karl X. zuerst scheinbar nachgegeben, so bewies er durch die Berufung des ultraroyalistischen Kabinetts des Fürsten Polignac am 8. August 1829 mit der Losung „Keine Zugeständnisse mehr!“ daß er unbelehrbar war. Salomon, der damals in Paris weilte, erwartete, die Nachricht von dem Wechsel des französischen Ministeriums werde einen starken Einfluß auf die Wiener Börse ausüben. Deshalb fertigte er eine eigene Estafette mit dieser Kunde und entsprechenden finanziellen Weisungen an Wertheimstein in Wien ab. Sie verspätete sich ein wenig, und als sie ankam, fürchtete letzterer, nicht mehr der einzige zu sein, der die Nachricht kannte, daher schon in Baisse zu verkaufen und zu Schaden zu kommen. „Meine Verlegenheit,“ antwortete er Salomon in hebräischer Sprache<sup>63</sup>, „Ihrem durch die vorgestrige Estafette erteilten Auftrage zum Verkauf von 500 Metalliques und aller unserer auf der Börse befindlichen Actien Genüge zu leisten, wurde durch den Umstand sehr vergrößert, weil der Postmeister von Sieghardskirchen, der uns Ihren Brief selbst überbrachte, zugleich meldete, daß mit dieser Estafette zugleich auch eine andere angekommen sei, welche dieselbe Nachricht von dem veränderten französischen Ministerium höchstwahrscheinlich mitbringe.“ Dieser Brief war von der Polizei aufgefangen worden, wurde Metter-



nich in Abschrift vorgelegt und zeigt die Art der Ausnutzung politischer Geschehnisse, über die die Rothschild durch den Ausbau ihres eigenen Nachrichten- und Kurierdienstes möglichst immer vor den anderen orientiert zu sein sich bestreben.

Die Russen hatten indessen den Krieg gegen die Türkei nicht ohne mannigfache Wechselfälle geführt und waren im August 1829 über den Balkan bis Adrianopel vorgedrungen. Obwohl ihre Lage keineswegs gefahrlos war, brachten sie den Sultan durch energisches Auftreten dazu, am 14. September 1829 in Adrianopel einen Frieden zu unterzeichnen, der, wenn er auch Rußland nicht den Besitz von Konstantinopel brachte, doch sein Übergewicht im Osten bekräftigte, seine Grenzen gegen die Türkei verbesserte und große politische und wirtschaftliche Vorteile bot. Die Donaufürstentümer dienten Rußland als Pfand, das Mündungsgebiet der Donau wurde von ihm kontrolliert und die Meerengen geöffnet. Die Türkei sollte 11,5 Millionen holländischer Dukaten Kriegsentschädigung zahlen und wandte sich, um diese Verpflichtung erfüllen zu können, mit einem Anleiheansuchen an die großen Bankiers Europas, darunter auch an Nathan Rothschild in London. In England wie in Wien war man über diese russischen Erfolge wenig erfreut. Sie gingen notwendig auf Kosten des Einflusses Englands. Überdies hatte Rußland seit Anfang des Krieges der englischen Einsprüche und Mahnungen in keiner Weise geachtet. Auch Polignac war enttäuscht, denn er hatte die Aufteilung der europäischen Türkei und eine Schadloshaltung Frankreichs in Form territorialer Erwerbungen am Rhein erhofft. Über diese Lage der Dinge berichtete Nathan an seinen Bruder Salomon in einem Brief, den dieser persönlich und daher höchst mangelhaft auszugsweise aus dem Hebräischen übersetzte und Metternich zur Kenntnis vorlegte. „Ich will Dich nun, lieber Salomon,“ hieß es darin<sup>64</sup>, „klug machen, wie alles bis heute hier

steht. Hier wünschen einige zu quarreln (streiten) und das mit Lieven<sup>65</sup> ... und möchten, wir sollen böse Noten schicken, denn Polignac ist auch böse. Nun habe ich wegen türkisch Loan gesprochen, man sagte zu mir: „Österreich wird es tun, aber es kann nicht ohne hier, England. Rothschild, spricht mit Wellington.“ Ich muß Dir sagen, Wellington und Peel möchten mit Rußland quarreln, allein zuletzt müßten wir zu Krieg. Ich bin nicht für Demonstrationen, und man muß sehen, Frieden zu behalten. Was kanns helfen zu zanken? Die Russen sind zu weit, und die Welt wird mit uns böse und wird sagen: Warum habts Ihrs nicht vor zwölf Monaten getan? Wenn nun England Ja sagt, wir sind böse und wünschen zum Kriege zu gehen, sagen Österreich und Frankreich, wir bleiben davon, — lassen uns stecken, und wir sind allein verwickelt. Ich ging zu Wellington, gratulierte ihm zum Peace, er sagte: Friede ist noch nicht, er ist noch nicht ratifiziert. Ich spreche mit ihm wegen türkisch Loan, ober Garantie geben wolle, er antwortete, Nein! Ich kann es im Augenblicke nicht tun, und sie müssen das spinnen lassen durch Austria. Ein anderer Minister sagte mir: Ich fürchte, wir machen uns Rußland zum Feinde, wenn wir ein Loan garantieren. Es braucht Überlegung, vielleicht geben die Türken die Insel Candia zur Garantie.

Wellington sagte mir noch, es wären viele Leute bei ihm gewesen, die wünschten, Garantie zu haben. In jeder Hinsicht ist man mit dem Russischen Peace nicht zufrieden. Nun ist im Kabinett beschlossen worden, vorderhand ganz ruhig zu bleiben und nicht ein Wort an Rußland zu schreiben, still zu bleiben und sich lieber alles kommen zu lassen. Ich werde Dich gewiß nicht ohne Nachricht lassen, sobald ich etwas Weiteres höre.“

Wenn sich die Rothschild tatsächlich weder an einer russischen Anleihe vor dem Krieg, noch an einer türkischen nach demselben beteiligten, so lag der Grund ausschließlich

in politischen Erwägungen; denn die vereinzelt Fehlschläge, die sie erlitten, hatten sie nicht allzu schwer getroffen, ihr Vermögen war in den letzten Jahren erneut gewaltig gewachsen und dem „Bankhaus der fünf Brüder Europas“, wie das Haus Rothschild in manchen Blättern genannt wurde, standen viele Millionen baren Geldes zur Verfügung, für das sie eine gewinnbringende Anlage suchten. Ihre glückliche Hand, Anleihen unterzubringen und ihnen in kürzester Zeit zu ausgezeichneten Kursen zu verhelfen, brachte es mit sich, daß alle Staaten gerade die Rothschild für ihre Anleihen in Anspruch nehmen wollten und sich um deren Gunst unter ihnen geradezu ein eifersüchtiger Wettbewerb entwickelte.

Ebenso wie die geldbedürftigen Staaten nach Möglichkeiten suchten, Geld auf Kredit zu nehmen, ebenso suchten die Brüder Rothschild ihre angesammelten Kapitalien möglichst günstig und sicher zu verwerten. So trat wieder einmal der preußische Staat mit dem Bankhaus in Verhandlung. Die Anleihe von fünf Millionen Pfund vom Jahre 1818 drückte mit ihren 5% Zinsen beträchtlich auf das Staatsbudget. Wie damals bei allen Staaten das Bestreben vorherrschte, die öffentliche Schuld zu konvertieren, so wünschte auch der preußische Finanzminister von Motz, die fünfprozentigen Staatsschulden im Betrage von 36 Millionen Talern auf 4% herabzusetzen. Der Finanzminister beauftragte den Geheimen Oberfinanzrat und Präsidenten der Verwaltung der Staatsschulden, Christian Rother, der seinerzeit die Anleihe vom Jahre 1818 mit den Rothschild abgeschlossen hatte, mit den einleitenden Schritten. Rother bat sich aus<sup>66</sup>, man solle ihn nicht durch ausführliche Weisungen binden, sondern ihm unbedingtes Vertrauen gewähren, weil hiervon allein der Erfolg abhängen würde. Rother dachte von Haus aus an niemand anderen als an die Rothschild. Er fuhr im Juli 1829 nach Helgoland, wo er einen Vertrauensmann Nathans traf und das Geschäft mit diesem unverbindlich besprach. Dann be-

gab er sich nach Frankfurt und verhandelte mit dem dortigen Hause. Man stellte ihm aber Bedingungen, die er nicht annehmen konnte.

„Unberufenen kaufmännischen Einmischungen“, meldete Rother darüber an seinen König<sup>67</sup>, „von hier hatten dem Frankfurter Hause Aussicht zu einem großen Gewinn bei diesem Geschäfte gemacht und es kamen im Laufe des Gesprächs Bedingungen zum Vorschein, die ich alle als für Eurer Königlichen Majestät Interesse nachteilig, mit der bestimmten Erklärung zurückweisen mußte, daß ich das in Rede stehende Geschäft durch die Seehandlung machen müßte, wenn nicht, da ich eine Londoner Reise damals nicht unternehmen konnte, Salomon von Rothschild in Wien die weiteren Verhandlungen übernehme.“

Rother entschloß sich daraufhin, mit Salomon zu verhandeln, der ihm, wie er meinte, unbegrenztes Vertrauen entgegenbrachte. Er traf mit ihm am 24. Dezember in Troppau zusammen. Sie einigten sich — unter Vorbehalt der Genehmigung Nathans — „nach zweitägigen mündlichen, oft unangenehmen Erörterungen“<sup>68</sup> auf den Entwurf eines Vertrages, den Rother „für außerordentlich vorteilhaft“ erklärte, wobei er hinzufügte, daß „auf anderen Wegen und mit anderen Handlungshäusern solche Bedingungen für den Staat nicht erlangbar gewesen wären“. „Ich bin den diesseitigen Wünschen überall“, schrieb Rother, „und bei einigen Punkten weit über meine Erwartung durch die Gutmütigkeit des wirklich sehr achtbaren Herrn Salomon von Rothschild nachgekommen.“

Nach der Verabredung sollte der preußische Staat ein neues Darlehen von 3860400 Pfund vierprozentiger preußischer Obligationen zum Kurs von 98,5% beim Hause Rothschild aufnehmen, von deren Erlös in ungefähr zwei Jahren eine gleiche Summe fünfprozentiger Obligationen der Anleihe von 1818 eingelöst werden sollte. Rother mußte Salomon bei der

Unterzeichnung das Versprechen geben, daß er Seiner königlichen Majestät die alleruntertänigste Anzeige machen würde, daß er „dieses Geschäft nicht aus Geldgewinn mache, sondern das Ganze als Ehrensache betrachte“. Ein Herr Benecke von Groeditzberg meldete einige Details der Troppauer Unterredung nach Berlin.<sup>69</sup> „Salomon Rothschild sagte mir dabei,“ schrieb er, „daß er beim Abschluß dieses für den preußischen Staat meines Erachtens sehr vorteilhaften Geschäftes auf die Ehre seines Hauses ein Hauptaugenmerk gehabt, weil er den höchsten Wert darauf setze, der königlich preußischen Regierung zu beweisen, daß die Konsolidierung ihres Staatskredits und die Erfüllung der von seinem Hause in dieser Beziehung gegebenen Zusicherungen in seinen Augen höher stünden als jeder Privatvorteil.

Wenn ich meiner unbedeutenden Mitwirkung an diesem Geschäft auch nicht den mindesten Wert beizulegen beabsichtige, so halte ich es doch für Pflicht, Euer Exzellenz mit denen von Herrn von Rothschild geäußerten Gesinnungen ganz ergebenst bekanntzumachen, die ich für aufrichtig halte. Nur diesen und den Bemühungen des Herrn Präsidenten Rother ist der Abschluß eines Geschäftes zu danken, der den preußischen Finanzen neuen Vorteil und zugleich Ehre bringt.“

Desgleichen meldete<sup>70</sup> Rother dem König, daß dieses außerordentlich günstige Abkommen seine Erwartungen weit übertroffen habe.

Weniger zufrieden waren Nathan in London und sein Bruder in Frankfurt. Sie verwarfen zuerst geradezu das Abkommen, dann aber überwog das Bedenken, den Bruder in Wien zu desavouieren, und Nathan begnügte sich damit, Salomons damals siebenundzwanzigjährigen Sohn Anselm nach Berlin zu schicken, um die Unterzeichnung hinauszuziehen, Verbesserungen und Vergünstigungen zu erlangen und erst dann zuzustimmen, wenn bessere Bedingungen nicht zu erreichen



wären. Rother leistete tapfer Widerstand, und endlich kam es nach gegenseitigen kleinen Zugeständnissen zum Abschluß. Es sollten also die vom Anlehen des Jahres 1818 noch übrigen 3809400 Pfund fünfprozentiger Obligationen durch Umtausch gegen vierprozentige über dieselbe Summe bis zum 1. Oktober 1832 in fünf halbjährigen Terminen völlig abgelöst werden. Rother lobte sein Werk selbst ganz außerordentlich. „Dieser Kontrakt“, meldete er seinem König, „ist für den Staat durchaus nur vorteilhaft und das erste Beispiel einer finanziellen Operation eines großen Staates zur Reduktion der Zinsen im Großen, ohne den Nominalbetrag der Schulden zu vermehren, indem die Zinsen einer Schuld von ungefähr 27 Millionen Talern von 5 auf 4% reduziert werden. Die Provision von  $1\frac{1}{2}\%$  ist ganz unbedeutend, deckt kaum die Kosten eines solchen Geschäfts.“

Der König gab ihm seine Zufriedenheit zu erkennen.<sup>71</sup> „Ich erteile Ihnen“, schrieb er ihm, „auch gerne die Versicherung, aus den Bedingungen die Überzeugung gewonnen zu haben, daß der Baron Salomon von Rothschild solches im Interesse des preußischen Staates, als eine Ehrensache seines Hauses mit Ihnen abgeschlossen habe, worüber mein Wohlwollen ihm zu bezeigen Ich Ihnen besonders auftrage.“

Es war also alles nur „Uneigennützigkeit und Ehrensache“, und Rother gab sich dazu her, diesen Standpunkt seinem königlichen Herrn gegenüber zu vertreten. Er aber war froh, das Geschäft gut untergebracht zu haben, und wenn er Salomon lobte, so lobte er indirekt sich selbst, der dem klugen Geschäftsmann so gute Bedingungen abzuringen gewußt hatte. Und doch hätte Salomon bei normalen Verhältnissen das Geschäft wahrscheinlich zu einem sehr gewinnbringenden gestalten können. Alles hing davon ab, daß keine gewaltsamen Eingriffe von außen ihn dabei störten, und daß gutes Börsenwetter für die Operation mit den Millionenwerten preußischer Staatspapiere bestehen blieb. Dies schien vorläufig der Fall

zu sein, der russisch-türkische Krieg war beendet, die allgemeine europäische Lage war ruhig, und für Operationen an der Börse schien für den Augenblick keine Gefahr zu bestehen. Daher folgten der preußischen sogleich weitere Anleihen. Auch die österreichische Regierung wollte allmählich zur Konvertierung ihrer fünfprozentigen Staatsschuld auf 4% schreiten, und die Staatskonferenz beschloß die Aufnahme einer Anleihe von 20 bis 30 Millionen Gulden vierprozentiger Staatsschuldverschreibungen bei den heimischen vier Handelshäusern, zu denen statt des zugrunde gegangenen Bankhauses Fries nun Salomon Rothschild gehörte.<sup>72</sup> Graf Kolowrat, der an die Spitze der Kommission im Staatsrate gestellt war, die die Finanzverwaltung kontrollieren sollte, hatte die Aufnahme mit dem Ausspruch befürwortet<sup>73</sup>, in Deutschland, Frankreich, England und Holland sei der Zinsfuß noch tiefer als 4%, und man sei dort mit der Reduktion entweder schon vorgegangen, oder im Begriff, an sie zu schreiten. Endlich schienen auf längere Zeit politische Verwicklungen nicht zu besorgen.

Die Anleihe wurde nun abgeschlossen und am 3. April den vier Handelshäusern die Allerhöchste besondere Zufriedenheit<sup>74</sup> mit ihrem Benehmen bei dieser Veranlassung ausgedrückt.

Rothschild bemühte sich freilich, die so erhaltenen Papiere möglichst schnell abzustoßen und verkaufte daraus unter dem Vorgeben einer guten sicheren Anlage zum Übernahmepreise gegen Provision so viele vierprozentige neue Metalliques-Papiere an Marie Louise von Parma, als ihre drei Konti<sup>75</sup> an barem Geld enthielten.

Metternich hatte, wie sich Salomon ausdrückte, „in immer reger Sorgfalt, sich Ihrer Majestät der Frau Erzherzogin angenehm zu erweisen“, diesem eingeschärft, das Interesse der Familie Montenuovo so viel als möglich zu beherzigen. „Daß ich von gleichem Eifer stets beseelt bin,“ antwortete Rothschild<sup>76</sup>,



23. Moritz von Bethmann und Amschel Meyer Rothschild kutschieren Europa

Zeitgenössische Frankfurter Karikaturen  
 Stadtbibliothek Frankfurt a. M.



„habe ich schon wiederholt an den Tag zu legen mich bemüht, und um Ihrer Majestät dies neuerdings darzutun und meinerseits dem Wunsch Eurer Durchlaucht so viel wie möglich zu genügen, mache ich mich schon jetzt anheischig, von der Provisionsvergütung, welche mir von Ihrer Majestät bereits früher schon für meine namhafte Anlage in neuen österreichischen Staatseffekten bewilligt worden, im vorhinein auf jenes Kapitel abzustehen, welches ich für die Familie Montenuovo in Händen habe, und erkläre mich dagegen bereit, wenn es an der Zeit sein wird, diese Familie den ursprünglichen Preis der neuen Unternehmung ohne weiteren für mich anzusprechenden Vorteil genießen zu lassen.“

Nun verzichtete Rothschild tatsächlich auf die Provision für das Konto M. und setzte die für die beiden anderen Konti auf die Hälfte herab. Er konnte dies um so leichter tun, als er aus dem parmensischen Geschäft schon großen Gewinn gezogen; aber der Verzicht auf die verhältnismäßig geringfügige Provisionssumme machte einen guten Eindruck und entsprach dem Kokettieren Salomons mit der „Uneigennützigkeit“ und der „Ehre“, die ihm widerfuhr. Immerhin konnte Salomon die gewaltigen Summen aus der österreichischen Anleihe nicht sogleich an den Mann bringen.

Zu der österreichischen und der preußischen Anleihe gesellte sich dann noch die weitaus bedeutendste, aber zugleich die verhängnisvollste, nämlich die Übernahme von 80 Millionen Francs französischer Rente, die die Regierung Frankreichs zur Bezahlung der damals unternommenen Expedition nach Algier brauchte. Mehrere Konkurrenten hatten sich dazu bereit erklärt. Aguado bot <sup>77</sup> 97,55 Francs für hundert, ein Konsortium Mallet Frères 98, das Syndicat des receveurs généraux 100 Francs und die Rothschild — 102 fr. 72½. „Die Konkurrenten sahen da ein,“ schreibt Copefigue, „daß niemand in Zukunft gegen die Rothschild werde aufkommen können.“



An solchen riesenhaften Geschäften hatten diese noch immer nicht genug; sie schlugen damals auch Marie Louise eine Konvertierung der parmensischen Staatsschuld vor und wollten überdies das Haus Bethmann in Frankfurt aus seiner letzten Verbindung mit Österreich hinausmanövrieren. Salomon Rothschild war vom Finanzminister Grafen Nádasdy darüber unterrichtet worden, daß die österreichische Staatsverwaltung alle ihre fünfprozentigen Papiere in vierprozentige umzuwandeln beabsichtige. Er versprach die Stimmung über diesen Plan auf seinen Reisen im Auslande zu erforschen und nach Wien bekanntzugeben. Im Juni des Jahres 1830 sandte er von Frankfurt an Nádasdy den ersten Bericht<sup>78</sup>, der gleichzeitig einen Antrag enthielt, der letzten Endes gegen das Haus Bethmann gerichtet war. Er wollte nämlich durch sein Frankfurter Haus die noch in Umlauf befindlichen fünfprozentigen Bethmann-Obligationen dort al pari in Barem einlösen lassen. „Euer Exzellenz“, schrieb er, „ist sowohl meine innige Anhänglichkeit für den österreichischen Staat als die meiner sämtlichen Brüder und Associés nicht unbekannt und hoffe, dieselbe dürfen überzeugt sein, daß wir das Beste der hohen Finanzverwaltung stets im Auge haben und Hochdero Wünsche ganz besonders mit der größten Bereitwilligkeit zu entsprechen uns angelegen sein lassen.“ Diese Übernahme der Bethmann-Obligationen sollte also „zur Sicherung und Beschleunigung der Konversions-Operation nach Möglichkeit beitragen und der Sache im Auslande einen größeren Schwung geben“. Erst nach Ablieferung der fünfprozentigen Obligationen wünschte Salomon, daß seinem Hause entweder 105 fl. für 100 in vierprozentigen Obligationen oder Kassenscheine oder Geld oder was sonst für das hohe Interesse am vorteilhaftesten erachtet werde, überlassen werden. „Da ich sowohl als meine Brüder“, fuhr Salomon fort, „nichts sehnlicher wünschen, als dem österreichischen Staate stets Beweise unseres uneigennützigsten Diensteifers, frei von allen

Privatinteressen, bezeigen zu können, so schmeicheln wir uns, E. E. werden unseren gehorsamsten Antrag mit gewohnter Güte aufnehmen.“ Er erhoffte dadurch, daß das Ausland sich dann um so eher zur Konvertierung geneigt zeigen werde. „E. E.“, fuhr er fort, „dürfen sich überzeugt halten, daß weder Stolz noch Eigenliebe mich dazu verleiten, diesem Gegenstand das Wort zu führen, allein ich spreche stets offen und unumwunden, wie ich Hochdemselben schon Beweise zu geben die Ehre hatte und kann fest versichern, daß dadurch der Konvertierung ein schnellerer Vorteil und Fortgang erwächst. Wenn nun E. E. dahin einverstanden sind, daß durch mein Frankfurter Haus, welches, wie ich mir schmeichle, das Vertrauen des Publikums besitzt, die bare direkte Zahlung geleistet werden soll, so würden wir alsdann gehorsamst darauf antragen, daß selbe nicht an hiesigen Herrn Bethmann, sondern an die Inhaber der Obligationen durch uns selbst geleistet wird.“

Die österreichische Finanzverwaltung forderte daraufhin das Haus Bethmann auf, ein Promemoria über die Konvertierungsfrage vorzulegen. Dies geschah, und man hatte hohen Ortes nichts Eiligeres zu tun, als diese Denkschrift, die naturgemäß von den Rothschildschen Anträgen in vielem abwich, an Amschel in Frankfurt zu senden. Dieser urtheilte äußerst scharf über Bethmanns Schriftstück, das er nicht nur haltlos, sondern auch in der Mangelhaftigkeit der Mittel und Kenntnisse jener Bank begründet fand. „Wenn es diesem Hause“, schrieb er<sup>79</sup>, „so ernstlich mit der Konvertierung wäre, und wenn es solche mit gehörigem Vertrauen und Eifer betreiben wollte, so ist unbegreiflich, wie das Haus weder Zutrauen noch Mittel dazu besitzt, die kleine Quantität von 600 4%-igen Métalliques-Obligationen sich selbst zum Voraus anzuschaffen<sup>80</sup>, was wirklich geringere Häuser, wie soeben genanntes, die nicht einen solchen Namen führen und einen solchen Rang einnehmen wollen, bereits sicher getan hätten.“

Das Rothschild'sche Memoire bezeichnete die Bethmann'schen Gründe als Ausflüchte, da es diesem Hause an Kraft und am Vertrauen des Publikums fehle, eine so große Operation wie die Konvertierung der seinerzeit von Bethmann besorgten Anleihe durchzuführen. Amschel Meyer beschied Salomon, der auf einer Reise nach Paris begriffen war, zu sich nach Frankfurt, um dessen Meinung darüber zu hören. Das in groteskem Deutsch abgefaßte Memoire des Frankfurter Rothschild fährt dann fort: „Derselbe (Salomon) versicherte mir, nicht nur auf das gewissenhafteste, daß es auch nicht der mindeste Anflug irgendeines Unwillens von Seiten seines Hauses sei, weil man die Konversion dem Bethmann'schen Hause übertragen habe, sondern er beteuerte, daß sein Haus mit Leib und Leben dem österreichischen Gouvernement ergeben sei, seine Ehre darin liege, die Konvertierung zu machen und auch sein Privatinteresse damit verbunden sei. Er habe die französische und preußische Anleihe negociiert, wobei doch eins ans andere hängt, das eine durch das andere zusammenhält“, er daher nicht sich selbst zum Nachtheile handeln werde. Sein Haus besitze 15—16 Millionen Gulden österreichischer Staatseffekten, welche er auf jedesmaligen Befehl vorlegen könne, während das Haus Bethmann weder die Mittel, noch Platzkenntnis, noch Macht genug dazu besäße. Es wäre auch nicht ein einziger Associé da, der genug Energie habe, und der Geschäftsführung gehörig vorstehen könne.“ „Es ist nun möglich,“ fuhr das Memoire wörtlich fort, „und sogar wahrscheinlich, daß eins oder mehrere Banquierhäuser nebst ihren Freunden und Anhängern glaubten, wenn sie selbst fabrizierte Artikel direkt oder indirekt in die Zeitungen einrückten und auf mehreren Börsen ungegründete Nachrichten ausbreiten ließen, einerseits dadurch das Haus Rothschild in ein häßliches Licht bei dem österreichischen Gouvernement zu stellen, andererseits sich dadurch in ihrem Wirkungskreise mehr emporzuschwingen. Solche bei den Haaren herbei-

gezogene Zeitungsartikel, wie neulich in einigen französischen Blättern der Fall der Renten auch dem Hause Rothschild aufgebürdet worden ist, da die Baissiers nach ihrem Belieben aussprengten, dasselbe hätte alle seine Renten à tout prix analysiert, weil es ein türkisches Anlehen von 80 Millionen Francs übernommen hätte und ähnliche wie vorstehende sind seit Reihen von Jahren erwartet und werden für unser Haus weder die ersten, noch die letzten sein.“ Das Memoire führte aus, daß große Geschäftshäuser, die mit hohen Regierungen in Berührung kommen, solchen Erdichtungen immer ausgesetzt bleiben würden. Aber Wahrheit und Rechtlichkeit blieben unerschütterlich bestehen, und solche Unwahrheiten fänden durch sich selbst ihre Bestrafung. Das Haus Rothschild habe erst im Monat Mai eine fürchterliche Börsenkrisis für Frankfurt mit üblen Folgen auf anderen Plätzen dadurch vermieden, daß es den größten Teil seines Bargeldes hingab, und nun stehe politisch auch nicht alles zum besten. In Frankreich wisse man nicht, woran man sei, und in England sei der König krank und ein neues Ministerium in Aussicht. Nochmals kam das Memoire auf den Antrag zurück, die Bethmannschen Obligationen konvertieren zu dürfen.

Der Finanzminister Graf Nádasdy<sup>81</sup> ließ sich aber nicht rühren. Er wollte das Haus Bethmann nicht dadurch kränken, daß er die Konversion durch ein anderes Haus besorgen ließ als jenes, das seinerzeit die Anleihe gegeben habe. Die Brüder Rothschild besaßen damals riesige Bestände an Staatspapieren, neben den zahllosen österreichischen noch die vielen Millionen der neu ausgegebenen französischen Rente und die Papiere der preußischen Konvertierungsanleihe. Das Rothschildsche Portefeuille war also zu einer Zeit mit Papieren überfüllt, wo die europäische Lage aus scheinbarer politischer Ruhe unversehens zu schwerer Krise umschlagen sollte.

James hielt die politische Lage Frankreichs wohl für bedenklich, aber nicht für so kritisch, wie sie wirklich war. Er gab

große Bälle, an denen Fürstlichkeiten wie der Herzog von Chartres und der Herzog von Braunschweig teilnahmen. Er ließ seine Unterstützung französischen Theaterunternehmungen, die auswärts, wie z. B. in Wien<sup>82</sup>, Aufführungen veranstalten sollten. Er verkehrte mit Prinzen und Ministern, mit Adel und Finanzkreisen, aber es fiel ihm doch schwer, bei den vielen und widersprechenden Ansichten, die er hörte, die Zukunft klar vorausszusehen. Schon zeigten sich auf James' eigenster Domäne, der höchst feinfühligsten Börse, Sturmzeichen. Am 1. Juni gab es eine starke Baisse, und mehrere Politiker wandten sich flehentlich an Rothschild, er solle seine Macht gebrauchen, um einen Zusammenbruch des Kursgebäudes aufzuhalten.<sup>83</sup> „Wenn es Ihnen nicht gelingt,“ schrieb ihm der Herzog von Decazes, „das Niedergehen der Werte zu verhindern, wird jedermann an den Staatsstreich glauben, wovon Sie so Angst haben und dies mit Recht, denn wenn man sich je entschließen sollte, dergleichen zu wagen, können Sie sicher sein, daß kein Gläubiger zahlen wird.“<sup>84</sup> James Rothschild eilte daraufhin, wie schon so oft, zu Polignac und wurde dort wieder beruhigt. Man denke gar nicht an dergleichen, die Börse und die Bevölkerung seien nervös, weiter nichts.

Der Chef des Wiener Hauses, Salomon, war indessen von Frankfurt gleichfalls nach Paris gekommen. Er hatte Metternich versprochen, über die Lage in Frankreich genau Bericht zu erstatten, und erfüllte seine Zusage trotz aller Schwierigkeiten getreulich.

Der erste dieser Berichte ist vom 19. Juni 1830 datiert<sup>85</sup>: „Durchlauchtigster Fürst! In der angenehmen Voraussetzung, daß Euer Durchlaucht auf Ihrem schönen Landsitze sich fortwährend des ungetrübtesten Wohlseins erfreuen mögen . . . nehme ich mir die Freiheit, Hochdemselben meine vorgestern hier erfolgte Ankunft ergebenst anzuzeigen. Die Erlaubnis, die Euer Durchlaucht mir erteilt haben, sie



zuweilen auf außergewöhnlichem Wege von den hier eintretenden politischen Ereignissen in Kenntniss zu setzen, veranlassen mich heute schon, davon Gebrauch zu machen. Soviel ich mich während meines kurzen Aufenthaltes hier bei wohlunterrichteten Personen von allen Parteien und Meinungen zu überzeugen Gelegenheit hatte, ist der Geist der Opposition, welche seit einem Monat so sehr an Erbitterung gewonnen hat, nicht gegen die geheiligte Person des Königs und die Dynastie der Bourbons gerichtet, sondern nur gegen die Häupter des jetzigen Kabinetts, gegen die Herren von Polignac, Peyronnet.“ Salomon erhoffte noch die Aufrechterhaltung der Ruhe, aber er sah mit Besorgnis auf die Absichten Polignacs, Wahl- und Preßgesetz abzuändern, woran er trotz der dringendsten Gegenvorstellungen festhalte. Doch schimmerte durch den ganzen Bericht Besorgnis durch.

Bald darauf meldete Salomon, daß die Neuwahlen außerordentlich ungünstig für die Regierung ausgefallen seien. Alles wäre vom allgemein um sich greifenden Oppositionsgeist umstrickt und sende der Kammer ministeriumfeindliche Elemente zu. In der Tat waren bei den Neuwahlen von 428 Abgeordneten nur 125 ministerielle in die Kammer gelangt. „Die Liste ist schmähsch und hassenswerth“ . . . meldete Graf Apponyi nach Wien. Das Ministerium sei über ein solches Resultat betroffen und bekümmert. Man denke erneut an die Änderung des Wahlgesetzes. „Zu welchen unabwehrbaren Folgen“, schrieb Salomon an Metternich, „könnte ein solcher Schritt führen . . . Indessen ist der König fest entschlossen, seiner königlichen Prerogative in keinem Punkte zu vergeben, denn er weiß nur zu wohl aus eigener Erfahrung, wie schnell eine Konzession zu einer anderen führt und wie sehr die königliche Autorität hiezu gefährdet ist.“

Die Gesamtlage war recht unbehaglich, wenn auch Salomon und insbesondere James immer noch hofften, das Gewitter werde vorüberziehen. Doch Ende Juni verdichteten sich die

Gerüchte, daß der König und Polignac einen Staatsstreich planten, der die unbequeme liberale Kammer noch vor ihrem Zusammentritt beseitigen und die Rechte des Volkes noch weiter beschränken würde. Wer daran glaubte oder vielleicht gar etwas wußte, verkaufte insgeheim am Londoner Markte große Posten Rente, und das Haus Rothschild, das an deren Hochkurse interessiert war, mußte sie aufnehmen. James Rothschild, der sich als Staatsbankier<sup>86</sup> für einen Vertrauten der Regierung hielt, war überzeugt, man würde ihn, bevor man so schwerwiegende Entschlüsse faßte, zu Rate ziehen oder ihm zum mindesten vor der Entscheidung einen Wink geben. Als nichts dergleichen geschah und die Gerüchte von ernstesten Schritten der Regierung sich häuften, entschloß sich James, am Sonntag, den 24. Juli, zum Minister des Innern, Herrn von Peyronnet, zu gehen und ihn zu fragen, was man davon halten solle.<sup>87</sup> Dieser gab seinem Erstaunen Ausdruck, daß ein so kluger und aufgeklärter Mann wie James solchem Gerede eine Bedeutung beimessen könne, und wies auf die Tische seines Bureaus, die mit den Einberufungsschreiben zur ersten Sitzung der neugewählten, so ministerfeindlichen Kammer bedeckt waren.

Beruhigt fuhr Rothschild nach dem Landhaus der Frau von Thuret, wo das ganze diplomatische Korps zum Diner geladen war und man ihn allseits ängstlich nach der Lage befragte. Er erzählte von seinem Besuch beim Minister und von den Einberufungsschreiben, die er gesehen, und seine Ausführungen beruhigten die Gemüter der anwesenden Diplomaten.

Indessen setzten die Minister in größter Heimlichkeit die berühmten Ordonnanzen auf, in denen der König auf Rat Polignacs die noch gar nicht zusammengetretene regierungsfeindliche Kammer wieder auflöste, Neuwahlen auf Grund eines geänderten Wahlsystems ausschrieb und die Preßfreiheit stark beschränkte.

Am 26. Juli 1830 früh wurden die Ordonnanzen zur allergrößten Überraschung veröffentlicht. Das Geheimnis war jedermann gegenüber aufs peinlichste gewahrt geblieben. Helle Empörung erfaßte die ganze Hauptstadt, überall hörte man, das heiße alle Freiheit knebeln und das dunkelste Mittelalter über Frankreich heraufbeschwören. Die Empörung fand vor allem in der Presse ihren Ausdruck, die trotz aller Verordnungen mit dem heftigsten Protest einsetzte. Die Aufregung in Paris war ungeheuer. Im Nu entstanden in den Hauptstraßen manns hohe Barrikaden, das Volk rottete sich zusammen, zog unter Drohrufen auf den König durch die Straßen, Waffenläden und Militärmagazine wurden geplündert und den königlichen Truppen, die selbst völlig unvorbereitet und in schwacher Zahl von dem gleichfalls überraschten Marschall Marmont befehligt waren, heftiger Widerstand geleistet. In Polignacs Wohnung wurden die Fenster mit Steinen eingeworfen, auch sein Wagen wurde halb zertrümmert. Am 28. Juli brach der Aufstand in voller Stärke los. „Nieder die Bourbonen!“ „Nieder die Minister!“ hallte es durch die Straßen. Von den bloß 12 000 Mann der Garnison gingen beträchtliche Teile zu den Aufständischen über. Der Rest genügte bei weitem nicht zur Niederhaltung der empörten Stadt.

Am 29. Juli breitete sich der Aufruhr über ganz Paris aus. Die königlichen Truppen wurden langsam nach Saint Cloud zurückgedrängt, wo der König angstvoll der Entwicklung der Dinge harrete. Nun war er bereit, die Ordonnanzen zurückzunehmen, doch es war zu spät. Nicht nur seine Stellung, auch die seines ganzen Hauses war verwirkt. Der Louvre und die Tuileries, von Schweizer Truppen verteidigt, wurden vom Volke erstürmt. Die Revolution war auf der ganzen Linie siegreich. Am 31. Juli flüchteten Karl X. und seine schuld beladenen Minister. Ihre Herrschaft war zu Ende. Wollte man die Monarchie aufrechterhalten, so war nur eines möglich:

völlige Ausschaltung der alten Linie der Bourbonen und Zurückgreifen auf des Königs Widerpart, auf Louis Philippe von Orléans, den Sohn des berüchtigten Philippe Egalité aus den Tagen der Großen Revolution. Dieser Prinz trat nun mit großem Geschick auf den Plan. Er verstand es, das Volk als den Spender seiner Königskrone hinzustellen. Seine liberale Anschauungsweise wie sein schmuckloses, einfaches und doch inmitten des entfesselten Pöbels tapferes Auftreten taten ihre Wirkung. Das alte Könighaus war abgetan, die Orléans folgten ihm, der Bürgerkönig Louis Philippe trat an die Spitze des Staates.

In größtem Schrecken und furchtbarer Aufregung hatten die beiden in Paris weilenden Brüder James und Salomon die blutigen Tage der Revolution miterlebt. Sie bangten nicht nur um ihren Reichtum, sondern als Landfremde, die dem verhaßten König und seinen Ministern so eng verbunden waren, auch um Leib und Leben. Angstvoll hatten sie, die noch eine solche Menge Papiere aus der eben übernommenen Staatsanleihe in Händen hielten, in den ersten Tagen des Aufstandes den katastrophalen Sturz der um 20–30% gefallenen Rente mit angesehen. Aber diese Sorge wurde einen Augenblick durch die unmittelbare körperliche Gefahr zurückgedrängt. Solche Befürchtungen erwiesen sich jedoch als unbegründet. Die Julirevolution war eine bürgerliche. Das Volk plünderte wohl einige königliche Schlösser, Leben und Besitz der Privaten aber blieben verschont.

Nathan Rothschild soll der erste in London gewesen sein, der – angeblich durch eine Brieftaube seines Bruders – von dem großen Ereignis Kunde erhielt. Aber selbst, wenn dies Gerücht fehlgeht, steht fest, daß er von den Vorkommnissen in Paris früher Kenntnis erhielt als die englische Regierung. Talleyrand schrieb einmal darüber an Madame Adélaïde, die Schwester und Beraterin des Königs Louis Philippe<sup>88</sup>: „Das englische Ministerium ist stets 10–12 Stunden vor Eintreffen

der Lord Stuartschen Depeschen<sup>89</sup> durch Rothschild über alles unterrichtet, und das kann nicht anders sein. Denn die Fahrzeuge, auf denen die Rothschildschen Kuriere sich einschiffen, gehören diesem Hause, nehmen keine Passagiere auf und gehen bei jedem Wetter ab.“

Salomon Rothschild erinnerte sich, sobald am 30. Juli nach dem „unerhörten Tumult und der unbeschreiblichen Agitation“ der vorhergegangenen drei Tage Ruhe in der Hauptstadt wiedergekehrt war, seines Versprechens, Metternich Bericht zu erstatten.

„Mit dem Ministerium“, meldete er schon am 30. Juli<sup>90</sup>, „sind wir seit mehreren Tagen außer aller Verbindung, da wir nicht einmal wissen, wo die Minister sind. Da auch dem Vernehmen nach heute der König die Residenz verlassen haben soll, um sich nach der Vendée zu begeben und hier auf allen öffentlichen Gebäuden die dreifarbige Fahne weht, so ist die Rolle des diplomatischen Korps fürs erste hier ausgespielt.“ Salomon meinte, man müsse vorerst den Ausgang ruhig abwarten. Ein Bürgerkrieg sei zu befürchten. Gerüchte besagten, der Herzog von Orléans hätte die Krone angenommen. „So weit“, fuhr er fort, „wäre es also mit Frankreich durch das Selbstvertrauen von drei oder vier Ministern in drei oder vier Tagen gekommen.“

Rothschild schilderte, wie die Hauptstadt unter der Gewalt von 30—40 000 Menschen aus den untersten Klassen des Pöbels, die man gegen die königlichen Truppen „losgelassen und angehetzt“ habe, sich zur Wiederaufrichtung einer neuen Verwaltung anschicke. Freilich sei nicht zu leugnen, daß sich die Leute gut betragen hätten, denn außer dem königlichen Eigentum sei selbst im hitzigsten Gefecht weder öffentliches noch Privatgut auch nur angerührt worden. Jetzt aber befürchte er solche Exzesse. „Wir sehen gern“, gestand Salomon, „an allen Ecken und Enden die Uniform der regulären Bürgergarde erscheinen, die an 40 000 Mann stark,



die Stadt anno 1814 und 15 mehrmals vor Plünderung bewahrt hat.“

Als sich nun das Gerücht von der Annahme der Krone durch den Herzog von Orléans bewahrheitete, war dies eine große Beruhigung für die Brüder Rothschild. Trotz ihrer Verbindung mit Karl X. und seinen Ministern hatten sie auch dem Herzog von Orléans finanzielle Gefälligkeiten erwiesen und so Eingang in sein Haus gefunden. Sie fühlten sich in gewissem Sinne von Karl X. verraten, da er ihnen die Ordonnanzen nicht früher mitgeteilt hatte, und hofften nun durch die Schilderhebung des Herzogs von Orléans einen guten Tausch gemacht zu haben. Dementsprechend begannen sie mit der siegreichen Revolution zu sympathisieren. Dieses Kokettieren mit der neuen Gewalt ist aus einem Briefe Salomons an einen Freund<sup>91</sup> schon deutlich erkennbar. Salomon sprach darin von der allgemeinen Empörung, die die Ordonnanzen verursacht hatten. „Es gab keine bewaffnete Gewalt, die einer Bevölkerung Herr hätte werden können, die außer sich war vor Wut, daß sie über Befehl ihres Königs dem Massacre entgegengeführt werde. Die Nation würde sich eher zerhacken lassen, als daß sie sich neuerdings der Herrschaft der Familie Bourbon unterwürfe.“

Salomon sprach von den Befürchtungen, die eine so schreckliche Explosion auslöste. Alles habe sich jedoch auf die glücklichste und überraschendste Art entwickelt. Das Eigentum sei auch nicht einen Augenblick bedroht gewesen. Ja, die Leute hätten sogar das Geld ausgeschlagen, das „man“ ihnen angeboten habe. Überall verbrüderten sich Truppen und Volk, alles verlasse die Sache Karls X. und wende sich Louis Philippe zu, der hervorhebe, von jeher die konstitutionellen Ideen und die Freiheit geliebt zu haben. Er werde nun auch, wo er sich zeige, mit dem hellsten Enthusiasmus empfangen. Der Frontwechsel der Rothschild war damit klar ausgesprochen. Die Revolution hatte gesiegt, die alte Gewalt war abgetan,

der neue ihnen wohlvertraute Mann schien sich zu befestigen. Sofort zogen sie daraus die Konsequenzen, und James bot trotz der durch den Sturz der Fonds erlittenen Verluste, und der noch fortdauernden Unsicherheit der neuen Staatsgewalt sogleich seine finanziellen Dienste an.

Die Nachrichten von der so unerwarteten und in wenigen Tagen siegreich gebliebenen Revolution in Frankreich übten in ganz Europa ungeheure Wirkung aus. Alle Regierungen sahen mit Sorge, wie Frankreich, nach Leopold von Koburgs Wort „die Büchse der Pandora“, von neuem Schrecken und Unruhe über den Kontinent verbreitete. An allen Börsen fielen die Papiere, in den Völkern regten sich Freiheitshoffnungen, und die Folgen für die Metternichsche „Ruhe der Welt“ schienen unabsehbar.

Für den Staatskanzler und sein System war dies der denkbar ärgste Stoß. Er weilte zur Zeit des Ausbruches der Pariser Unruhen mit Gentz auf seinem Schloß Königswart in Böhmen und bekam die erste Nachricht von den Vorfällen durch den Frankfurter Gesandten, Freiherrn von Münch-Bellinghausen, der sie seinerseits von Rothschild erhalten hatte. Es ist bezeichnend für das gute Funktionieren des Rothschildschen Nachrichtendienstes auch in so bewegter Zeit, daß, wie die britische Regierung, so auch der mächtige Staatskanzler, dem der große diplomatische Apparat des Kaiserstaates zur Verfügung stand, die erste Kunde von einem so wichtigen Ereignis dem Hause Rothschild verdankte. Münch-Bellinghausens Bericht, aus Frankfurt vom 31. Juli datiert<sup>92</sup>, stützte sich auf ein Schreiben Salomons und James' aus Paris, das am 30. bei Meyer Amschel in Frankfurt eingetroffen war, sowie auf eine ganz kurze Nachricht, die ein Kurier gebracht hatte. „Soeben erhält Rothschild“, lautete die Meldung, „durch einen Kurier, welcher Paris am 28. verlassen hat, ein ganz kurzes Schreiben seiner Brüder, worin sie ihn bitten, ihretwegen nicht besorgt zu sein, sie befänden sich wohl und

sie hofften, in wenigen Tagen würde es besser gehen; sie könnten ihm nichts Neues schreiben, der Kurier würde ihm alles mündlich sagen. Diese mündliche Auskunft geht dahin, daß in Paris alles in voller Bewegung sei.“ Dann folgte eine Schilderung der großen Unruhen zu Beginn der Revolution.

Metternich und Gentz wollten die Nachricht zunächst nicht glauben. Eben erst hatte sich der Staatskanzler über den Erlaß der Ordonnanzen mit höchster Befriedigung geäußert. Nun erfaßte ihn ein geradezu furchtbarer Schrecken. Immer noch hoffte er, die Nachricht werde sich nicht bewahrheiten. „Ich gestehe Ihnen,“ schrieb Gentz unmittelbar nach Eintreffen der ersten Kunde an Pilat<sup>93</sup>, „daß ich dies alles nur teilweise für wahr halte. Der mysteriöse Brief eines zitternden Rothschild und die Erzählungen eines Kuriers sind zweideutige Quellen, aber gut stehen die Sachen gewiß nicht.“ Allein der Rothschildsche Kurier behielt recht, und der Umsturz in Paris hatte überdies zur Folge, daß sich in ganz Europa die Liberalen regten und Freiheitsluft witterten. In Frankfurt löste die Nachricht von der Revolution an der Börse einen katastrophalen Kurssturz aus, und die Papiere wurden massenhaft ausgebaut. Amschel Rothschild hatte freilich, da er die Nachricht vor den anderen erhalten hatte, einige Schutzmaßnahmen treffen können, aber in der Kürze der Zeit ließ sich nicht allzuviel machen, und der Sturz aller Staatswerte flößte auch ihm panischen Schrecken ein. Mit höchster Energie tat er alles mögliche, um dem Unheil Grenzen zu ziehen.

Als in der Folge in vielen deutschen Städten Unruhen ausbrachen und man solche auch für Frankfurt befürchtete, bot der Senat die Bürgerwehr auf, um gegen jeden Angriff gewappnet zu sein. Auch Amschel, der nach dem letzten Ausgleich das Bürgerrecht der Stadt genoß, zog, als ihn die Reihe traf, als Wehrmann mit auf die Wache. Er mußte für sein Hab und Gut mehr als jeder andere Frankfurter fürchten und

hörte mit Schrecken davon, daß vor den Mauern der Stadt Bauern Schlösser plünderten und Adelige von ihren Landsitzen vertrieben. Angstvoll erwartete er seinen Bruder Salomon, der ihm eben in den ersten Septembertagen sein Kommen aus Paris ankündigte. Dieser wollte sein Stammhaus über die nunmehrige politische Lage in Paris aufklären und die Maßnahmen besprechen, die zu treffen waren, um die furchtbaren Verluste des Hauses zu beschwören. Mehr als je war die Einigkeit und das Zusammenhalten der Brüder in diesen Stunden der Gefahr, die geradezu die Existenz des Hauses berührte, geboten.

Salomon konnte nach seiner Ankunft in Frankfurt Amschel wenigstens über die augenblickliche Lage in Paris einigermaßen beruhigen. Nach der Abdankung des Königs hätten sich die Fonds in den letzten Tagen gegenüber ihrem Tiefstand etwas gehoben, und die Proklamation des Herzogs von Orléans habe sehr günstig gewirkt. Salomon bezeichnete dies letztere Ereignis für das Haus Rothschild als ein großes Glück. Schlimmer freilich stand es um den großen Besitz an Wertpapieren. Die Masse der französischen Renten war natürlich im gegenwärtigen Augenblick gar nicht oder nur mit schweren Verlusten abzustoßen. Die Konvertierungsanleihe mit der preußischen Regierung, die auch ganz auf Hausse eingestellt war, wurde zu einem katastrophal ungünstigen Geschäft. Am besten hielten sich noch die österreichischen Papiere, aber auch diese erlitten ziemliche Einbuße. Die Losung war nun: Heraus aus den Engagements! Rückgängigmachen von Anleiheverträgen, wo immer es möglich war. Insbesondere die neue preußische Anleihe! Amschel versprach in dieser Richtung zu sondieren und vor allem Rother dafür zu gewinnen. Nachdem die dringendsten Abmachungen getroffen waren, begab sich Salomon gleich wieder nach Paris, wo seine Anwesenheit dringend nötig war. Schon begann die Nachricht der Julirevolution in allen

Staaten Europas Unruhen hervorzurufen und die Gefahr einer europäischen Verwicklung in Gestalt eines kriegerischen Einschreitens der in ihrer Ruhe bedrohten absolutistisch-konservativen Mächte heraufzubeschwören.

Noch konnten vielleicht die aus der Julirevolution für das Haus Rothschild entstandenen Gefahren gebannt werden, brach aber ein europäischer Krieg aus, so war der Stein im Rollen, die Vernichtung der Wertpapiere unaufhaltsam und damit der Bestand des Hauses in Frage gestellt. Für die fünf Brüder galt also jetzt die Losung: Krieg um jeden Preis vermeiden. Es kam ihnen dabei zugute, daß auch der neue König sich vor einem gegen seine usurpierte Würde gerichteten Feldzug fürchtete und eine auswärtige Komplikation durchaus vermeiden wollte. Er bemühte sich, den Mächten zu zeigen, daß es, wenn er nicht in die Bresche getreten wäre, in Frankreich noch viel schlimmer hätte kommen müssen, vielleicht wäre sogar die Republik eingeführt worden. Um dies insbesondere Metternich zu Ohren kommen zu lassen, bediente sich der König James Rothschilds. Dieser befand sich Mitte August als Mitglied der Société des Antiquités unter den Mitgliedern einer Deputation, die bei Louis Philippe erschien, um ihm zur Thronbesteigung Glück zu wünschen. Nachdem die Abordnung verabschiedet war, gab der König James ein Zeichen, zurückzubleiben, und sagte ihm Folgendes: „Sie kennen mich zur Genüge, Sie waren lange Zeuge des Glücks, das ich im Schoße meiner Familie genoß und das meinen friedlichen und von jedem Ehrgeiz entfernten Ansprüchen entsprach, um sich einen Augenblick über die Art und Weise zu täuschen, wie ich meiner jetzigen Aufgabe gegenüberstehe . . . Indem ich eine so angenehme und sorglose Lebensweise aufgab, um einen von Gefahren und Schwierigkeiten umgebenen Thron zu besteigen, habe ich dem Wohl meines Vaterlandes ein ungeheures Opfer gebracht . . . Frankreich war auf geradem Wege zur Republik. Es hätte sich zu-





24. Louis Philippe, Herzog von Orléans, König von Frankreich

Stich nach dem Gemälde von François Gérard

Nationalbibliothek Wien



grunde gerichtet und vielleicht mit ihm ganz Europa. Das monarchische Prinzip hat über die Anarchie gesiegt . . . Die Ruhe Europas ist das Ziel meiner heißesten Wünsche, aber ich hoffe auch, daß die Staaten ihre einstigen freundschaftlichen Beziehungen mit Frankreich wieder aufnehmen und Vertrauen in die neue Regierung Frankreichs gewinnen.“<sup>94</sup>

James sorgte dafür, daß Metternich in Wien dies alles genau erfuhr und die Mahnung zum Frieden entsprechend hervortrete.

In Paris lagen indes bedrohliche Symptome für weitere Erhebungen in verschiedenen Staaten Europas vor. Es lebten dort zahlreiche Emigranten aus der Zeit der neapolitanischen und spanischen Revolution, die nun die Stunde für gekommen hielten, ihre früheren Aufruhrversuche wieder aufzunehmen. Die Rothschild kannten einige dieser Leute, hörten von ihren Plänen und taten alles, um die neue französische Staatsgewalt zu vermögen, ihr Treiben nicht zu unterstützen. Was würde auch beispielsweise aus den ohnehin schon stark gefallen neapolitanischen Renten werden, wenn der in Paris weilende General Pepe, wie Salomon sich ausdrückte<sup>95</sup>, „den Geist der Carbonari wieder aufregen wollte“? In Spanien erwartete man von Stunde zu Stunde eine Erhebung. Alles, was sie darüber erfuhren, teilten die Rothschild sofort der neugebildeten französischen Regierung und durch einen Freund auch Metternich mit. „Der Graf von Molé“<sup>96</sup>, schrieb Salomon nach Wien<sup>97</sup>, „ist von allen diesen Umtrieben hinlänglich unterrichtet, und es ist ihm die Wichtigkeit vorgestellt worden, welche die Unterdrückung derselben für den allgemeinen Frieden und die innere Ruhe Frankreichs hat. Auch ist er hievon völlig überzeugt, und er wendet alle in seiner Macht stehenden Mittel an, um jene ruchlosen Pläne zu hintertreiben. Machen Sie, lieber Freund, ich ersuche Sie, den konfidentiellsten Gebrauch von dieser Mitteilung, man hat mir solche unter dem Siegel der streng-

sten Verschwiegenheit anvertraut, und ich würde mich den größten Unannehmlichkeiten aussetzen, wenn man nur mutmaßen könnte, daß ein Hauch davon über meine Lippen gekommen ist. Aus diesem Grunde vermeide ich es auch, diesen Brief zu unterzeichnen.“

Dank ihrer guten Verbindung erhielten die Rothschild also gleich wieder, obwohl die Szene so gründlich gewechselt hatte, die wichtigsten und vertraulichsten Nachrichten. Der neue König Louis Philippe und die Bürgerlichen, die nun das Heft in die Hand bekamen, hatten selbst das höchste Interesse daran, daß der Friede erhalten bleibe, Ordnung und Ruhe wiederkehrten und Besitz und Eigentum nicht angetastet würden. Das und nichts anderes waren auch die Ziele der Rothschild. Aus allererster Quelle, nämlich aus dem Munde des Königs selbst, erfuhren sie nun seine Wünsche und Absichten. Am 7. Sept. 1830 erschien James nochmals bei Louis Philippe in Sonderaudienz und besprach mit ihm die allgemeine Lage. „Mein Bruder“, meldete Salomon hierüber nach Wien<sup>98</sup>, „hatte gestern Gelegenheit, Seine Majestät den König von Frankreich mit Muße zu sprechen. Der König äußerte sich über Österreich, das seine Truppen in den italienischen Provinzen verstärke, es solle seine allgemeinen militärischen Maßregeln nicht zu weit treiben, denn dies führe schließlich ganz allein und von selbst den Krieg herbei. „Mein Bruder“, berichtete Salomon weiters, „stellte seinerseits dem Könige vor, daß er gegen die Umtriebe der spanischen und neapolitanischen Exilierten selbst im Schoße der Hauptstadt mit zu wenig Energie verfare und diese Sorglosigkeit die verderblichsten Folgen haben könnte. Er erwiderte hierauf, daß er alle in seiner Macht stehenden Mittel anwende, um die verderblichen Pläne jener Unruhestifter zu vereiteln, daß ihm aber sein Mandat als konstitutioneller König Schranken auferlege, außerhalb welcher er gesetzmäßig nicht treten dürfe.“

Der König beteuerte, daß er den Revolutionären aller Länder, soweit es seine Lage als konstitutioneller König gestatte, entgegentrete, aber gezwungen sei, doch ein gewisses Entgegenkommen für liberale Bestrebungen zu üben. „Wie sehr wünschte ich,“ sagte er zu James, „wenn Sie Gelegenheit fänden, das Organ meiner Gefühle bei Seiner Durchlaucht dem Fürsten von Metternich zu sein und ihn zu ersuchen, seine weisen und dringenden Vorstellungen an den neapolitanischen Hof zu richten und ihn zu vermögen, dem allgemeinen Interesse des Landes und den Fortschritten des Zeitgeistes entsprechend einige Konzessionen zu machen . . .“

In dem Briefe Salomons, der dazu bestimmt war, Metternich unter die Augen zu kommen, waren noch in geschickter Weise einige Schmeicheleien eingefügt, die angeblich Louis Philippe gesagt haben sollte. Dann schloß der Brief mit den Worten: „Hier, lieber Freund, sind die wesentlichsten Punkte der Unterredung meines Bruders mit dem Könige. Verfahren Sie mit denselben, mit Ausnahme einer einzigen hohen Person, auf das verschwiegenste und genehmigen Sie die Wiederholung meiner freundschaftlichsten Zusicherung.“

Die Befürchtung, die revolutionäre Erhebung würde sich ausbreiten, sollte sich voll bewahrheiten. Die Julirevolution machte Schule in ganz Europa. Abgesehen von kleineren Unruhen in Deutschland, Italien und Spanien, löste sie auch gewaltige Erhebungen von folgenschwerer Bedeutung aus. Schon lange gärte es im Königreich der vereinigten Niederlande, das 1815 ohne Rücksicht auf die beiden darin wohnenden Völker aus Belgien und Holland zusammengeschweißt worden war. Am 25. August 1830 kam es zur Revolution in Brüssel, in deren Gefolge eine Änderung des Regierungssystems, die Loslösung von der Dynastie Oranien, ja überhaupt die Trennung Belgiens von Holland gefordert und bald auch durchgesetzt wurde. Das hatte in der ganzen Handelswelt eine böse Krise zur Folge und erhöhte die Furcht vor



einem großen europäischen Kriege. Denn aus Wien, wie aus St. Petersburg kamen Nachrichten, daß man dort nicht nur entschlossen sei, die revolutionären Erhebungen im einzelnen zu ersticken, sondern im Schilde führe, mit militärischer Macht gegen das neue Regime in Frankreich, den eigentlichen Herd all dieser gefahrdrohenden Erscheinungen, aufzutreten.

Salomon war mittlerweile von Paris mit wichtigster Mission nach Wien zurückgekehrt. Seine Brüder hatten ihm aufgetragen, den kriegslustigen Metternich mit allen Mitteln von einem solchen Abenteuer zurückzuhalten, das ganz anders wie einst im Falle Neapel unabsehbare Folgen für Europa, aber auch im besonderen für den Bestand des Hauses Rothschild haben konnte. Salomon sollte lieber seinen ganzen Einfluß aufbieten, Gentz täglich bearbeiten und auf den Staatskanzler unmittelbar durch Wort und Schrift, dann aber auch durch dritte Personen, die Salomon für Geld verpflichtet waren, zu wirken suchen. Er wurde von seinen Brüdern in London und Paris fortwährend ermahnt und bestürmt, in seinen dahingehenden Bemühungen um Himmels willen nicht zu erlahmen.

„Vielgeliebter Bruder,“ schrieb James unterm 24. Nov. 1830<sup>99</sup>, „es geht ein österreichischer Kurier über Frankfurt, so benütze ich die sichere Gelegenheit, Dir zu schreiben. Ich hoffe, da der Onkel (Metternich) wieder zurück in Wien sein wird, Du genauer weißt, was vorgeht. Du weißt, daß mir der Graf Sebastiani, Minister der auswärtigen Angelegenheiten<sup>100</sup>, erlaubt hat, ihn jeden Morgen zu besuchen. Ich bin mit ihm auf dem freundschaftlichsten Fuße, was dem Onkel nicht unangenehm sein kann, weil ich dadurch womöglich Dir Manches früher berichten kann. Er sagt mir, lieber Rothschild, die einzige Frage bleibt, suchen die fremden Mächte eine Ausrede, dem König Krieg zu erklären, so wird solcher mörderisch, nur Gott weiß, wann und wie er endigt. Wir wollen

nichts vernachlässigen, um den Frieden zu erhalten. Wir wollen alles tun, der König hat vorgestern jemand nach Brüssel geschickt, um zu bitten, sie möchten die Nassauische Dynastie nicht ausschließen und wenn sie Tollheiten machten, wäre es auf ihre Gefahr, denn Frankreich wolle sich nicht darein mischen. Nach London hat man an Talleyrand geschrieben, er möchte suchen, die holländische Frage mit Luxemburg zu beenden. Der König hat sehr lange mit Apponyi gesprochen, sagte mir Sebastiani, und wünsche nichts als Frieden. Folglich, lieber, guter Salomon, suche Dich zu erkundigen, denn wenn wir auch keine Renten in der Spekulation haben, so besitzen wir doch noch Francs 900 000 lebendige Renten (also 18 Millionen Francs Nominal) und halten wir Frieden, sind sie 75%, haben wir Krieg, sind solche 45%. Sicher würden wir nicht 25% bis 30% jetzo verlieren, so würde ich sagen, gehe den geraden Weg und setze Dich sicher, aber Du glaubst bei Gott nicht, wie es hier aussieht mit reellen Renten. In England verkauft man alle Tage, heute habe ich wieder Francs 25 000 in London verkauft und ich sehe keine reellen Verkäufer und ungeachtet aller Rüstungen von Krieg bekommen die Rentiers keine Furcht, weil es mit dem gesunden Menschenverstand nicht einzusehen ist, daß die Mächte jetzt durch Krieg Industrie, Handel und öffentlichen Kredit untergraben sollten. Indessen, lieber Salomon, rüstet sich die ganze Welt und dies macht mir Furcht. Hier sprengt man schon aus, man wolle ein Observationskorps von 300 000 Mann an die Grenzen stellen, nun, die Erfahrung lehrt leider, daß das Armieren und die Stellung von Armeen gegeneinander leicht die Veranlassung zum Kriege gibt und wenn ihn ein Mensch will, können wir ihn bekommen. Nun glaube mir, meiner Ansicht nach hängt es jetzt bloß vom Fürsten ab, er kann die Gelegenheit benützen, auf Frankreich zu influieren, wie er wünscht. Wünscht der Onkel Frieden und gibt er unserem

Gouvernement die Überzeugung davon, so bleibt Friede, und wird er bestimmt hier die Leitung der Geschäfte besser und fester als in Polignacs Zeiten bekommen. Denn das Ministerium sowohl als die Kammern sind nicht, wie man früher glaubte, ultraliberal, nur so moderiert, daß sie sich weit mehr zum Royalismus hinneigen, als in Polignacs Zeiten. Du siehst den Beweis davon in ihrem Verfahren gegen die spanischen Revolutionärs, es existiert kein Klub, keine Volksversammlung mehr. Jeder Tag bringt neue Gesetze zur Erhaltung der Ruhe, keine Plakate, keine Ausrufungen in der Stadt, die revolutionären Journale werden verfolgt. Nun sagte mir Sebastiani noch, ich habe unter allen Kabinetten für den einzigen Fürsten von Metternich unbegrenzte Achtung und er wird an mir einen offenen Mann finden. Ich wünsche die bestehenden Traktate zu erhalten, will man uns den Krieg erklären, so müssen wir einen Traktat mit England schließen, aber glauben Sie mir, daß ich alles zum Frieden anwende . . . Wie ich nun einsehe, hängt Krieg und Frieden ganz allein von Deinem Fürsten ab. Stuart<sup>101</sup> glaubt, wir behalten Frieden. Daß man wohl viel von Krieg und Frieden spricht, daß aber das Ende Friede ist. Nun bitte ich Dich, ist etwas Neues, so schicke jemanden bis Straßburg oder eine Estaffette von dem Kurier hierher, weil es einen großen Unterschied macht. Denn da wir aus Umsicht und Solidität einen bedeutenden Posten Renten mit Verlust realisiert haben und ich überzeugt bin, daß wenn der Friede erhalten wird, die Rente in drei Monaten wenigstens um 10% steigen muß, weil nicht nur allein effektive Rente fehlt, sondern die Baissiers mit Millionen unbedeckt in der Spekulation sind und es sehr gut wäre, diesen elenden und bösen Menschen einen Teil ihrer Beute wieder abnehmen zu können, wozu jetzt allein der geeignete Moment ist, so siehst Du wohl selbst ein, lieber, guter Bruder, wie höchst wichtig es ist, so schnell wie möglich von dem, was zu erwarten steht, unterrichtet zu werden. Heute

ist man hier für Krieg, weil ein Artikel im Journal des débats steht, der so lautete. Mit Apponyi ist man hier sehr zufrieden. Ich versichere Dich, es ist um den Kopf zu verlieren dahier, denn der gerade Verstand ist für den Frieden und die Ideen für den Krieg nehmen überhand. Ich sehe recht bald Deinen ausführlichen Nachrichten entgegen und bin mit brüderlicher Liebe Dein (keine Unterschrift).“

Diesem Herzenserguß folgte drei Tage später ein weiteres Schreiben. „Meine lieben Brüder.<sup>102</sup> Die Nachricht, daß die Belgier die oranische Familie ausgestoßen haben, hat heute einen gräßlichen Eindruck auf alle Welt gemacht. Die Renten sind gefallen bis 60,25, blieben aber 61,19, die 5%-ige 91,15, und die Dukaten 65,40. Man sagte am Ende der Börse, Laffitte<sup>103</sup> würde Montag einen Diskurs halten, um 500 000 Mann zu verlangen. Daß Frankreich sich nicht in die belgische Sache melieren sollte, bloß zu seiner eigenen Sicherheit. Ich war lange bei Laffitte und Sebastiani. Ich habe nie solche so moderiert gesehen. Sie sagten mir, wir haben jemanden nach Brüssel geschickt und man hörte uns nicht an; sollten wir nun Europa in Feuer setzen, um den Herrn Mérode<sup>104</sup> in Belgien zum König zu machen? Die Mächte armieren sich, so müssen wir dasselbe tun; wir haben in Hamburg 100 000 Flinten gekauft; auch in Frankfurt, wir müssen uns vorsehen und die Mächte haben dasselbe Interesse wie wir. Ich glaube, sagten sie, bestimmt, wir bekommen keinen Krieg; aber die belgische Geschichte kompliziert sehr das Ganze. Von Rußland soll ein guter Kurier gekommen sein. Ich werde Dir wahrscheinlich Montag Nacht oder Dienstag einen Kurier mit der Rede schicken, wenn sie wichtig ist und Eindruck machen kann. Die Moderierten, wie Périer und alle diese Menschen sind wild und schreien gegen Rußland, man hätte die Nation durch die Bekanntmachung des Briefes des Kaisers Nikolaus insultiert.<sup>105</sup> Es ist hier unter diesen Menschen ein Eifer für den Krieg, wovon man sich keinen Begriff

machen kann. Ich sehe aber, keiner der Großen will ihn, aber lieber Salomon, sage immer diese Sachen dem Fürsten. Die Zusammenziehung der Truppen exasperiert sie und daher die großen Vorbereitungen. Sei aber versichert, es hängt vom Fürsten allein ab, Krieg oder den Frieden zu haben. Bekommen wir Krieg, so sehe ich ganz Frankreich Barrikaden machen und ich versichere Dich, ich zittere für Deutschland. Die Leute sind Löwen und man sollte eine so starke, kräftige Nation nicht wecken.“

Alles in allem wollte Sebastiani durch den Mund Rothschilds Österreich warnen, den russischen Hof zum Kriege zu reizen und selbst zu rüsten. Wohl könnten, meinte er, daraus der neuen Regierung in Frankreich Verlegenheiten erwachsen, aber auch Folgen entstehen, die für alle absoluten Regierungen höchst verderblich sein würden.<sup>106</sup>

Salomon begab sich nach Erhalt dieser Briefe zum Fürsten und zu Gentz, gab ihnen Abschriften davon und bemühte sich, den Gedankengang und die Pläne des Staatskanzlers zu erforschen und möglichst zu beeinflussen. Metternich bediente sich der ihm schon zur Gewohnheit gewordenen Phrasen, und in dem Bewußtsein, daß seine Antwort durch James ebenso der französischen Regierung bekanntgegeben werden würde, wie deren Äußerungen ihm durch Salomon zur Kenntnis kamen, äußerte er eindringlich mahnend, Louis Philippe möge den Revolutionären aller Länder keinerlei Hilfe leisten, wenn ihm der Fortbestand seiner Herrschaft und der Friede lieb sei.

„Ich habe mein lieber Bruder,“ berichtete Salomon darüber an James<sup>107</sup>, „Dein wertres Schreiben vom November erhalten und Seiner Durchlaucht dem Fürsten mitgeteilt . . . Heute ist es vermutlich, daß die französische Regierung vor allem damit beschäftigt ist und sein muß, sich zu bekräftigen und deshalb hat sie bloße Spekulanten wie Molé und Broglie<sup>108</sup> nicht brauchen können.“



Salomon versicherte im Auftrage des Fürsten, auch dieser wolle Frieden, werde aber doch in Italien zuschlagen, nicht gegen eine Macht, sondern gegen die Revolution, die man zur Erhaltung der Ruhe und Ordnung allüberall bekämpfen müsse. Wenn Frankreich dies zuließe, würde man es ungestört lassen und würde Friede bleiben, wenn aber nicht, so gäbe es Krieg, und dann würde Österreich sicherlich nicht allein gegen Frankreich stehen, denn es wäre ein Vorteil aller Kabinette, dem Staate, der nichts wolle als Ruhe und Ordnung, beizustehen. „Deine Anfrage“, fuhr Salomon fort, „habe ich dem Fürsten ebenfalls mitgeteilt. Er stellt es dem General Sebastiani frei, wenn er ihm etwas von Mensch zu Mensch sagen will lassen, es zu tun, sei es durch Dich oder durch einen eigenen Mann, dem er sein Vertrauen schenkt...“ Metternich bestellte also über den Kopf seines Pariser Botschafters hinweg die Rothschild als Mittelsleute zwischen sich und dem französischen Kabinett. Das hieß weitgehendes Vertrauen üben und hatte für die Rothschild den unschätzbaren Vorteil, von den in jenen gefährvollen Zeiten wichtigsten Entschlüssen früher als irgend jemand anders Kenntnis zu erhalten. Aber sie blieben dennoch in angstvoller Spannung, ob der Friede wohl aufrechterhalten bleiben könne. In die Millionen zählten schon ihre Verluste. Nach ihrer eigenen, vielleicht absichtlich etwas übertriebenen Angabe hatten sie durch die Julirevolution mit einem Schlage rund 17 Millionen Gulden unwiederbringlich verloren.<sup>109</sup> Der Krieg konnte noch weitere Verluste und damit vielleicht gar den Zusammenbruch ihres Hauses mit sich bringen. Die Pariser Briefe der Rothschild lauteten selbst in den zahmen Auszügen, die daraus für den Fürsten Metternich gemacht wurden, immer noch höchst bedrohlich. „Wir haben Eure wertigen Briefe vom 10. des Monats“, hieß es in einem solchen<sup>110</sup>, „empfangen und sehen mit Verdruß, daß Eure Papiere ebenso stark fallen wie die unsrigen. Heute sind wir sehr zurück-

gegangen. Krieg ist im Munde jeder Person, von denjenigen, die Krieg wollen, als von denjenigen, die das Publikum abhalten wollen, an den Prozeß der Minister<sup>111</sup> zu denken. Sebastiani hat heute die Bemerkung gemacht, daß es besser sei, das Publikum beschäftige sich jetzt mit anderen Dingen als mit dem Prozeß und nach dem Prozeß werde es viel besser gehen. Andere, wie unser Freund Stuart, glauben anders und meinen, nach dem Prozeß werde es viel schlimmer gehen und daß wir dann an nichts anderes als an Krieg zu denken haben werden und daß die jetzigen Minister nicht stark genug seien, gegen die öffentliche Meinung zu handeln. Die Rente bleibt 58,50, von heute an müssen alle Gardes nationaux in ihrer Uniform gehen, so daß wir nichts als Soldaten um uns haben. Auf der Börse waren auch lauter Soldaten. Dies sieht gar nicht friedlich aus . . . Gestern Nacht hat Laffitte gesagt, jetzt ist Krieg weniger möglich als je und daß man hier alles mögliche tun wird, nun hofft er, daß Fürst Metternich auf ernsthafte Maßregeln zur Erhaltung des Friedens denken wird, bevor alle Mächte ihre Armeen in Ordnung haben, und bevor alles zum Krieg bereit ist. Denn sobald einmal die jungen Franzosen bereit sind und dann das Mindeste geschieht, muß der Teufel kommen, um sie abzuschrecken . . . Wechselseitige Schonung und aufrichtiges Benehmen sind mehr als je notwendig. Ich habe indessen das, was Du mir von Seiten des Onkels mitgeteilt hast, dem General Sebastiani vorgelesen. Er sagte mir, alles was ich von dem guten Herrn bekomme, befriedigt mich; ich kann Dich versichern, daß er sich des Wortes „guten“ bediente. Ich tue was möglich ist, sagte er mir ferner, zum Frieden . . . und ich sehe nicht ein, worüber wir Krieg führen sollten. Ich habe Ordre in Italien gegeben, daß man sich überall mit Österreich einverstehen soll; sollte aber, Gott bewahre, dort etwas ausbrechen, so bitte nur um Gottes willen keine Truppen in andere Länder marschieren lassen, denn solches könnte den Krieg hervor-

bringen. Du siehst, lieber Bruder, daß wirklich heute Krieg und Frieden an einem Faden hängt; Gott gebe, daß in Italien alles ruhig bleibe, denn wenn Gott uns den Frieden nicht erhält, so weiß Er allein, was aus Europa werden wird.“

James hätte nach „Europa“ die Worte „und aus uns“ einschalten können. Höchstwahrscheinlich hat auch etwas Ähnliches im Original des Briefes gestanden, denn das zitierte Schreiben war nur ein für den Staatskanzler zurechtgestutzter Auszug.

Und wirklich, seit nun auch in den letzten Novembertagen in Polen der Aufstand gegen die russische Herrschaft losgebrochen war, stieg die Gefahr von Feindseligkeiten gegen jenes Frankreich, das als Urheber all des revolutionären Ungemachs dastand, auf das äußerste. Von dieser Entscheidung, ob Krieg oder Frieden, hing das weitere Schicksal des Hauses Rothschild in bedeutendem Maße ab. Dessen Bemühungen, die Staatsmänner und Regierungsleute im Sinne des Friedens zu bearbeiten, verdoppelten sich. Die drei Brüder in Paris, London und Wien überboten einander in fieberhaften Anstrengungen, die Politik ihrer Länder zu beeinflussen. Amschel Meyer in Frankfurt war indessen die Aufgabe zugeteilt, das Haus Rothschild von möglichst vielen Geldgeschäften und Verpflichtungen, so gut es ging, zu entlasten. Carl weilte bei ihm, um ihn bei dieser Sisyphusarbeit, die die ungeheure Ausdehnung nun vielfach plötzlich notleidend gewordener Geschäfte mit sich brachte, zu unterstützen. Die große Frage blieb: Krieg oder Frieden? Erst wenn sie einmal günstig entschieden war, konnte man befreit aufatmen. Um die Jahreswende 1830/31 sah es aber nicht danach aus; drohende Gewitterwolken hingen am politischen Himmel Europas, und jeden Augenblick konnte der zündende Blitz herniederzucken. Es bedurfte großer Anstrengungen, voller Einigkeit und Aktivität, Aufbieten aller Verbindungen der fünf Brüder, um sich vor nicht mehr wieder-

gutzumachendem Schaden zu bewahren und das Gebäude ihres Welthauses vor ernster Erschütterung zu sichern. Unablässig mahnte Nathan von England her, alles nur Denkbare anzubieten, um der Schwierigkeiten Herr zu werden. Die fünf Brüder erkannten den Ernst der Lage und taten ihr äußerstes, um sie zu meistern.

---

# ANMERKUNGEN

## ERSTES KAPITEL

<sup>1</sup> Siehe darüber ausführlich Kriegk, Geschichte von Frankfurt am Main in ausgewählten Darstellungen. Frankfurt a. M. 1871. <sup>2</sup> Berghoeffer, „Meyer Amschel Rothschild“, der Gründer des Rothschild'schen Bankhauses, Frankfurt a. M. 1923, S. 5. <sup>3</sup> Die in fast allen Veröffentlichungen, mit Ausnahme jener Berghoeffers, wiedergegebene Erzählung, wonach Rothschild dem Erbprinzen gerade gemeldet wurde, als dieser mit Estorff Schach spielte, ist eine Legendenbildung. Dagegen ist die Empfehlung des Generals von Estorff auf Grund der Tradition seines Hauses als erwiesen anzunehmen. <sup>4</sup> Vollständig abgedruckt: Berghoeffer, a. a. O. S. 7. <sup>5</sup> Originale solcher Kataloge finden sich in der Städtischen Bibliothek zu Frankfurt. Die hier beigegebenen Abbildungen der Titel- und einer Textseite stammen von einem solchen Exemplar. <sup>6</sup> Dr. Philipp Losch, Kurfürst Wilhelm I., Landgraf von Hessen. Marburg 1923, S. 71. <sup>7</sup> Vehse, Geschichte der deutschen Höfe (S. 27 und 266) behauptet, es seien 74 uneheliche Kinder gewesen. Andere geben noch höhere Zahlen. Ausführlich darüber siehe Losch, a. a. O. Anhang. <sup>8</sup> Losch, a. a. O. S. 43. <sup>9</sup> Das Geschlecht erhielt später nach einer noch jetzt in seiner Hand befindlichen Besetzung den Namen „von Carlshausen“. Es blüht heute noch fort, führt aber nur noch den Namen Barone von Carlshausen, ohne Buderus. <sup>10</sup> Losch, a. a. O. S. 158. <sup>11</sup> Friedrich Kapp, Der Soldatenhandel deutscher Fürsten nach Amerika 1775—1783. Berlin 1864, S. 57. <sup>12</sup> Berghoeffer, a. a. O. S. 20. <sup>13</sup> Archiv Carlshausen, Rechnungseintragung vom 9. XI. 1790. Laubtaler waren Silbermünzen, die ihren Namen wegen der belaubten Zweige auf ihrem Gepräge trugen. Sie waren 1 Taler, 15 Silbergroschen Preußisch wert. <sup>14</sup> Das „grüne“ Schild hat nicht wenig zu Irrtümern Veranlassung gegeben. Der Name der Familie stammt eben von dem früheren Hause mit dem roten Schild her. <sup>15</sup> Die Abbildung zeigt vorzüglich dieses Rothschild'sche Haus in seinem ursprünglichen Zustande. Deutlich ist dort auch die Schiff'sche Trödlerei zu sehen. Die Nachkommen auch dieser Familie haben es weit gebracht und insbesondere in Amerika gewaltigen Reichtum erworben. <sup>16</sup> Reichsgulden; der Konventionsgulden, so genannt weil nach einer Konvention aus einer Mark (16 Loth) fein Silber 20 (20 fl-Fuß) bzw. 24 (24 fl-Fuß) Gulden geprägt wurden, war etwas mehr wert. 1 fl K. M.: im 24 fl-Fuß war ca  $1\frac{1}{5}$  Reichsgulden. <sup>17</sup> Der Landgraf von Hessen-Kassel an Franz von Österreich. Weißenstein, 30. IV. 1792. Wien, Staatsarchiv. <sup>18</sup> Franz von Österreich an den Landgrafen von Hessen-Kassel, 10. V. 1792. Wien, Staatsarchiv. <sup>19</sup> Richard Ehrenberg, Die Fugger, Rothschild, Krupp. Jena 1925, S. 136. <sup>20</sup> Kaiser Franz an den Landgrafen von Hessen-Kassel. Baden, 8. September 1797. Konzept. Wien, Staatsarchiv. <sup>21</sup> Der älteste Sohn hieß eigentlich Amschel Meyer; er führte aber später den Namen Anselm.



## ZWEITES KAPITEL

<sup>1</sup> Ehrenberg, a. a. O. S. 50. <sup>2</sup> Berghoeffer, a. a. O. S. 75. <sup>3</sup> Lawaetz an Buderus. Altona, 2. II. 1805. Archiv Carlshausen. <sup>4</sup> Siehe Scherb, Geschichte des Hauses Rothschild. Berlin 1872, S. 27. <sup>5</sup> Berghoeffer, a. a. O. S. 35. <sup>6</sup> Losch, a. a. O. S. 151. <sup>7</sup> Wilhelm Kurfürst von Hessen an des römischen Kaisers und erblichen Kaisers von Österreich Majestät, Kassel, 11. I. 1805. Wien, Staatsarchiv. <sup>8</sup> Freiherr von Wessenberg an Graf Stadion. Wien, Staatsarchiv. <sup>9</sup> Freiherr von Wessenberg an Graf Colloredo, im September 1805. Wien, Staatsarchiv. <sup>10</sup> Correspondance de Napoléon I. Paris 1863. <sup>11</sup> Berghoeffer, a. a. O. S. 37. <sup>12</sup> Freiherr von Wessenberg an Graf Stadion. Kassel, 10. II. 1808. Ganz geheimes, reserviertes Cahier. Wien, Staatsarchiv. <sup>13</sup> Buderus an Lorentz, kurhessischen Geschäftsträger in London, aus Schleswig, 17. XI. 1806. Archiv Carlshausen. <sup>14</sup> Die Darstellung in den Memoiren des Generals Baron de Marbot, Paris 1891, I, 309–311, aus der man auf eine mögliche Anwesenheit Rothschilds in Kassel schließen könnte, hält ernster Prüfung nicht stand, denn nicht Marschall Augereau, sondern Mortier hat Kassel besetzt, und die Durchsuchung des Hauses Rothschild und das Verhör mit den Mitgliedern der Familie hat viel später in Frankfurt und nicht 1806 in Kassel stattgefunden. Der Herausgeber dieser mehr als 80 Jahre später erschienenen „Memoiren“ folgte offenbar der so altverbreiteten Legende der Rettung des kurfürstlichen Vermögens durch die Familie Rothschild, die Berghoeffer als erster auf ihr richtiges Maß zurückgeführt hat. <sup>15</sup> Correspondance de Napoléon I, XIII, S. 588. <sup>16</sup> Buderus an Lorentz in London aus Schleswig, 17. XI. 1806. Archiv Carlshausen. <sup>17</sup> Meyer Amschel Rothschild an Kurfürst Wilhelm von Hessen, 15. XII. 1806. Berghoeffer, a. a. O. S. 70. <sup>18</sup> Buderus an den Kurfürsten. Hanau, 8. III. 1807. Archiv Carlshausen. <sup>19</sup> Buderus an den Kurfürsten. Hanau, 10. III. 1807. Archiv Carlshausen. <sup>20</sup> Berghoeffer, a. a. O. S. 64. <sup>21</sup> Kurfürst Wilhelm von Hessen an König Friedrich Wilhelm III. von Preußen. Rendsburg, 8. III. 1807. Preuß. Geheim. Staatsarchiv, Berlin. <sup>22</sup> Kurfürst Wilhelm von Hessen an Kaiser Franz. Rendsburg, 23. III. 1807. Wien, Staatsarchiv. <sup>23</sup> Fürst Wittgenstein an Friedrich Wilhelm III. von Preußen, Altona. 31. III. 1807. Preuß. Geheim. Staatsarchiv, Berlin. <sup>24</sup> Siehe ausführlicher Berghoeffer, a. a. O. S. 79. <sup>25</sup> Berghoeffer, a. a. O. S. 78. <sup>26</sup> Berghoeffer, a. a. O. S. 132. <sup>27</sup> Kaiser Franz an den Kurfürst von Hessen. Wien, 22. I. 1808. Wien, Staatsarchiv. <sup>28</sup> Berghoeffer, a. a. O. S. 109. <sup>29</sup> Ein anonymen Vertrauter an Kaiser Franz, Juni 1808. Wien, Hofkammerarchiv. <sup>30</sup> Kaiser Franz an Graf Zichy. III./VII. 1808. Wien, Hofkammerarchiv. <sup>31</sup> Geheimer Polizeibericht aus Prag. 9. IX. 1808. Wien, Hofkammerarchiv. <sup>32</sup> Allerhöchstes Handschreiben des Kaiser Franz an den Grafen O'Donnell vom 13. IX. 1808. Wien, Hofkammerarchiv. <sup>33</sup> Alleruntertänigster Präsidialvortrag des Grafen O'Donnell vom 14. IX. 1808. Wien, Hofkammerarchiv. <sup>34</sup> Kaiser Franz an Graf O'Donnell vom

6. X. 1808. Wien, Hofkammerarchiv. <sup>35</sup> Stein an Wittgenstein. Königsberg, 15. VIII. 1808. Veröffentlicht im Moniteur vom 8. IX. 1808. <sup>36</sup> Memoire Wittgensteins an Metternich. Hamburg, 20. III. 1809. Wien, Staatsarchiv. <sup>37</sup> Berghoeffer, a. a. O. S. 123. <sup>38</sup> Polizeibericht Wien, 25. II. 1809. Wien, Polizeiarchiv. <sup>39</sup> Bericht des Prager Stadthauptmannes vom 12. III. 1809. Wien, Polizeiarchiv. <sup>40</sup> Berghoeffer, a. a. O. S. 112f. <sup>41</sup> Vertrag zwischen Buderus und Meyer Amschel Rothschild. Frankfurt, den 17. II. 1809. Abschrift im Archiv Carlshausen. <sup>42</sup> Kurfürst Wilhelm von Hessen an Kaiser Franz. Prag, 6. III. 1809. Wien, Staatsarchiv. <sup>43</sup> Berghoeffer, a. a. O. S. 173. <sup>44</sup> Französischer Polizeibericht, veröffentlicht in *Démachy: Les Rothschild, une famille de financiers juifs au XIXième siècle*. Paris 1896 und in „Les Rothschild“ von einem „petit porteur de fonds russes“, der *Démachys* vergriffenes Buch und seine Aktenstücke in für die Familie Rothschild äußerst gehässiger Art und Weise wieder benutzt hat. — Polizeiberichte der kais. franz. Polizei vom 17. II. 1812 und 23. XII. 1813. Paris, Archives nationales. „Les Rothschild“, S. 139f. und 158f. <sup>45</sup> Kurfürst Wilhelm von Hessen an Graf Stadion. Prag, 4. XI. 1809. Wiener Staatsarchiv. <sup>46</sup> Siehe Polizeibericht aus den Archives nationales. Veröffentlicht in „Les Rothschild“, a. a. O. S. 151. <sup>47</sup> Wilhelm von Hessen an Graf Metternich. Prag, 20. II. 1810. Wien, Staatsarchiv. <sup>48</sup> Kurfürst Wilhelm von Hessen an Barbier. Prag, 31. VIII. 1910. Wien, Hofkammerarchiv. <sup>49</sup> Die Hofkammer an den Kurfürsten von Hessen. 25. IX. 1810. Wien, Hofkammerarchiv. <sup>50</sup> Freiherr von Hügel an Graf Stadion. Frankfurt, 20. VIII. 1810 und 15. IV. 1812. Wien, Staatsarchiv. <sup>51</sup> Stadtarchiv Frankfurt am Main, von Berghoeffer, a. a. O. S. 195f. vollständig in seinen 15 Artikeln veröffentlicht. <sup>52</sup> Ehrenberg, a. a. O. S. 56. <sup>53</sup> Buderus an den Kurfürsten. 12. X. 1810. Archiv Carlshausen. <sup>54</sup> Buderus an den Kurfürsten. Carlshausen, 2. XI. 1810. Archiv Carlshausen. <sup>55</sup> Freiherr von Hügel an Graf Stadion. Frankfurt, 16. II. 1812. Dieser Meldung liegt ein Verzeichnis bei, wo Meyer Amschel Rothschild unter Nr. 41 angeführt ist. Wien, Staatsarchiv. <sup>56</sup> Der Kurfürst an Buderus. Prag, 6. XII. 1810. Archiv Carlshausen. <sup>57</sup> Archives nationales, Paris. Mainz, 3. III. 1812. Abgedruckt in „Les Rothschild“, a. a. O. S. 121. <sup>58</sup> Buderus an den Kurfürsten. Hanau, 7. IV. 1811. Archiv Carlshausen. <sup>59</sup> Der Kurfürst an Buderus. Prag, 20. V. 1811. <sup>60</sup> Buderus an den Kurfürsten, ohne Datum. Archiv Carlshausen. <sup>61</sup> Kurfürst an Buderus. Prag, 28. VIII. 1811. Archiv Carlshausen. <sup>62</sup> Kurfürst an Buderus. Prag, 28. VIII. 1811. Archiv Carlshausen. <sup>63</sup> Buderus an den Kurfürsten. Carlshausen, 21. IX. 1811. Archiv Carlshausen. <sup>64</sup> Buderus an den Kurfürsten. Carlshausen, 21. IX. 1811. Archiv Carlshausen. <sup>65</sup> Buderus an den Kurfürsten. Carlshausen, 25. IX. 1811. Archiv Carlshausen. <sup>66</sup> Buderus an den Kurfürsten. Hanau, 24. II. 1812. Archiv Carlshausen. <sup>67</sup> Kurfürst an Buderus. 24. V. 1812. Archiv Carlshausen. <sup>68</sup> Auszugsweise in Übersetzung veröffentlicht in „Les Rothschild“, a. a. O. S. 132f. <sup>69</sup> Les Roth-

schild, a. a. O. S. 135. <sup>70</sup> Bacher an Savary. 17. II. 1812. Les Rothschild, a. a. O. S. 144. <sup>71</sup> Les Rothschild, a. a. O. S. 153. <sup>72</sup> Israel Jacobsohn, Geheimer Finanzrat. Unterthänigste Vorstellung an Seine Hoheit, den Fürstprimas der Rheinkonföderation, über dessen neue Stättigkeit und Schutzordnung für die Judenschaft in Frankfurt am Main. Braunschweig 1808. <sup>73</sup> Meyer Amschel Rothschild an einen Frankfurter Landes-Registrator. Frankfurt, 29. I. 1811. Stadtbibliothek Frankfurt, siehe Faksimile. <sup>74</sup> Meldung des Vertrauten Weyland an Kaiser Franz. Wien, 27. X. 1814. Polizeiarhiv. <sup>75</sup> Beilagskopie im Bericht Hügels an Metternich. Frankfurt, 22. I. 1815. Wien, Staatsarchiv. <sup>76</sup> Dekret des Großherzogs Karl Dalberg. Fulda, 17. X. 1812. <sup>77</sup> Das im Stadtarchiv Frankfurt am Main liegende Testament in Berghoeffer, a. a. O. S. 201f. veröffentlicht.

### DRITTES KAPITEL

<sup>1</sup> Nathan Rothschild sprach im Jahre 1834 gelegentlich eines einem Freunde gegebenen Diners über sein Emporkommen in England. Diese Darstellung ist in den „Memoirs of Sir Thomas Fowell Buxton Baronet, edited by his son Charles Buxton, Esqu. London 1848,“ S. 333f. wiedergegeben und vielfach nachgedruckt worden, doch ist dabei zu bemerken, daß Nathans Erzählung während eines guten Diners nicht nur nicht wörtlich zu nehmen ist, sondern auch den Zweck verfolgte, das Ansehen des Hauses Rothschild zu heben. Immerhin muß man diese Kundgebung, sofern man sie kritisch betrachtet, berücksichtigen. <sup>2</sup> Siehe Démachy und „Les Rothschild“, a. a. O. S. 168. <sup>3</sup> Mollien an Napoleon. 26. III. 1811, siehe Marion, Histoire financière de la France depuis 1715. Paris 1914, IV, S. 358. <sup>4</sup> Marion, a. a. O. IV, S. 358. <sup>5</sup> Wellington an R. H. J. Villiers. Ciomba, 25. V. 1809. The Dispatches of Field Marshal the Duke of Wellington during his various campaigns, from 1799 to 1818. IV, S. 374. <sup>6</sup> Wellington an Huskisson. Corticada, 28. VI. 1809. The Dispatches of Field Marshal the Duke of Wellington during his various campaigns, from 1799 to 1818. IV, S. 473. <sup>7</sup> Wellington an den Earl of Liverpool aus Sanct Marina. 23. III. 1811. Wellington Dispatches VII, S. 392. <sup>8</sup> Wellington an Earl Bathurst. Madrid, 18. VIII. 1812. Dispatches, a. a. O. IX, S. 368. <sup>9</sup> In dem etwas auf Prahlerei eingestellten Dinergespräch vom Jahre 1834 mit Sir Thomas Buxton gab Nathan den Wert dieses Goldes mit 800 000 Pfund an. <sup>10</sup> James Rothschild an Nathan Rothschild. Paris, 6. IV. 1812. „Les Rothschild“, a. a. O. S. 183. <sup>11</sup> Bericht des Generalpolizeikommissars in Hamburg vom 24. I. 1812. „Les Rothschild“, a. a. O. S. 106. <sup>12</sup> Marschall Davoust, Herzog von Auerstädt, an Kaiser Napoleon. Hamburg, 13. II. 1812. „Les Rothschild“, a. a. O. S. 108f. <sup>13</sup> Der Polizeikommissar von Mainz Hubert an Desmarest in Paris. Mainz, 3. III. 1812. „Les Rothschild“, a. a. O. S. 117. <sup>14</sup> Graf von Réal, Meldung nach Paris. 6. II. 1812. „Les Rothschild“, a. a. O. S. 77f. <sup>15</sup> James Rothschild an Nathan. 28. III. 1812. „Les Rothschild“.

a. a. O. S. 181f. <sup>16</sup> Marion, a. a. O. IV, S. 359. <sup>17</sup> Der Kurfürst an Kaiser Franz. 14. VII. 1813. Wien, Staatsarchiv. <sup>18</sup> Baron, Die Judenfrage auf dem Wiener Kongreß. Wien und Berlin 1920, S. 32. <sup>19</sup> Herries, *Memoirs* S. 86. <sup>20</sup> Buxton, a. a. O. S. 343. <sup>21</sup> Srbik, Metternich, der Staatsmann und der Mensch. I, S. 130. <sup>22</sup> So als Metternich 1808 Botschafter in Paris war, 80 000 Francs und im September 1813 43 000 Gulden zur persönlichen Verwendung. Die Vorschüsse geschahen aus Staatsgeldern, und die kaiserliche Gnade sollte streng geheimbleiben. Handschr. des Kaisers Franz. Dezember 1808 und September 1813. Weisung des Ministers Graf Stadion. Wien. Hofkammerarchiv. <sup>23</sup> Humboldt an Goethe. 10. I. 1797. Bratranek, Goethes Briefwechsel mit den Gebrüdern von Humboldt, S. 24f. <sup>24</sup> Graf Ugarte an Graf von Metternich. Note vom 15. IX. 1813. Wien, Staatsarchiv. <sup>25</sup> Freiherr von Wessenberg an den Grafen von Metternich. London, 30. X. 1813. Wien, Hofkammerarchiv. <sup>26</sup> Kaiser Franz an Graf Ugarte. 12. XII. 1813. Wien, Hofkammerarchiv. <sup>27</sup> Graf Ugarte an den Kaiser. 24. XII. 1813. Wien, Hofkammerarchiv. <sup>28</sup> Kaiserliche Resolution aus Freiburg vom 11. I. 1814. Wien, Hofkammerarchiv. <sup>29</sup> Der Kurfürst an Kaiser Franz. Kassel, 14. IV. 1814. Wien, Staatsarchiv. <sup>30</sup> Barbier an Graf Ugarte. Frankfurt, 28. VII. 1814. Wien, Hofkammerarchiv. <sup>31</sup> Meyer Amschel Rothschild & Söhne an den Hofkammervizepräsidenten von Barbier. Frankfurt, am 28. VII. 1814. Wien, Hofkammerarchiv. <sup>32</sup> Meyer Amschel Rothschild & Söhne an Barbier. Frankfurt, 1. VIII. 1814. Wien, Hofkammerarchiv. <sup>33</sup> Barbier an Graf Ugarte. 28. VII. 1814. Wien, Hofkammerarchiv. <sup>34</sup> Barbier an Graf Ugarte. Frankfurt, 6. VIII. 1814. Wien, Hofkammerarchiv. <sup>35</sup> Meyer Amschel Rothschild & Söhne an Barbier. Frankfurt, 8. VIII. 1814. Wien, Hofkammerarchiv. <sup>36</sup> Barbier an Ugarte. Frankfurt, 18. VIII. 1814. Wien, Hofkammerarchiv. <sup>37</sup> Graf Ugarte an Barbier. Wien, 11. VIII. 1814. Wien, Hofkammerarchiv. <sup>38</sup> Meyer Amschel Rothschild & Söhne an Barbier (von der Hand Amschels). 22. VIII. 1814. Wien, Hofkammerarchiv. <sup>39</sup> Barbier an Graf Ugarte. 29. VIII. 1814. Wien, Hofkammerarchiv. <sup>40</sup> Meyer Amschel Rothschild & Söhne an Barbier. Frankfurt, 8. VIII. 1814. Wien, Hofkammerarchiv. <sup>41</sup> Barbier an Ugarte. 9. VIII. 1814. Wien, Hofkammerarchiv. <sup>42</sup> Idem ad eundem 13. VII. 1814. Wien, Hofkammerarchiv. <sup>43</sup> Meyer Amschel Rothschild & Söhne an Barbier. 29. VII. 1814 aus Frankfurt. Wien, Hofkammerarchiv. <sup>44</sup> Graf Ugarte an Barbier. 27. VIII. 1814. Wien, Hofkammerarchiv. <sup>45</sup> Freiherr von Hügel aus Frankfurt an Metternich. 11. I. 1815. Wien, Staatsarchiv. <sup>46</sup> Ehrenberg, a. a. O. S. 65. <sup>47</sup> M. Capefigue, *Histoire des grandes opérations financières*. Paris 1858. III, S. 5 u. 49. <sup>48</sup> Herries, a. a. O. S. 92f. <sup>49</sup> Buderus an Lorentz. Kassel, 13. V. 1814. Archiv Carlshausen. <sup>50</sup> Freiherr von Hügel an Freiherrn von Stein. Frankfurt, 31. VIII. 1814. Wien, Staatsarchiv. <sup>51</sup> Metternich an den Bevollmächtigten Dr. Buchholz. Wien, 9. VI. 1815. Wien, Staatsarchiv. <sup>52</sup> Siehe Genaueres: Ehrenberg, a. a. O. S. 68/69. <sup>53</sup> Grillparzer,



Selbstbiographie und Bildnisse. Wien 1923, S. 143. <sup>54</sup> Ibidem S. 118. <sup>55</sup> Ibidem S. 132. <sup>56</sup> Stadion an Fürst Metternich. Wien, 22. IV. 1815. Wien, Staatsarchiv. <sup>57</sup> Geheime Kanzlei an Graf Stadion. 4. V. 1815. Wien, Staatsarchiv. <sup>58</sup> Siehe Kap. II, S. 40. <sup>59</sup> Gesandtschaftsrat von Neumann in London an Freiherrn von Hügel in Frankfurt. London, 22. V. 1815. Wien, Staatsarchiv. <sup>60</sup> Siehe National Biography, Bd. 49, S. 307. <sup>61</sup> Gesandtschaftsrat von Neumann an Schwinner. London, 5. IX. 1815. Wien, Staatsarchiv. <sup>62</sup> Schwinner an Herrn von Neumann. Frankfurt, 13. XI. 1815. Wien, Staatsarchiv. <sup>63</sup> Limburger an Schwinner. Frankfurt, 2. IX. 1815. Wien, Staatsarchiv. <sup>64</sup> Salomon und Carl Rothschild an Hardenberg aus Paris (ohne Datum, nach Aktenlage Sommer 1815). Preußisches Geheimes Staatsarchiv, Berlin. <sup>65</sup> Meyer Amschel Rothschild & Söhne an Hardenberg und Metternich. Paris, 29. VIII. 1815. Preußisches Geheimes Staatsarchiv, Berlin. <sup>66</sup> Hardenberg an Metternich. Paris, 12. X. 1815. Ebendort. <sup>67</sup> Buol an Metternich. Frankfurt, 5. XII. 1815. Wien, Staatsarchiv. <sup>68</sup> Barbier an Graf Stadion. Paris, 10. XI. 1815. Wien, Hofkammerarchiv. <sup>69</sup> Barbier an Graf Stadion. Paris, 10. I. 1816. Wien, Hofkammerarchiv. <sup>70</sup> Meyer Amschel Rothschild und Gontard an Barbier. Paris, 6. I. 1816. Wien, Hofkammerarchiv. <sup>71</sup> G. d. C. Baron Frimont an den Vizepräsidenten der Hofkammer, Graf von Herberstein. Kolmar, 29. IV. 1816. Wien, Staatsarchiv. <sup>72</sup> So drei Millionen Francs am 31. I. 1816. Barbier an Stadion. 1. II. 1816. Wien, Hofkammerarchiv. <sup>73</sup> Herries, a. a. O. S. 108. <sup>74</sup> Memorandum Mr. Herries' an Lord Liverpool und Vansittart. 12. VI. 1816. Herries, a. a. O. S. 247. <sup>75</sup> Memorandum Mr. Herries' an Lord Liverpool und Vansittart. 12. VI. 1816. Herries, a. a. O. S. 86/87. <sup>76</sup> Graf Stadion an Barbier. 2. III. 1816. Wien, Hofkammerarchiv. <sup>77</sup> Vortrag des Finanzministers Grafen Stadion vom 18. VII. 1816. Wien, Staatsarchiv. <sup>78</sup> Vortrag des Finanzministers Grafen Stadion vom 30. VII. 1816. Wien, Staatsarchiv. <sup>79</sup> Gutachten des Freiherrn von Lederer. 6. VIII. 1816. Wien, Staatsarchiv. <sup>80</sup> Bemerkung des Grafen Zichy (im Amtsstil „Zuputz“ genannt) auf dem Gutachten des Freiherrn von Lederer. 7. VIII. 1816. <sup>81</sup> Kaiser Franz an Metternich, ohne Datum. Wien, Staatsarchiv. <sup>82</sup> Kaiser Franz an Ugarte. Wien, 25. IX. 1816. Wien, Alte Grazialregistratur. <sup>83</sup> Kaiser Franz an Ugarte. 21. X. 1816. Wien, Alte Grazialregistratur. <sup>84</sup> Graf Stadion an Graf Ugarte. Wien, 30. IX. 1816. Wien, Alte Grazialregistratur. <sup>85</sup> Wappenentwurf der Rothschild. Wien, Alte Grazialregistratur. <sup>86</sup> Wappeninspektor von Holza, Gehorsamster Bericht. Wien, 28. I. 1817. Wien, Grazialregistratur. <sup>87</sup> James Rothschild an Barbier. 2. VII. 1817 aus Paris. Wien, Hofkammerarchiv. <sup>88</sup> Meyer Amschel Rothschild & Söhne und J. Friedrich Gontard & Söhne an Barbier aus Paris vom 8. VII. 1817. Wien, Hofkammerarchiv. Es liegt mir fern und ist auch unmöglich, sämtliche Geldgeschäfte des Hauses Rothschild aufzuführen; es sind nur die herausgegriffen, welche dem Hause zuerst zum Erreichen seiner einzigartigen Stellung dienten.



<sup>89</sup> Barbier an Stadion. 9. VII. 1817. Wien, Hofkammerarchiv. <sup>90</sup> Stadion an Barbier. Wien, 3. VIII. 1817. Wien, Hofkammerarchiv. <sup>91</sup> Meyer Amschel Rothschild & Söhne und J. F. Gontard & Söhne an Barbier. Paris, 8. VII. 1817. Wien, Hofkammerarchiv. <sup>92</sup> Ehrenberg, a. a. O. S. 81. <sup>93</sup> Jordan an Buol. Berlin, 8. XI. 1816. Preuß. Geheim. Staatsarchiv. <sup>94</sup> Amschel Rothschild an Metternich. Frankfurt, November 1817. Wien, Staatsarchiv. <sup>95</sup> Amschel Rothschild an Stadion. Frankfurt, November 1817. Wien, Staatsarchiv. <sup>96</sup> Carl Rothschild an Graf Zichy. Berlin, 5. XI. 1817. Wien, Staatsarchiv. <sup>97</sup> Graf Zichy an Metternich. Berlin, 23. XI. 1817. Wien, Staatsarchiv.

## VIERTES KAPITEL

<sup>1</sup> Ignotus, Les hommes de mon temps. Paris 1889, S. 289. <sup>2</sup> Amschel Meyer an Hardenberg. Frankfurt, 16. I. 1818. Preußisches Geheimes Staatsarchiv, Berlin. <sup>3</sup> König Friedrich Wilhelm III. von Preußen an Fürst Hardenberg. Berlin, 25. XI. 1817. Preußisches Geheimes Staatsarchiv, Berlin. <sup>4</sup> Bemerkung Hardenbergs auf obigem Stück. <sup>5</sup> Simon Moritz von Bethmann und seine Vorfahren. Frankfurt a. M. 1898, S. 227. <sup>6</sup> Rother an König Friedrich Wilhelm III. Berlin, 9. III. 1830. Preußisches Geheimes Staatsarchiv, Berlin. <sup>7</sup> Fürst Hardenberg an Rother. 10. II. 1818. Preußisches Geheimes Staatsarchiv, Berlin. <sup>8</sup> Vorstehender Bericht Humboldts ist schon vielfach, so bei Ehrenberg, S. 86 und bei Balla „Die Rothschilds“, S. 96f. abgedruckt. Im übrigen wird die preußische Anleihe von 1818 in England hier nur ganz kurz behandelt, da sie in ausgezeichneter und erschöpfender Weise von Ehrenberg in seiner zitierten Arbeit dargelegt ist. <sup>9</sup> Rother an König Friedrich Wilhelm III. Berlin, 9. III. 1830. Preußisches Geheimes Staatsarchiv, Berlin. <sup>10</sup> Ehrenberg, a. a. O. S. 9. <sup>11</sup> Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen. 1815–1817. VI, S. 320. <sup>12</sup> Meyer Amschel Rothschild & Söhne an den Kurprinzen von Hessen. Frankfurt, 10. VII. 1818. Archiv Carlshausen. <sup>13</sup> Kurprinz Wilhelm von Hessen an Buderus. Kassel, 26. VII. 1808. Archiv Carlshausen. <sup>14</sup> Buderus an den Kurprinzen. Hanau, 4. VIII. 1818. Archiv Carlshausen. <sup>15</sup> Kurprinz an Buderus. Kassel, 12. VIII. 1818. Archiv Carlshausen. <sup>16</sup> Buderus an den Kurprinzen. Hanau, 15. VIII. 1818. Ebenda. <sup>17</sup> Schlußbrief vom 15. X. 1818. Archiv Carlshausen. <sup>18</sup> Kurprinz von Hessen an Buderus. 6. II. 1819. Archiv Carlshausen. <sup>19</sup> Kurprinz von Hessen an von Carlshausen. 9. II. 1819. Ebenda. <sup>20</sup> Meyer Amschel von Rothschild & Söhne an Carlshausen. Frankfurt, 10. III. 1819. Archiv Carlshausen. <sup>21</sup> Tagebücher von Friedrich Gentz. Leipzig 1874, Bd. I, S. 365 u. 430; Bd. II, S. 27, 37 u. 39ff. <sup>22</sup> Gentz, Tagebuch a. a. O. Bd. II, S. 280. <sup>23</sup> Baron, Die Judenfrage auf dem Wiener Kongreß. Wien 1920, S. 191 u. 192. <sup>24</sup> Meyer Amschel von Rothschild & Söhne an Hardenberg. Frankfurt, 11. IX. 1818. Preußisches Geheimes Staatsarchiv, Berlin. <sup>25</sup> Schwemer, Geschichte der Freien Stadt Frankfurt a. M. Frankfurt 1910, II, S. 138. <sup>26</sup> Gentz, Tagebuch, a. a. O. Bd. II, S. 277.

<sup>27</sup> Gentz, Tagebuch, a. a. O. Bd. II, S. 280. <sup>28</sup> Gentz, Briefwechsel zwischen Friedrich Gentz und Adam Heinrich Müller. 1800—1829. Stuttgart 1857, S. 267. <sup>29</sup> Briefwechsel Gentz an Müller, a. a. O. S. 267. München, 12. XII. 1818. <sup>30</sup> Freiherr von Handel an Fürst Metternich. Darmstadt, 12. XII. 1818. Wien, Staatsarchiv. <sup>31</sup> Testament Carl Friedrich Buderus von Carlshausens. Hanau, 2. VIII. 1818. Archiv Carlshausen. <sup>32</sup> Polizeirapport aus Frankfurt vom 19. VI. 1819. Wien, Polizeiarchiv. <sup>33</sup> Der Berichterstatter meint die Erhebung in den Adelstand. <sup>34</sup> Heinrich von Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert. Leipzig 1897, III, S. 756. <sup>35</sup> Spottruf aus der Zeit der mittelalterlichen Judenhetzen. Wahrscheinlich stammt der Ausdruck von dem Lockruf der Ziegen mit Beziehung auf die traditionelle äußere Erscheinung der Juden, die einen Ziegenbart trugen. <sup>36</sup> Legationssekretär Le Monnier an den Präsidenten der Polizeihofstelle Graf Sedlnitzky. Frankfurt, 6. VIII. 1819. Wien, Polizeiarchiv. <sup>37</sup> Himly an den Rat von Frankfurt. 11. VIII. 1819. Preußisches Geheimes Staatsarchiv, Berlin. <sup>38</sup> Die Bürgermeister Metzler und Usermer an Himly. 11. VIII. 1819. Preußisches Geheimes Staatsarchiv, Berlin. <sup>39</sup> Auszug eines Briefes James Meyer von Rothschilds an David Parish in Karlsbad. Paris, 18. VIII. 1819. Wien, Staatsarchiv. <sup>40</sup> Freiherr von Handel an Metternich. Frankfurt, 3. IX. 1819. Wien, Staatsarchiv. <sup>41</sup> Staatskanzlei an Kommerzhofkommission. 16. IX. 1819. Wien, Staatsarchiv. <sup>42</sup> Ritter von Stahl an den Grafen von Stadion. Wien, 27. IX. 1819. Wien, Staatsarchiv. <sup>43</sup> Graf Stadion an Graf Saurau. Wien, 26. IX. 1819. Wien, Staatsarchiv. <sup>44</sup> Graf Saurau an Ritter von Stahl. Wien, 29. IX. 1819. Staatsarchiv. <sup>45</sup> Polizeibericht des Legationsrats Le Monnier aus Frankfurt. 8. X. 1819. Wien, Polizeiarchiv. <sup>46</sup> Barbier an Graf Saurau. Paris, 8. IX. 1819. Wien, Hofkammerarchiv. <sup>47</sup> Barbier an Stadion. Paris, 23. IX. 1819. Wien, Hofkammerarchiv. <sup>48</sup> Meyer Amschel Rothschild & Söhne an Graf Stadion. 20. XII. 1819. Wien, Hofkammerarchiv. <sup>49</sup> Siehe darüber Hormayr, „Kaiser Franz und Metternich“, ein nachgelassenes Fragment. Leipzig 1848. <sup>50</sup> Tagebücher des Karl Friedrich Freiherrn Kübeck von Kübau. Wien, 1909, I. Bd., 2. Teil, S. 319. <sup>51</sup> Simon Moritz von Bethmann, a. a. O. <sup>52</sup> Handel an Metternich. 19. II. 1820. Wien, Staatsarchiv. <sup>53</sup> Handel an Metternich. Frankfurt, 28. XI. 1819. Wien, Staatsarchiv. <sup>54</sup> Le Monnier an die Geheime Kabinettskanzlei zu Wien. Frankfurt, 22. II. 1821. Wien, Staatsarchiv. <sup>55</sup> Schwemer, a. a. O. II, S. 33. <sup>56</sup> Stahl an Metternich. Wien, 4. IV. 1820. Archiv des Ministeriums des Innern. <sup>57</sup> Metternich an Eszterházy. 31. V. 1820. Wien, Staatsarchiv. <sup>58</sup> Die Staatskanzlei an Stahl. Wien, 27. V. 1820. Wien, Staatsarchiv. <sup>59</sup> Siehe Handel an Metternich, nach Aktenlage zwischen dem 6. und 11. XI. 1819. Wien, Staatsarchiv. <sup>60</sup> Polizeibericht vom 1. V. 1820. Wien, Polizeiarchiv. <sup>61</sup> Siehe das Feuilleton Siegfried Loewys „Hotel Rothschild“. 29. IV. 1927. Neues Wiener Journal. <sup>62</sup> Metternich an Barbier. Wien, 6. X. 1820. Wien, Hofkammerarchiv. <sup>63</sup> Privatbrief Barbiers an Buol. Paris, 11. VII. 1820.

Wien, Hofkammerarchiv. <sup>64</sup> Memoire über die Unterredung des Zaren Alexander mit Metternich. 13. I. 1821. Wien, Staatsarchiv. <sup>65</sup> Graf Stadion privat an Metternich. 29. I. 1821. Wien, Staatsarchiv. <sup>66</sup> Salomon Rothschild an Graf Nesselrode. Wien, 29. I. 1821. Wien, Staatsarchiv. <sup>67</sup> Stadion an Metternich. Wien, 18. II. 1821. Wien, Staatsarchiv. <sup>68</sup> Salomon Rothschild an Metternich. Wien, 3. II. 1821. Wien, Staatsarchiv. <sup>69</sup> Stadion an Metternich. 18. II. 1821. Wien, Staatsarchiv. <sup>70</sup> Stadion an Metternich. Wien, 15. II. 1821. Wien, Staatsarchiv. <sup>71</sup> Stadion an Metternich. 20. II. 1821. Wien, Staatsarchiv. <sup>72</sup> Stadion an Metternich. Wien, 2. III. 1821. Wien, Staatsarchiv. <sup>73</sup> Stadion an Metternich. Wien, 6. III. 1821. Wien, Staatsarchiv. <sup>74</sup> Graf Sedlnitzky an Metternich. Wien, 3. III. 1821. Wien, Staatsarchiv. <sup>75</sup> Graf Stadion an Metternich. Wien, 8. III. 1821. Wien, Staatsarchiv. <sup>76</sup> Stadion an Metternich. Wenige Tage nach dem 8. III. 1821, ohne näheres Datum. Wien, Staatsarchiv. <sup>77</sup> Metternich an Feldmarschalleutnant Graf Bubna. Laibach, 10. III. 1821. Wien, Staatsarchiv. <sup>78</sup> Carl Rothschild an Metternich. Laibach, 13. III. 1821. Wien, Staatsarchiv. <sup>79</sup> Graf Ficquelmont an Metternich. Rom, 13. III. 1821. Wien, Staatsarchiv. <sup>80</sup> Tagebücher von Friedrich von Gentz, a. a. O. Bd. II, S. 397. <sup>81</sup> Stadion an Metternich. Wien, 22. III. 1821. Wien, Staatsarchiv. <sup>82</sup> Stadion an Metternich, zweites Schreiben vom 22. III. 1821. Wien, Staatsarchiv. <sup>83</sup> Metternich an Baron Vincent, österreichischen Gesandten in Florenz. 19. III. 1821. Wien, Staatsarchiv. <sup>84</sup> Metternich an Baron Vincent. Laibach, 1. III. 1821. Wien, Staatsarchiv. <sup>85</sup> Metternich an Baron Vincent. Laibach, 22. III. 1821. Wien, Staatsarchiv. <sup>86</sup> Vincent an Metternich. Florenz, 2. IV. 1821. Wien, Staatsarchiv. <sup>87</sup> Vincent an Metternich. Florenz, 5. IV. 1821. Wien, Staatsarchiv. <sup>88</sup> Vincent an Metternich. Florenz, 5. und 8. IV. 1821. Wien, Staatsarchiv. <sup>89</sup> Vincent an Metternich. Florenz, 8. IV. 1821. Wien, Staatsarchiv. <sup>90</sup> Anleihe-offerte Carl Meyer Rothschilds an die neapolitanische Regierung vom 19. IV. 1821. Wien, Staatsarchiv. <sup>91</sup> Graf Ficquelmont an Metternich. 19. IV. 1821. Neapel. Wien, Staatsarchiv. <sup>92</sup> Graf Ficquelmont an Metternich. Neapel, 19. IV. 1821. Wien, Staatsarchiv. <sup>93</sup> Carl Rothschild an Metternich. Neapel, 28. IV. 1821. Wien, Staatsarchiv. <sup>94</sup> Losch, a. a. O. S. 368. <sup>95</sup> Präsident der Kommerzhofstelle, Ritter von Stahl an Kaiser Franz. Wien, 4. III. 1821. Wien, Staatsarchiv. <sup>96</sup> Graf Stadion an Kaiser Franz. 6. III. 1821. Wien, Staatsarchiv. <sup>97</sup> Gutachten Freiherr von Lederers auf dem Vortrag Stadions. 14. IV. 1821. Wien, Staatsarchiv. <sup>98</sup> Graf Stadion an Kaiser Franz. Wien, 11. VI. 1821. Wien, Staatsarchiv. <sup>99</sup> M. Caepigue, Histoire des grandes opérations financières. Paris 1858, III, S. 103. <sup>100</sup> Ritter von Stahl an Graf Stadion. Wien, 23. VI. 1821. Wien, Staatsarchiv. <sup>101</sup> Metternich an Ritter von Stahl. Wien, 10. VII. 1821. <sup>102</sup> Metternich an Ficquelmont. 4. VII. 1821. Wien, Staatsarchiv. <sup>103</sup> Konventionsprojekt Neapel, 4. VIII. 1821. Wien, Staatsarchiv. <sup>104</sup> Metternich an Graf Ficquelmont. Wien, 21. VII. 1821.

Hochreservat. Wien, Staatsarchiv. <sup>105</sup> Carl Meyer Rothschild an Ficquelmont. Neapel, 10. IX. 1821. Wien, Staatsarchiv. <sup>106</sup> Finanzminister Marchese d'Andrea an Ficquelmont. Neapel, 5. IX. 1821. <sup>107</sup> Marchese d'Andrea an Carl Rothschild. Neapel, 27. X. 1821. Abschrift. Wien, Staatsarchiv. <sup>108</sup> Carl Rothschild an Ficquelmont. Neapel, 17. XI. 1821. Wien, Staatsarchiv. <sup>109</sup> Marchese d'Andrea an Carl Rothschild. Neapel, 31. I. 1822. Wien, Staatsarchiv. <sup>110</sup> Schwemer, a. a. O. II, S. 138ff. <sup>111</sup> Schwemer, 30. VIII. 1820, a. a. O. II, S. 149. <sup>112</sup> Bürgschaftsinstrument für die Verpflichtungen Barbaia's. Wien, Archiv des Ministeriums des Innern. <sup>113</sup> Amschel Meyer Rothschild an Metternich. Frankfurt, 3. XI. 1821. Wien, Staatsarchiv. <sup>114</sup> Vom Verlage J. G. Cotta Nachf. in Stuttgart aus dessen Archiv freundlichst zur Verfügung gestellt. <sup>115</sup> Heyck, „Die Allgemeine Zeitung“ 1798—1898. München 1898, S. 252f. <sup>116</sup> Am 7. VI. 1821; siehe Gentz' Tagebücher, a. a. O. Bd. II, S. 431. <sup>117</sup> Ebenda Bd. II, S. 432. <sup>118</sup> Ebenda Bd. II, S. 438. <sup>119</sup> Ebenda Bd. II, S. 479. <sup>120</sup> Gentz hatte durch Jahre hindurch den Fürsten der Moldau und Walachei politische Briefe gegen Bezahlung zukommen lassen. <sup>121</sup> Gentz, Tagebücher. 22. XII. 1821, a. a. O. Bd. II, S. 484. <sup>122</sup> Übersicht der Bargeldleistungen des Neapolitanischen Staatsschatzes für das k. k. Ärar. Beilage des Berichts Ficquelmonts an Metternich. Wien, 16. II. 1822. Wien, Staatsarchiv. <sup>123</sup> Graf Mentz an Metternich. Neapel, 16. II. 1824. Wien, Staatsarchiv. <sup>124</sup> Graf Ficquelmont an Metternich. Neapel, 5. XII. 1824. Wien, Staatsarchiv. <sup>125</sup> Bericht Stadions an den Kaiser und Metternich, ohne Datum. Januar 1822. Wien, Staatsarchiv. <sup>126</sup> Bethmann, a. a. O. S. 228. <sup>127</sup> Gutachten Pillersdorffs vom 15. III. 1822. Wien, Hofkammerarchiv. <sup>128</sup> Meyer Amschel Rothschild & Söhne an Pillersdorff. Wien, 12. IV. 1822. Wien, Hofkammerarchiv. <sup>129</sup> Meyer Amschel Rothschild & Söhne und Parish an Pillersdorff. Wien. 12. IV. 1822. Wien, Hofkammerarchiv. <sup>130</sup> Gentz' Tagebücher, a. a. O. Bd. III, S. 34.

## FÜNFTES KAPITEL

<sup>1</sup> Salomon Rothschild an Metternich. Verona, 22. X. 1822. Wien, Staatsarchiv. <sup>2</sup> Gentz' Tagebücher, a. a. O. Bd. III, S. 97. <sup>3</sup> Briefe von Friedrich von Gentz an Pilat. Leipzig 1868, Bd. II, S. 105. <sup>4</sup> Ein Anonymus an Montmorency. Paris, 12. XI. 1822. Interzept. Wien, Staatsarchiv. <sup>5</sup> Mémoires et Correspondances du Comte de Villèle. Paris 1888. Villèle an Montmorency. 18. II. 1822. Bd. III, S. 219. <sup>6</sup> Meyer Amschel Rothschild & Söhne an die Wiener Staatskanzlei. Wien, 22. I. 1823. Wien, Staatsarchiv. <sup>7</sup> Nathan Rothschild an die Kommerzhofkommission. London, 3. IX. 1822. Wien, Staatsarchiv. <sup>8</sup> Bertran de Lis an die Herren Brüder Rothschild in Paris. Madrid, 20. II. 1823. Kopie. Wien, Staatsarchiv. Auf dem Stücke steht unten von fremder Hand geschrieben: „Wir bitten, diese Zeilen geheim zu halten, da wir sie sehr ungerne in den Zeitungen lesen möchten.“ <sup>9</sup> Bertran de Lis an die Ge-



brüder Rothschild via H. Belin in Bayonne. Abschrift. Wien, Staatsarchiv. <sup>10</sup> Gentz' Tagebücher, a. a. O. Bd. III, S. 155. Die Unterredung fand am 12. III. 1823, also schon als Folge des ersten „interzipierten“ Briefes vom 20. II. 1823, statt. <sup>11</sup> Villèle an den Herzog von Angoulême. Paris, 11. V. 1823. Villèle, Mémoires et correspondances, a. a. O. Bd. III, S. 366 f. <sup>12</sup> Villèle, Mémoires, a. a. O. Bd. IV, S. 90. <sup>13</sup> Villèle, Mémoires, a. a. O. Bd. IV, S. 51. Brief vom 26. VI. 1823. <sup>14</sup> Villèle, Mémoires, a. a. O. Bd. III, S. 335. Brief vom 30. V. 1823. <sup>15</sup> Villèle, a. a. O. Bd. IV, S. 212. Brief Villèles an Angoulême. 10. VII. 1823. <sup>16</sup> Villèle, a. a. O. Bd. IV, S. 228. Brief Villèles an Angoulême. 11. VII. 1823. <sup>17</sup> Villèle, a. a. O. Bd. IV, S. 244. Villèle an Angoulême. 19. VII. 1823. <sup>18</sup> Villèle, a. a. O. Bd. IV, S. 276. Villèle an Angoulême. 31. VII. 1823. <sup>19</sup> Francis Baring, John Irving und James Rothschild an Villèle. Ein Stück ohne Datum, ein anderes vom 28. XII. 1823. <sup>20</sup> Villèle an Baring, Irving und Rothschild. Paris, 25. XII. 1823. Abschrift. Wien, Staatsarchiv. <sup>21</sup> Gentz' Tagebücher, a. a. O. Bd. III, S. 39. <sup>22</sup> Münch-Bellinghausen an Metternich. Frankfurt, 15. III. 1823. Wien, Staatsarchiv. <sup>23</sup> Schwemer, a. a. O. Bd. II, S. 157. <sup>24</sup> Schwemer, a. a. O. Bd. II, S. 161. <sup>25</sup> Konferenzprotokoll vom 13. IV. 1822. Wien, Staatsarchiv. <sup>26</sup> Kabinettschreiben des Kaisers Franz vom 22. V. 1822. Wien, Staatsarchiv. <sup>27</sup> Vortrag Stadions vom 29. VI. 1823. Wien, Staatsarchiv. <sup>28</sup> Alfred Francis Pribram, Österreichische Staatsverträge. Wien 1913, S. 454 ff. <sup>29</sup> Ebendort S. 558. <sup>30</sup> Salomon an Nathan, ohne Datum. 1823. Wien, Staatsarchiv. <sup>31</sup> Baring, Rothschild und Irving an Stadion. 15. X. 1823. Wien, Staatsarchiv. <sup>32</sup> Salomon Rothschild an Metternich. Wien, 31. X. 1823. Wien, Staatsarchiv. <sup>33</sup> Graf Zichysche Einbegleitung. 28. I. 1824. Wien, Staatsarchiv. <sup>34</sup> Handschreiben des Kaisers Franz vom 18. II. 1824. Wien, Staatsarchiv. <sup>35</sup> Pribram, a. a. O. S. 573. Nach dem Bericht Neumanns aus London vom 9. IV. 1824. <sup>36</sup> Anton Schnapper an Kaiser Franz. 7. VII. 1823. Wien, Staatsarchiv. <sup>37</sup> Anton Schnapper an Salomon Rothschild. Wien, 9. XI. 1823. Wien, Staatsarchiv. <sup>38</sup> Salomon Rothschild an Metternich. Wien, 11. XI. 1823. Wien, Staatsarchiv. <sup>39</sup> Vortrag des Finanzministers Grafen Stadion vom 20. II. 1824. Wien, Staatsarchiv. <sup>40</sup> Herr von Villèle an James Rothschild in Paris. Abschrift ohne näheres Datum im Staatsarchiv. Wien 1824. <sup>41</sup> Nathan an James. London, 6. III. 1824. Abschrift. Wien, Staatsarchiv. <sup>42</sup> Vincent an Metternich. Paris, 25. III. 1824. Mitteilung des Grafen Senft. Wien, Staatsarchiv. <sup>43</sup> Ouvrard, Mémoires de, sur sa vie et ses diverses opérations financières. Paris 1826, Bd. III, S. 289. — Ehrenberg, a. a. O. S. 110 u. 111. <sup>44</sup> Briefe von und an Friedrich von Gentz. Berlin 1909, Bd. III, 2. Teil, S. 206. <sup>45</sup> Ficquelmont an Fürst Metternich. Neapel, 21. VI. 1824. Wien, Staatsarchiv. <sup>46</sup> Ficquelmont an Metternich. Neapel, 17. VIII. 1824. Wien, Staatsarchiv. <sup>47</sup> Ficquelmont an Metternich. Neapel, 19. VII. 1824. Wien, Staatsarchiv. <sup>48</sup> Postdirektor Berger aus Mailand. 24. III. 1825. Wien, Polizeiarhiv.



<sup>49</sup> Präsidialdekret an die Generalpolizeidirektion in Mailand vom 13. VII. 1825. Wien, Polizeiarchiv. <sup>50</sup> Hormayr, Kaiser Franz und Metternich. Leipzig 1848, S. 80. <sup>51</sup> Leland Hamilton Jenks, The Migration of british capital to 1875. New York-London 1927. <sup>52</sup> Nathan Rothschild an den Fürsten Metternich. London, 16. IV. 1825. Wien, Staatsarchiv. <sup>53</sup> Richard Fürst Metternich, Aus Metternichs nachgelassenen Papieren. Wien 1880. Bd. IV, S. 174. Privatbrief Metternichs an Gentz vom 30. VI. 1825. <sup>54</sup> Vincent an Metternich. Paris 5. V. 1825. Wien, Staatsarchiv. <sup>55</sup> Vincent an Metternich. Paris, 8. VI. 1825. Wien, Staatsarchiv. <sup>56</sup> Vincent an Metternich. Paris, 9. VI. 1825. Lettre particulière. Wien, Staatsarchiv. <sup>57</sup> Metternich, a. a. O. Bd. IV, S. 174. Privatbrief Metternichs an Gentz. 30. VI. 1825. <sup>58</sup> Salomon Rothschild an Metternich. Paris, 18. VI. 1825. Wien, Staatsarchiv. <sup>59</sup> Metternich, a. a. O. S. 474. <sup>60</sup> Vincent an Metternich. Paris, 14. VIII. 1825. Wien, Staatsarchiv. <sup>61</sup> Vorgelegt vom Grenzpolizeikommissariat Schärding. Linz, 5. VII. 1825. Wien, Polizeiarchiv. <sup>62</sup> Salomon Rothschild an Metternich. Paris, 18. VI. 1825. Wien, Staatsarchiv. <sup>63</sup> Marmont an Metternich. 20. V. 1825. Ebenda. <sup>64</sup> Metternich an Rothschild. Mailand, 28. VI. 1825. <sup>65</sup> Marmont an Metternich. Paris, 6. XI. 1825. Wien, Staatsarchiv. <sup>66</sup> Salomon Rothschild an Metternich. Wien, 30. IV. 1827. Wien, Staatsarchiv. <sup>67</sup> Vincent an Metternich. Paris, 26. VIII. 1825. Wien, Staatsarchiv. <sup>68</sup> Vincent an Metternich. Paris, 14. IX. 1825. Wien, Staatsarchiv. <sup>69</sup> Carl Rothschild an Louis Philippe von Bombelles. Paris, 12. IX. 1825. Wien, Staatsarchiv. <sup>70</sup> Graf von Villeneuve durch Vermittlung Salomon Rothschilds an Metternich. Paris, 20. X. 1825. Wien, Staatsarchiv. <sup>71</sup> Rückäußerung Jablonowskys. März 1827. Wien, Hofkammerarchiv. <sup>72</sup> Barbier an Stadion. Paris, 16. VI. 1819. Wien, Hofkammerarchiv. <sup>73</sup> Meyer Amschel Rothschild & Söhne und J. F. Gontard & Söhne an Baron Barbier. Paris, 16. VI. 1819. Wien, Hofkammerarchiv. <sup>74</sup> Jablonowskys Bericht vom 20. VI. 1819. Erwähnt in der Rückäußerung vom März 1827. Wien, Hofkammerarchiv. <sup>75</sup> Wien, 30. IX. 1827. Wien, Hofkammerarchiv. <sup>76</sup> Im Betrage von 300485 fl. <sup>77</sup> Amschel (Anselm) Meyer von Rothschild an Metternich. Frankfurt, 20. III. 1826. Wien, Staatsarchiv. <sup>78</sup> Ehrenberg, a. a. O. S. 117. <sup>79</sup> Gentz' Tagebücher, a. a. O. Bd. III, S. 231 und 247. <sup>80</sup> Allgemeine deutsche Realenzyklopädie für die gebildeten Stände. F. A. Brockhaus. Leipzig 1826, Bd. IX. Artikel Rothschild. <sup>81</sup> Briefwechsel Gentz' an Müller, a. a. O. S. 406. <sup>82</sup> Gentz' Tagebücher, a. a. O. Bd. IV, S. 61. <sup>83</sup> Gentz' Tagebücher, a. a. O. Bd. IV, S. 164. <sup>84</sup> Gentz, Biographische Nachrichten über das Haus Rothschild. Abgedruckt in Schlesier, Ungedruckte Denkschriften, Tagebücher und Briefe von Gentz, Mannheim 1840.

## SECHSTES KAPITEL

<sup>1</sup> Ficquelmont an Metternich. 21. XI. 1822. Wien, Staatsarchiv. <sup>2</sup> Idem ad eundem, 17. VIII. 1824. Wien, Staatsarchiv. <sup>3</sup> Ficquelmont an den

kommandirenden General Graf Frimont. Neapel, 27. IX. 1824. Wien, Staatsarchiv. <sup>4</sup> Graf Apponyi an Metternich. Neapel, 22. II. 1825. Wien, Staatsarchiv. <sup>5</sup> Freiherr von Koller an Nádasdy. Neapel, 20. IX. 1825. Wien, Staatsarchiv. <sup>6</sup> Idem ad eundem. Neapel, 10. XII. 1825. Wien, Staatsarchiv. <sup>7</sup> De Medici an Carl Rothschild. Neapel, 30. V. 1826. Wien, Staatsarchiv. <sup>8</sup> Siehe des Verfassers Biographie Leopolds I. von Belgien. Wien, London, Brüssel. <sup>9</sup> Carl Rothschild an Graf Louis Philippe Bombelles. Neapel, 20. I. 1827. Wien, Staatsarchiv. <sup>10</sup> Salomon Rothschild an Metternich. Wien, 21. I. 1827. Wien, Staatsarchiv. <sup>11</sup> Billett der Staatskanzlei an das Haus Rothschild. 16. III. 1827. Wien, Staatsarchiv. <sup>12</sup> Bemerkung Metternichs auf der Beilage zu einem Bericht Ficquelmonts vom 20. II. 1827. Wien, Staatsarchiv. <sup>13</sup> Memorandum der neapolitanischen Botschaft in Wien. 11. VIII. 1827. Wien, Staatsarchiv. <sup>14</sup> Neipperg an Metternich. Parma, 16. XII. 1825. Wien, Staatsarchiv. <sup>15</sup> Siehe die Aufstellung in den kaiserlichen Familienpapieren. Wien, Staatsarchiv. <sup>16</sup> Graf Neipperg an Metternich. Parma, 16. XII. 1825. <sup>17</sup> Memoire Neippergs vom 16. XII. 1825. Wien, Staatsarchiv. <sup>18</sup> Metternich an Neipperg. 14. I. 1826. Wien, Staatsarchiv. <sup>19</sup> Memoire Neippergs vom 26. VI. 1826. Wien, Staatsarchiv. <sup>20</sup> Metternich an Salomon Rothschild. Johannisberg, 28. VIII. 1826. Wien, Staatsarchiv. <sup>21</sup> Salomon Rothschild an Metternich. Paris, 1. XI. 1826. Wien, Staatsarchiv. <sup>22</sup> Beilage zum Briefe Salomons an Metternich vom 1. IX. 1826. Wien, Staatsarchiv. <sup>23</sup> Salomon Rothschild an Metternich. Wien, 27. XI. 1826. Wien, Staatsarchiv. <sup>24</sup> Marie Louise an Kaiser Franz. Parma, 13. I. 1827. Wien, Staatsarchiv. <sup>25</sup> Bemerkungen zu der projektierten Anleihe für I. M. die Herzogin von Parma. Unterzeichnet von Salomon Rothschild. Wien, 31. I. 1827. Wien, Staatsarchiv. <sup>26</sup> Vertrag vom 4. II. 1827. Unterschrieben von Metternich, Werklein, Salomon Rothschild und Mirabaud & Co. <sup>27</sup> Metternich an Neipperg. Wien, 4. II. 1827. Wien, Staatsarchiv. <sup>28</sup> Metternich an Marie Louise. 4. II. 1827. Wien, Staatsarchiv. <sup>29</sup> Also ein Kapital von sechs Millionen Francs. <sup>30</sup> Marie Louise an Kaiser Franz. 7. VI. 1827. Wien, Staatsarchiv. <sup>31</sup> Salomon Rothschild an Metternich. Wien, 2. III. 1827. Wien, Staatsarchiv. <sup>32</sup> Metternich an Graf Neipperg. Wien, 6. III. 1827. Wien, Staatsarchiv. <sup>33</sup> Werklein aus Lucca an Graf Neipperg. 13. V. 1827. Wien, Staatsarchiv. <sup>34</sup> Metternich an Marie Louise. Wien, 3. VI. 1827. Wien, Staatsarchiv. <sup>35</sup> Metternich an Neipperg. Wien, 18. IV. 1827. Wien, Staatsarchiv. <sup>36</sup> Wertheimstein. <sup>37</sup> Der Konstantinorden von St. Georg, von Marie Louise gestiftet, war ein rotes Emaillkreuz, das in goldenen Buchstaben die Worte „in hoc signo vinces“ und den Namenszug Christi trug. Ein kleiner heiliger Georg im Kampfe mit dem Drachen war daran befestigt. <sup>38</sup> Dieses Wort ist im Original schwer lesbar. Anmerkung des Verfassers. <sup>39</sup> Die Folgezeit dementierte Metternich. <sup>40</sup> Salomon Rothschild an Werklein, ohne näheres Datum. Wien, Staatsarchiv. <sup>41</sup> Metternich an Neipperg. Wien, 3. VI. 1827. Wien, Staatsarchiv. <sup>42</sup> Dekret „Noi Maria Luigia“ usw. Parma,

18. VI. 1827. Original. Wien, Staatsarchiv. <sup>43</sup> Marie Louise an Kaiser Franz. 17. VI. 1827. Wien, Staatsarchiv. <sup>44</sup> Metternich an Marie Louise. Wien, 3. V. 1827. Wien, Staatsarchiv. <sup>45</sup> Marie Louise an Metternich. 17. VI. 1827. Wien, Staatsarchiv. <sup>46</sup> Neipperg an Metternich. Parma, 17. VI. 1827. Wien, Staatsarchiv. <sup>47</sup> Memoire Salomon Rothschilds. Wien, 30. VI. 1827. Wien, Staatsarchiv. <sup>48</sup> Indossaterledigung Marie Louisens. Casino dei Boschi, 9. VII. 1827. <sup>49</sup> Salomon Rothschild an Werklein. Wien, 2. II. 1828. Wien, Staatsarchiv. <sup>50</sup> Donationsakt vom 1. I. 1829. Wien, Staatsarchiv. <sup>51</sup> Goethe zu Kanzler von Müller am 23. IX. 1823. <sup>52</sup> Goethe zu Eckermann, am 20. X. 1828. <sup>53</sup> Eckermann, 11. IV. 1829. <sup>54</sup> Eckermann, 14. III. 1832. <sup>55</sup> Die Bemühungen, Daten über etwaige Beziehungen zwischen Goethe und Rothschild zu erhalten, hatten dürftigen Erfolg. Das Goethe- und Schillerarchiv in Weimar teilte mit, daß keinerlei Briefe oder sonstige Dokumente vorhanden wären, die von Beziehungen Goethes zum Hause Rothschild sprächen. Tewele, Goethe und die Juden sowie Babs gleichnamige Studie kennen nur die oben zitierten Goethestellen. Dr. Max Maurenbrecher, Goethe und die Juden. München 1921, führt wohl Material zur allgemeinen Einstellung des Dichters gegenüber dem Judentum an, weiß aber auch keine anderen Daten zu der Frage Goethe und die Familie Rothschild beizubringen. <sup>56</sup> Aus der Ehe Metternichs mit Eleonore Kaunitz; gleich seinen Geschwistern starb er 1829 in Neapel eines frühen Todes. <sup>57</sup> Botschafter Fürst Eszterházy an Metternich. London, 24. IV. 1829. Wien, Staatsarchiv. <sup>58</sup> So z. B. die Morning Chronicle vom 28. VIII. 1827. <sup>59</sup> Auszug aus einem deutsch-hebräischen Schreiben Nathan Rothschilds an Carl. London, 19. I. 1828. Wien, Polizeiarchiv. <sup>60</sup> von Srbik, Metternich, a. a. O. Bd. I, S. 628. <sup>61</sup> Konzept zu einem Memoire von Fürst Metternichs eigener Hand. 1828. Wien, Staatsarchiv. <sup>62</sup> Aus dem Nachlasse Friedrichs von Gentz. Wien 1867, Bd. I, S. 9. Die Briefe umfassen den Zeitraum von Oktober 1828 bis Dezember 1831. <sup>63</sup> Wertheimstein an Rothschild in Paris, aus dem Hebräischen. Interzept. Wien, 13. VIII. 1829. Polizeiarchiv Wien. <sup>64</sup> Auszug aus einem Briefe Nathans an Salomon vom 12. X. 1829. Wien, Staatsarchiv. <sup>65</sup> Russischer Botschafter in London. <sup>66</sup> Rother an Minister von Motz. 14. IV. 1829. Berlin, Preußisches Geheimes Staatsarchiv. <sup>67</sup> Rother an Friedrich Wilhelm III. Berlin, 9. III. 1830. Berlin, Preußisches Geheimes Staatsarchiv. <sup>68</sup> Rother an den Geheimen Staatsminister Grafen von Lottum und an Motz. 9. I. 1830. Berlin, Preußisches Geheimes Staatsarchiv. <sup>69</sup> Benecke an Graf Lottum. Rom, 14. I. 1830. Preußisches Geheimes Staatsarchiv. <sup>70</sup> Rother an den König. Berlin, 9. III. 1830. Berlin. Preußisches Geheimes Staatsarchiv. <sup>71</sup> König Friedrich Wilhelm III. an Rother. 17. III. 1830. Berlin, Preußisches Geheimes Staatsarchiv. <sup>72</sup> Die vier Häuser waren Arnstein & Eskeles, Geymüller & Co., S. G. Sina und M. A. Rothschild & Söhne. <sup>73</sup> Graf Kolowrat an Kaiser Franz. 18. II. 1830. Wien, Staatsarchiv. <sup>74</sup> Eichhoff, im a. h. Auftrage

an die vier Handelshäuser. Wien, 3. IV. 1830. Wien, Staatsarchiv.

<sup>75</sup> Die Ankäufe betrugen damals 506 000 Gulden vierproz. Obligationen à 97 für die Kinder Montenuovo; 997 000 fl. à 98,5 für Marie Louisens eigenes Konto; 213 000 fl. zum gleichen Übernahmspreis für das Konto Reichstadt. <sup>76</sup> Rothschild an Metternich. Wien, 17. II. 1830. Wien, Staatsarchiv. <sup>77</sup> Capefigue, *Histoire des grandes opérations financières*. Paris 1858, Bd. III, S. 158. <sup>78</sup> Salomon Rothschild an Graf Nádasdy. Mainz. 14. VI. 1830. Wien. Staatsarchiv. <sup>79</sup> *Memoire des Frankfurter Hauses Rothschild*. Juni 1830. Wien. Staatsarchiv. <sup>80</sup> Bethmann hatte nämlich einen Vorschuß von Österreich in dieser Höhe verlangt. <sup>81</sup> Nádasdy an Kolowrat. Denkschrift vom 5. VIII. 1830. Wien, Staatsarchiv. <sup>82</sup> James sandte ein solches Gesuch zur Einführung einer Comédie française in Wien Ende Februar 1830 an Salomon, der es am 5. März dem Ministerium vorlegte. Es wurde ihm bedeutet, daß ein solches Gesuch unzulässig sei. 30. III. 1830. Wien, Staatsarchiv. <sup>83</sup> Guichen, *La révolution de juillet en 1830 et l'Europe*. Paris 1907. <sup>84</sup> Apponyi an Metternich. 2. VI. 1830. Wien, Staatsarchiv. <sup>85</sup> Salomon Rothschild an Fürst Metternich. Paris, 19. VI. 1830. Wien, Staatsarchiv. <sup>86</sup> Capefigue, a. a. O. Bd. III, S. 312. <sup>87</sup> Charles Nicoulaud, *Mémoires de la Princesse de Boigne*. Paris 1908, Bd. III, S. 312. <sup>88</sup> Talleyrand an Mme. Adelaide. London, 15. X. 1830. *Mémoires du Prince Talleyrand*. Paris 1892, Bd. III, S. 456. <sup>89</sup> Britischer Botschafter in Paris. <sup>90</sup> Salomon Rothschild an Metternich. Paris, 30. VII. 1830. Aus Furcht vor Abfangen des Briefes durch die Revolutionäre fehlt die sonst gewohnte formelle Adresse und Unterschrift. Wien, Staatsarchiv. <sup>91</sup> Wahrscheinlich Wertheimstein. Bericht Salomons aus Paris vom 31. VII. 1830. Wien, Staatsarchiv. <sup>92</sup> Wien, Staatsarchiv. <sup>93</sup> Briefe von Friedrich von Gentz an Pilat. Leipzig 1868, Bd. II, S. 288. <sup>94</sup> Apponyi an Metternich. Paris, 16. VIII. 1830. Wien, Staatsarchiv. <sup>95</sup> Salomon Rothschild an einen Freund. Paris, September 1830. Wien, Staatsarchiv. <sup>96</sup> Minister des Äußeren im neuen Ministerium Louis Philippes. <sup>97</sup> Salomon Rothschild „an einen Freund“. Paris, September 1830. Wien, Staatsarchiv. <sup>98</sup> Salomon Rothschild an einen Freund (in diesem Falle vielleicht Gentz). Paris, 9. IX. 1830. Wien, Staatsarchiv. <sup>99</sup> James an Salomon. Paris, 24. XI. 1830. Wien, Staatsarchiv. <sup>100</sup> Dem Grafen Molé war im November 1830 General Sebastiani in der Leitung des Auswärtigen Amtes gefolgt. <sup>101</sup> Britischer Botschafter in Paris. <sup>102</sup> James an Salomon. Paris, 27. XI. 1830. Wien, Staatsarchiv. <sup>103</sup> Frankreichs neuer Finanzminister. <sup>104</sup> Graf von Mérode beteiligte sich am Aufstande, wurde Mitglied des Kongresses und belgischer Minister. <sup>105</sup> Der Zar war der neuen Ordnung in Frankreich Feind, wollte das neue Regime um keinen Preis anerkennen und Louis Philippe nicht der unter Monarchen üblichen brieflichen Ansprache „Monsieur mon frère“ würdigen. <sup>106</sup> Auch nach einer Mitteilung Salomons an Freiherrn von Kübeck, siehe Tagebücher des Karl Friedrich Freiherrn Kübeck von Kübau. Wien 1909, I. Bd.,

2. Teil, S. 302. <sup>107</sup> Salomon an James. Wien, 3. XII. 1830. Wien, Staatsarchiv. <sup>108</sup> Herzog von Broglie, Minister für Kultus und Unterricht im ersten Ministerium vom 11. VIII. 1830, in dem Molé Minister des Äußeren war. <sup>109</sup> Schätzung Rothers in einem Bericht an König Friedrich Wilhelm III. nach einer Mitteilung der Rothschild. 30. III. 1831. Berlin, Preußisches Geheimes Staatsarchiv. <sup>110</sup> Auszug aus Pariser Rothschildbriefen vom 10. und 14. XII. 1830, den Salomon Metternich am 22. XII. 1830 „zur geneigten Einsicht“ überreichte, um danach Metternich persönlich aufzuwarten. Wien, Staatsarchiv. <sup>111</sup> Man beabsichtigte, dem festgenommenen Polignac als dem Urheber der Ordonanzen, und mehreren seiner Minister den Prozeß zu machen.

---



## LEBENS DATEN

### der wichtigsten Persönlichkeiten

**Bethmann, Simon Moritz von**, geb. 1768, Chef des Frankfurter Bankhauses, von Kaiser Franz geadelt, vom Zaren zum Generalkonsul und Staatsrat ernannt. Kunstfreund und wissenschaftlicher Mäzen. Beim Durchmarsche durch Frankfurt stieg Napoleon I. 1813 in der Villa Bethmanns ab. Er starb 1826.

**Buderus von Carlshausen, Carl Friedrich**, geb. 1759, Sohn eines Schullehrers, wurde hessischer Obereinnehmer und bald Vermögensverwalter und finanzieller Vertrauter Wilhelms von Hessen. Später kurhessischer Präsident der Rentenkammer in Hanau, bevollmächtigter Minister und außerordentlicher Gesandter am Deutschen Bundestag in Frankfurt und am Großherzoglichen Hofe zu Darmstadt, sowie kurhessischer Geheimer Rat. Er starb 1819.

**Dalberg, Karl Theodor, Freiherr von**, geb. 1744, letzter Kurfürst von Mainz und Kurerzkanzler, 1806 Fürstprimas des Rheinbundes mit der Residenz in Frankfurt, 1810 Großherzog von Frankfurt. Mit dem Sturze Napoleons brach auch Dalbergs Herrschaft zusammen. Er starb 1817 in Regensburg.

**Gentz, Friedrich von**, geb. 1764 in Breslau, zuerst in preußischen, seit 1802 in österreichischen Diensten; Publizist und Sekretär Metternichs, wurde er Hofrat in der Haus-, Hof- und Staatskanzlei und des Kanzlers engster Vertrauter. Er starb 1832 in Wien.

**Hardenberg, Karl August, Fürst von**, geb. 1750, preußischer Staatsmann, seit 1803—1806 und vorübergehend 1807 Minister des Äußern, nach Steins Rücktritt 1810 Staatskanzler und oberster Leiter der Staatsangelegenheiten. Er starb 1822 in Genua.

**Herries, John Charles**, geb. 1778, Privatsekretär des Schatzkanzlers Vansittart, vom 1. X. 1811 bis 24. X. 1816 Commissary in chief zur Versorgung der alliierten und am Festlande kämpfenden britischen Truppen mit Geld, 1827 Chancellor of the Exchequer, mußte aber bald zurücktreten.

**Louis Philippe von Orléans, König von Frankreich**, geb. 1773, trat bei Ausbruch der Revolution in die Nationalgarde, diente bis 1793 in der republikanischen Armee. Nach der Hinrichtung seines Vaters emigrierte er in die Schweiz, lebte während der Napoleonischen Zeit in Amerika, England, Sizilien und Spanien und kehrte erst nach der Restauration der älteren Linie der Bourbonen nach Frankreich zurück. Nach der Julirevolution von 1830 zum König erhoben, herrschte er bis zur Februarrevolution von 1848 und ging dann nach England, wo er 1850 starb.

**Marmont, August Friedrich von**, Herzog von Ragusa, Marschall von Frankreich, geb. 1774, von Napoleon als ausgezeichnete General geschätzt, verwaltete die illyrischen Provinzen, war einer der ersten, der

1814 von Napoleon abfiel und sich den Bourbonen unterwarf. Als Oberkommandant der Haustruppen der Könige Ludwig XVIII. und Karl X. konnte er 1830 der Revolution nicht Herr werden, zog sich aus Paris zurück und begleitete Karl X. ins Ausland. Er starb 1852 zu Venedig.

Marie Louise, geb. 1791, älteste Tochter Kaiser Franzens, 1810 Napoleons Gemahlin, bekam 1811 einen Sohn, den König von Rom, später Herzog von Reichstadt, verließ ihren Gemahl nach dessen Abdankung, übernahm 1816 die Regierung von Parma, Piacenza und Guastalla, heiratete nach Napoleons Tode 1822 morganatisch den Fmlt. Grafen Neipperg, nach dessen Tode noch den Grafen Bombelles. Starb 1847 zu Wien.

Neipperg, Adam Adalbert, Graf von, geb. 1775, General in österreichischen Diensten, schloß 1814 ein Bündnis mit Murat in Neapel, intervenierte 1815 neuerlich militärisch in jener Stadt, sodann Obersthofmeister Marie Louisens in Parma, 1822 deren morganatischer Gemahl. Er starb am 22. II. 1829 in Parma.

Parish, David, Freiherr von Senftenberg, Sohn eines Hamburger Bankiers, machte sich selbständig, wurde später Teilhaber des Wiener Bankhauses Fries & Co., durch dessen Sturz er mitgerissen wurde. Starb durch Selbstmord im April 1826 zu Wien.

Rother, Christian von, geb. 1778, preußischer Finanzbeamter, Rechnungsrat Hardenbergs, mit den wichtigsten Geschäften betraut, 1819 Direktor der Seehandlung, 1820 Reorganisator des Finanzwesens, 1836 Staatsminister. Er starb 1849.

Rothschild, Meyer Amschel, geb. zu Frankfurt a. M. 1743, Gründer des Bankhauses, vermählt am 29. VIII. 1770 mit Gutle Schnapper, starb 1812 zu Frankfurt a. M.

Rothschild, Amschel Meyer, ältester Sohn des vorigen, geb. 12. VI. 1773, vermählt mit Eva Hanau 16. XI. 1796, Chef des Frankfurter Bankhauses. Gestorben 6. XII. 1855.

Rothschild, Salomon Meyer, Bruder des vorigen, geb. 9. IX. 1774, vermählt mit Karoline Stern am 26. XI. 1800, Chef des Wiener Bankhauses. Gestorben 27. VII. 1855.

Rothschild, Nathan Meyer, Bruder des vorigen, geb. 16. IX. 1777, vermählt am 22. X. 1806 mit Hannah Barent Cohen, Chef des Londoner Bankhauses. Gestorben 28. VII. 1836.

Rothschild, Carl Meyer, Bruder des vorigen, geb. 24. IV. 1788, vermählt am 16. IX. 1818 mit Adelheid Herz, Chef des Neapler Bankhauses. Gestorben 10. III. 1855.

Rothschild, James Meyer, Bruder des vorigen, geb. 15. V. 1792, vermählt 11. VII. 1824 mit Betty, der Tochter Salomon Rothschilds, Chef des Pariser Bankhauses. Gestorben 15. XI. 1868.

Stadion, Johann Philipp, Graf von, geb. 1763, trat in den diplomatischen Dienst Österreichs, 1805–1809 Minister des Auswärtigen, seit 1812 wieder diplomatisch vorübergehend verwendet, wurde er so-

dann zum Präsidenten der Hofkammer und Finanzminister ernannt. Starb zu Baden bei Wien 1824.

Villèle, Josef, Graf von, geb. 1773, französischer Staatsmann, seit 1815 Mitglied der Kammer und Führer der royalistischen Ultras, 1821 Finanzminister, 1822–1828 Ministerpräsident. Er starb 1854.

Wellington, Arthur Wellesley, Herzog von, Fürst von Waterloo, geb. 1769, kämpfte in Ostindien und in Dänemark, 1808 Kommandant der britischen Expedition nach Portugal, 1809 bis zum Sturze Napoleons 1814 Oberbefehlshaber gegen die Franzosen in Spanien und Portugal. Sieger von Waterloo 18. VI. 1815; später auch Politiker, vertrat er England 1818 in Aachen, 1822 am Kongreß in Verona, 1827 Oberbefehlshaber der britischen Landmacht. Mitglied des Oberhauses, Tory, 1828 Ministerpräsident, trat in Verfolg der Julirevolution nach der Thronbesteigung Wilhelms IV. November 1830 zurück. 1834 bis 1835 unter Peel Minister des Auswärtigen. Er starb 1852 zu Dover.

Wilhelm von Hessen, geb. 1743, von 1785–1803 als Landgraf Wilhelm IX., dann als Kurfürst Wilhelm I. Er starb 1821 zu Kassel.

---

# LITERATURVERZEICHNIS

## für die Zeit von 1770—1830

- Anonym, *Les Rothschild*. Paris 1925.
- Ayer, Jules, *A century of finance 1804 to 1904. The London house of Rothschild*.
- Balla, Ignatz, *Die Rothschilds*. Berlin 1912.
- Baron Dr. Salo, *Die Judenfrage auf dem Wiener Kongreß*. Wien und Berlin 1920.
- Beaulieu-Marconnay, Karl Frh. von, Karl von Dalberg und seine Zeit. Weimar 1879.
- Beer, *Die österreichische Handelspolitik im 19. Jahrhundert*. Wien 1891.
- Beer, Adolf, *Die Finanzen Österreichs im 19. Jahrhundert*. Prag 1877.
- Berghoeffer, Chr. W., Meyer Amschel Rothschild. Frankfurt a. M. 1923.
- Bethmann, Simon Moritz von, und seine Vorfahren. Frankfurt a. M. 1898.
- Bianchini, Cav. Lodovico, *Della storia delle finanze del regno di Napoli libri sette*. Palermo 1839.
- Biographie, *Allgemeine deutsche*.
- Biographie générale, *Nouvelle*. Paris 1863.
- Biography and Obituary, *The Annual 1857, Vol. XXI*.
- Boigne, *Mémoires de la Comtesse de*. Paris 1907.
- Bounatian, Dr. Mentor, *Geschichte der Handelskrisen in England 1640—1840*. München 1908.
- Brialmont, A., *Histoire du Duc de Wellington*. Paris 1856.
- Brunner, Dr. Hugo, *General Lagrange*. Kassel 1897.
- Buxton, Charles Esqu., *Memoirs of Sir Thomas Fowell Buxton Baronet*, edited by his son. London 1848.
- Capefigue, M., *Histoire des grandes opérations financières. III*. Paris 1858.
- Castelli, I. F., *Memoiren meines Lebens*. München 1914.
- Cussy, *Souvenirs du chevalier de, 1795—1866*. Paris 1909.
- Démachy, Edouard, *Les Rothschild, une famille de financiers juifs au XIX<sup>e</sup> siècle*. Paris 1896.
- Despatches, *Correspondence and Memoranda of Field Marshal Arthur Duke of Wellington*. Edited by his son the Duke of Wellington. London 1867.
- Dietz, Dr. Alex, *Frankfurter Handelsgeschichte*. Frankfurt a. M. 1921 bis 1925. Dieses ausgezeichnete, umfassende fünfbandige Werk weist in seinen Rothschild gewidmeten Seiten auf die Notwendigkeit hin, in Berghoeffers Arbeit „zwischen den Zeilen“ zu lesen.
- Dietz, Dr. Alex, *Stammbuch der Frankfurter Juden* 1907.
- Drumont, Edouard, *La France juive*. Paris.

- Ehrenberg, Dr. Richard, Die Fugger, Rothschild, Krupp. 3. Auflage. Jena 1925.
- Ehrenberg, Dr. Richard, Das Haus Parish in Hamburg. Jena 1905.
- Elking, Max von, Die deutschen Hilfstruppen im nordamerikanischen Befreiungskriege 1776—1783.
- Enzyklopädie für die gebildeten Stände. Allgemeine deutsche Real . . .
- Faber, Herr von Hormayr und die Lebensbilder aus dem Befreiungskriege. Leipzig 1844.
- Fournier, Napoleon I. Wien 1822.
- Frankfurter Zeitung, Geschichte der. Frankfurt a. M. 1911.
- Gentz, Briefwechsel zwischen Friedrich Gentz und Adam Müller 1800 bis 1829. Stuttgart 1857.
- Gentz, Aus dem Nachlaß Friedrich von. Wien 1867.
- Gentz, Briefe von Friedrich von Gentz an Pilat. Leipzig 1868.
- Gentz, Tagebücher von Friedrich von Gentz aus dem Nachlaß Varnhagens von Ense. Leipzig 1874.
- Gentz, Briefe von und an Friedrich von Gentz. Wien 1867.
- Grillparzer, Selbstbiographie und Bildnisse. Wien 1923.
- Guichen, La révolution de juillet en 1830 et l'Europe. Paris 1917.
- Herries, Edward, Memoirs of the public life of the right hon. John Charles Herries in the reigns of George III., IV., William IV. and Victoria. London 1880.
- Heyck, Die Allgemeine Zeitung. München 1898.
- Heyden, Galerie berühmter und merkwürdiger Frankfurter. Frankfurt a. M. 1861.
- (Hormayr zu Hartenburg), Kaiser Franz und Metternich. Leipzig 1848.
- Humboldt, Wilhelm und Caroline von, in ihren Briefen 1815—1817 Berlin 1912.
- Jacobson, Israel, Unterthänigste Vorstellung an S. H. den Fürstprimas der Rheinkonföderation über dessen neue Stättigkeitsschutzordnung für die Judenschaft in Frankfurt a. Main. Braunschweig 1808.
- Jost, Neuere Geschichte der Israeliten 1815—1845. Berlin 1846.
- Kapp, Friedrich, Der Soldatenhandel deutscher Fürsten nach Amerika 1775—1783. Berlin 1864.
- Kohout, Dr. Adolph, Finanzgrößen und große Finanzen. Berlin 1909.
- Kralik, Geschichte der neuesten Zeit von 1815 bis zur Gegenwart. Wien und Graz 1920.
- Kriegk, G. L., Geschichte von Frankfurt a. M. in ausgewählten Darstellungen. Frankfurt a. M. 1871.
- Kübeck von Kübau, Tagebücher des Carl Friedrich, Frh. v. Wien 1909.
- Kübeck von Kübau, Metternich und Kübeck. Ein Briefwechsel. Wien 1910.
- Lee Sidney, Dictionary of national biography. London 1897.
- Losch, Dr. Philipp, Kurfürst Wilhelm I. Marburg 1923.



- Marbot, Mémoires du général baron de. Paris 1891.
- Marion, Marcel, Histoire financière de la France depuis 1715. Paris 1914.
- Matrac, Les Rothschild, leur origine, Waterloo, leur fortune. Paris 1909.
- Metternich, Fürst Richard, Aus Metternichs nachgelassenen Papieren. Wien 1880.
- Nervo, Baron de, Les finances françaises sous la restauration 1814—1830. Paris 1867.
- Nicoullaud, Charles, Mémoires de la Comtesse de Boigne. Paris 1908.
- Ouvrard, G. I., Mémoires de. Sur sa vie et ses diverses opérations financières. Paris 1826.
- Picciotto, James, Sketches of Anglo-Jewish History. London 1875.
- Pribram, Alfred Francis, Österreichische Staatsverträge. Wien 1913.
- Rabinowics, Dr. I. M., La famille de Rothschild 1882.
- Reeves, John, The Rothschilds. The financial Rulers of Nations. London 1887.
- Rother, Christian von, Nekrolog. Separater Abdruck aus dem Preussischen Staatsanzeiger vom 15. und 16. XII. 1849. Berlin 1849.
- (Steinmann, Fr.), Das Haus Rothschild. Seine Geschichte und seine Geschäfte. Prag und Leipzig 1857.
- Scharf von Scharffenstein, Das geheime Treiben, der Einfluß und die Macht des Judentums in Frankreich seit 100 Jahren (1771—1871). Stuttgart 1872.
- Scherb, von, Geschichte des Hauses Rothschild. Berlin 1872.
- Schlesier, Gustav von, Ungedruckte Denkschriften, Tagebücher und Briefe von Gentz. Mannheim 1840.
- Schmidt-Weissenfels, E., Geschichte des modernen Reichtums. Berlin 1893.
- Schmidt-Weissenfels, E., Friedrich Gentz. Prag 1859.
- Schwemer, Geschichte der freien Stadt Frankfurt a. M. 1814—1866. Frankfurt a. M. 1910.
- Smidt, Johann, Ein Gedenkbuch zur Säcularfeier seines Geburtstags. Bremen 1878.
- Srbik, Heinrich von, Metternich. Der Staatsmann und der Mensch. München 1925.
- Strobl von Ravelsberg, Metternich und seine Zeit 1773—1859. Wien-Leipzig 1907.
- Tabellarische Übersicht sämtlicher Wechsel-, Münz- und Obligationencourse von den Jahren 1796—1832. Wien, Staatsarchiv.
- Talleyrand, Mémoires du prince, publiés par le Duc de Broglie. Paris 1892.
- Treskow, A. von, Biographische Notizen über Nathan Meyer Rothschild. Quedlinburg 1837.
- Übersicht der Lage und der rechtlichen Gesuche der Fuldaïschen und Hanauischen Domänenkäufer. Frankfurt a. M. 1814.
- Vehse, Geschichte der deutschen Höfe.

- Verschner, O. C., Freiherr von, Die deutschen Hilfstruppen im amerikanischen Revolutionskriege Braunschweig 1901.
- Verschner, O. C., Freiherr von, Die Hessen und die anderen deutschen Hilfstruppen im Kriege Großbritanniens gegen Amerika 1776—1783. Braunschweig und Leipzig 1901.
- Villèle, Mémoires et Correspondances du Comte de. Paris 1888.
- Wachstein, Die Inschriften des alten Judenfriedhofes in Wien. Wien 1912.
- Walpole, Spencer, History of France from the Conclusion of the great war in 1815. London 1878.
- Ward and Gooch, The Cambridge History of British foreign Policy 1783—1919.
- Webster, The foreign Policy of Castlereagh 1815—1822. London 1925.
- Weil, Les dessous du Congrès de Vienne. Paris 1917.
- Weill, Rothschild und die europäischen Staaten. Stuttgart 1844.
- Wellington, The dispatches of Field Marshal the Duke of . . . during his various campaigns from 1799 to 1848. London 1837.
- Wirth, Max, Geschichte der Handelskrisen. Frankfurt a. M. 1883.
- Zichy, Gróf Széchényi István. Budapest 1896.
-

Von  
Egon Caesar Conte Corti  
erschienen im Amalthea-Verlag,  
Wien  
MAXIMILIAN UND CHARLOTTE VON MEXIKO  
Mit 32 Abbildungen,  
5 Faksimiles und einer Karte  
Zwei Bände

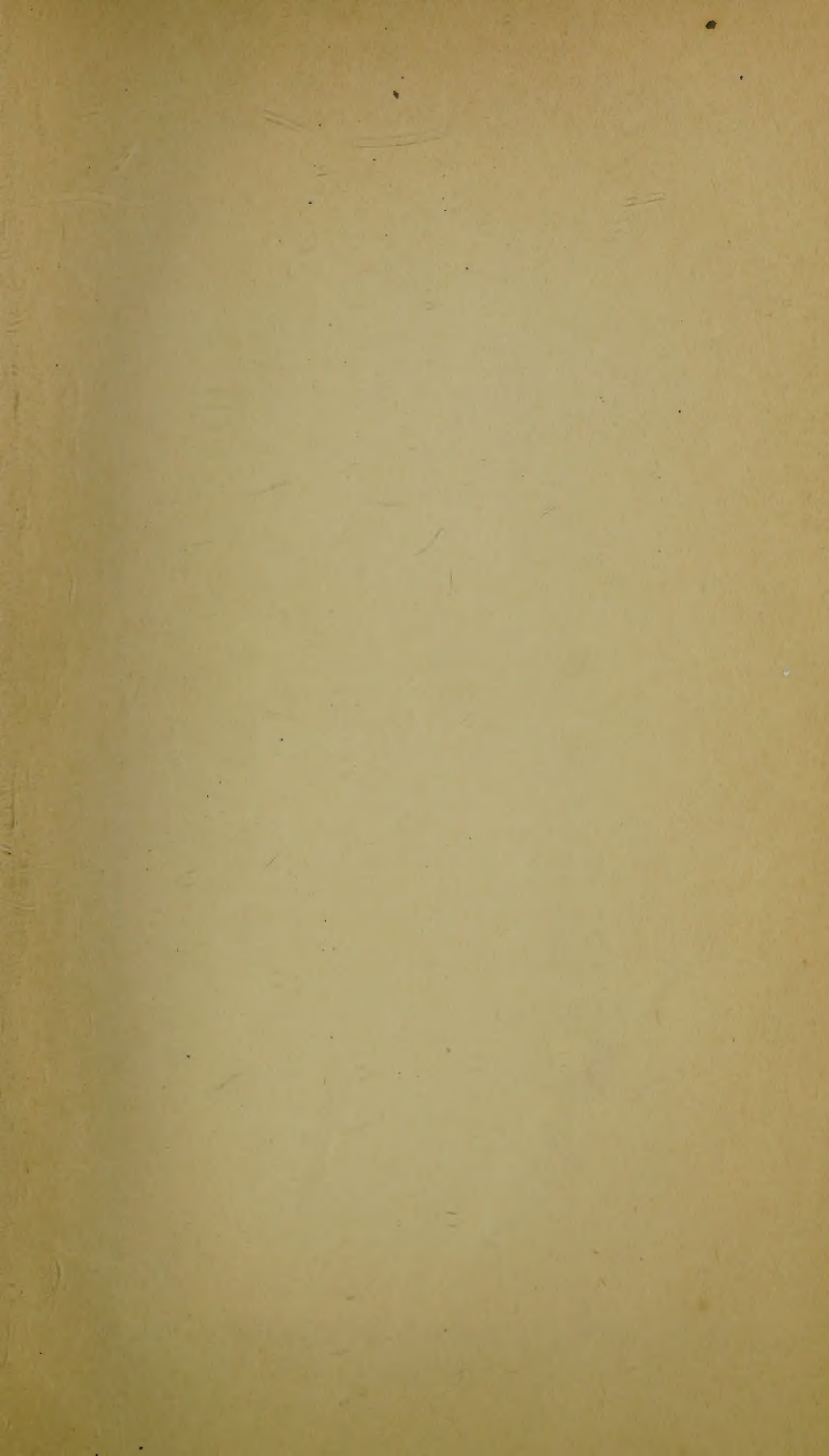
---

LEOPOLD I. VON BELGIEN  
Sein Weltgebäude Koburger Familienmacht  
Nach ungedruckten  
Geheimdokumenten des Königs und  
sonstigen meist unveröffentlichten Quellen  
Mit 8 Lichtdrucktafeln

---

Im Verlag von  
L. W. Seidel & Sohn, Wien  
ALEXANDER VON BATTENBERG  
Sein Kampf mit den Zaren und Bismarck  
Nach des ersten Fürsten von Bulgarien  
nachgelassenen Papieren und sonstigen  
ungedruckten Quellen  
Mit zahlreichen Bildern, Faksimiles  
und Karten

Druck der Spamerschen Buchdruckerei  
in Leipzig





3 6655 00028324 2

HG1552.E8 C57

Corti, Egon Caesar, /Aufstieg d

HG 1552 .E8 C57

Corti, Egon Caesar, 1886-

Der aufstieg des hauses

Rothschild, 1770-1830

DATE DUE

HG 1552 .E8 C57

Corti, Egon Caesar, 1886-

Der aufstieg des hauses

Rothschild, 1770-1830

DATE DUE

BORROWER'S NAME

**Concordia College Library**  
**Bronxville, NY 10708**





